



**Will Berthold**

**Geld wie Heu**

scanned by dawn  
corrected by Yffffi

Verwegen brechen bei Kriegsende 1945 aus der Falle von Triest drei deutsche Fallschirmjäger aus. Sie kämpfen sich durch Himmel und Hölle, siegreiche Verlierer, Männer, die nur nach Hause wollen - doch auf einmal haben sie Geld wie Heu...

ISBN 3-442-06420-1

© 1982 by Wilhelm Goldmann Verlag

Umschlagentwurf: Atelier Adolf & Angelika Bachmann, München

Umschlagfoto: Studio Schmalz, München

**Dieses Buch ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!**

## **Buch**

Tausende britischer Pfund-Noten treiben in den letzten Tagen des Krieges auf dem Toplitzsee, schwimmen die Enns hinunter, die Spätlese meisterlich gefälschten Feindgeldes. Soldaten und Zivilisten, Einheimische und Fremde, Russen und Amerikaner reißen sich um den Blüten-Segen, dessen Herkunft der CIC-Captain Steel, ein cleverer und bedenkenloser Spezialist, brutal und bravourös klärt. Um diese schillernde Figur der Besatzungszeit ranken sich Schieber, Fräuleins und Mörder, begauerte Betrüger und ehrliche Diebe. Der »Müllkübel des Dritten Reiches« wird entleert - sein Abfall stinkt noch in Zürich, Madrid und Südamerika.

Will Bertholds Roman »Geld wie Heu« steht unter Hochspannung; er führt quer durch eine berstende Zeit und verblüfft immer wieder mit unerwarteten Überrumpelungen, kriminalistischen Finessen und erotischen Delikatessen. Die Kulisse ist beklemmend echt — und nicht zuletzt startet der Autor auch eine ungestüme, ehrliche und boshafte Attacke auf die Philosophie des großen Geldes.

## **Autor**

Will Berthold, 1924 in Bamberg geboren, wurde als achtzehnjähriger Abiturient zur Wehrmacht eingezogen. Er überlebte den Fronteinsatz im Osten und schlug sich 1945 aus dem belagerten Berlin nach Westen durch. Aus der Kriegsgefangenschaft entlassen, war er nacheinander Hilfsarbeiter, Pressevolontär und Werkstudent, wurde dann Mitarbeiter der »Süddeutschen Zeitung« in München und lebte später als freier Schriftsteller in München, Rom und Ascona. Ausgedehnte Reisen führten ihn in die Vereinigten Staaten, nach Kanada und nach Israel.

Berthold schrieb bisher über dreißig Romane und Sachbücher sowie ein Dutzend Spielfilme und zeichnete als Autor wie als Regisseur einer Reihe von Fernsehdokumentationen. Seine Bücher wurden in vierzehn Sprachen übersetzt.

## ***ERSTER TEIL***

### ***Alarmzeichen***

Dieser Mittwoch ist ein Tag, der sich auf dem linken Bein erhoben hat. Überraschend war über Nacht das Wetter gekippt, statt des vorhergesagten Sonnenscheins fällt dichter Dauerregen auf die Dächer von München. Der derzeitige Hausherr der beschlagnahmten Villa in Nymphenburg erwacht gegen zehn Uhr und überzeugt sich allmählich, daß er allein ist.

Er erhebt sich mühsam, tritt ans Fenster, betrachtet die Schäden, die der Sturm im Garten angerichtet hat: Meteorologie, die Lehre vom Zufall. Wenn es in Feldafing auch so aussieht, ist der Golfplatz mindestens für diese Woche ruiniert; er schüttelt sich. Dieser lustlose Morgen ist so unfreundlich und abweisend wie eine Nutte an ihrem freien Tag.

Captain Robert S. Steel streicht sich die Haare aus der Stirn; er trägt sie etwas länger als die meisten Amerikaner. Er stammt zwar aus Arizona, dem Land der Cowboys, aber zu dieser Stunde ist er nicht der strahlende Westernheld, der lässig das Lasso schwingt, sich in allen Sätteln zurechtfindet und mit einem Schuß gleich zwei erledigt.

Die nächste Überraschung kommt prompt. Im Badezimmer stellt der Captain fest, daß das Warmwasser ausgefallen ist. Auf die kalte Dusche verzichtet er. Er schneidet sich beim Rasieren; während er die Schnittwunde behandelt, betrachtet er sich kritisch im Spiegel. Er hat ein schmales, übermüdetes Gesicht, das einmal geordnet werden müßte. Es zeigt Spuren von Charme und Spuren von Whisky. Der Charme stammt von seinem Wiener Großvater, der noch im alten Jahrhundert in die Staaten ausgewandert war, der Whisky von der Party des gestrigen

Abends. Highlife in Germany: vier Partys in fünf Tagen. Wie immer nimmt sich Robert S. Steel vor, sein Lotterleben einzuschränken, und wie meistens wird er beim Lunch schon wieder überlegen, wie sich der heutige Abend verbringen läßt.

Des Tages Ungemach setzt sich fort: Als der Captain mit dem fabrikneuen »Oldsmobile« starten will, springt der Motor nicht an, und er muß den »Chevy« aus der Garage holen. Er wird viel zu spät in sein Office kommen. Am Odeonsplatz ist eine Straßenbahn entgleist; er kann nicht vor und nicht zurück und versäumt so noch einmal zwanzig Minuten.

Er jagt durch die Prinzregentenstraße, die Kurven zum Friedensengel hoch, wo zur Rechten das Münchener CIC-Headquarter liegt, das Hauptquartier des Geheimdienstes der US Army, nur ein paar hundert Meter von Hitlers einstiger Privatwohnung entfernt.

Der Diktator ist schon seit drei Jahren tot, existent sind nur noch die Folgen seiner Politik, und das heißt, daß zur Zeit noch eineinhalb Millionen deutscher Soldaten in Kriegsgefangenschaft sind, daß fünfzehn Millionen Flüchtlinge ihre Heimat verloren haben und daß noch immer sechshunderttausend DPs, verschleppte Personen, vorwiegend in Lagern leben.

Steel stellt den Wagen ab, betritt die Dienststelle, in der er der Falschgeldspezialist der Militärregierung und Verbindungsoffizier zur Property Control - eigentlich nur Gast ist. Er schüttelt den lästigen Leutnant Whistler ab, schickt Jutta, seine Sekretärin, zum Einkaufen in die PX und sieht die nächste Bescherung: Sein Büro ist unaufgeräumt, weil die Putzfrau erkrankt ist.

Das Telefon klingelt. Pausenlos. In seinem Vorzimmer. Diese verdammte Jutta, wo bleibt sie bloß? Genau genommen ist sie als Deutsche gar nicht berechtigt, seine Ration abzuholen, aber sie gibt sich alliierter als alle Alliierten zusammen, und der

Captain ist in Besetzungszeiten ein kleiner Gott, und ein solcher tut, was er will.

Steel tritt ans Waschbecken, füllt ein Glas mit Wasser, wirft zwei Aspirin hinein. Der Trigeminusnerv setzt in seinem Kopf die Party von gestern fort. Zu seinem verdorbenen Magen kommt jetzt noch das Ohrensausen vom ständigen Telefongebimmel.

Leutnant Whistler steckt seinen Kopf herein. »Nehmen Sie nicht ab, Captain?« fragt er vorwurfsvoll.

»Shit«, erwidert Robert S. Steel. »Was ist denn schon wieder los?«

»Vielleicht eine Informantin«, entgegnet der schlaksige Offizier. »Womöglich auch nur eine Verrückte.«

Mit angewidertem Gesicht greift der Offizier nach dem Hörer. »Captain Steel«, meldet er sich mit krächzender Stimme. »Sind Sie der Chef?« fragt eine aufgeregte Frau. »Ja«, antwortet der Mann mit dem Alkoholkater. »Zuständig für Falschgeld?« »Auch das.«

»Und Sie sprechen Deutsch?«

»Das hören Sie doch«, versetzt Captain Steel. »Und wer sind Sie?«

»Mein Name tut nichts zur Sache«, antwortet die Informantin schrill. »Aber ich gebe Ihnen eine Chance, den Dandy zu fassen und -«

»Wer ist der Dandy?« unterbricht sie der Captain. »Das fragen Sie mich?«

Die Stimme am anderen Ende droht zu kippen. Eine kleine Pause tritt ein. Der Captain weiß, daß seine Leute funktionieren. Das Gespräch wird mitgeschnitten und per Fangschaltung festgestellt, von wo die aufgeregte Frau anruft. Einen Moment lang fragt sich der Captain, wie sie wohl aussieht; er macht es zu einem Sport, aus dem Klang der Stimme auf das Aussehen der

Sprechenden zu schließen. Die Unbekannte könnte dunkelhaarig sein; sie ist vielleicht der Typ, der ein wenig zur Korpulenz neigt, haltlos lacht und noch hemmungsloser weint, aber das sind nur zweifelhafte Vermutungen. Wie eine Frau aussieht, weiß man immer erst, wenn man ihr begegnet; welche Gefühle sie hat, erfährt man, wenn man sie umarmt; und welchen Charakter sie besitzt, stellt man fest, wenn sie einem das Geld aus der Brieftasche nimmt.

»Sie sind aber wirklich gut«, nimmt die Informantin das Gespräch wieder auf. »Bin ich hinter Falschmünzern her oder Sie?« Sie lacht kurz, es klingt schrill und blechern. »Damit Sie es nur wissen: Der Dandy ist der gerissenste Geldfälscher, den es je gegeben hat.«

»Man lernt nicht aus«, entgegnet der Captain sarkastisch, mit der linken Hand greift er sich ein Stück Papier. »Sagen Sie mir wenigstens, wie dieser Tausendsassa aussieht«, fährt er fort.

»Gut«, erwidert die Anruferin. »Viel zu gut.« Wieder lässt sie ihr grettes Lachen hören. »Als ich ihn kennenlernte, hieß er Ferdinand Allen. Aber er wechselt seine Papiere und seine Namen so häufig wie seine Freundinnen. Er hieß schon Fritz Kitzer, Georg Krimmel, Jean Perrier, Alan Davis und Peter Flott. Vielleicht kennt er seinen richtigen Namen selbst nicht mehr.«

»Und wo wohnt er jetzt?«

»Was weiß ich«, erwidert die Anruferin. »Bei mir ist er ausgezogen.«

»Wollen Sie denn nicht hierherkommen?« fragt der Captain. »Ich schick' Ihnen einen Wagen.«

»Auf keinen Fall.«

»Ja, zum Teufel«, flucht der Captain, »warum wenden Sie sich dann überhaupt an uns?«

Wieder ist es ein paar Sekunden still in der Leitung.

»Weil ich ihn hasse«, sagt die Frau hart und deutlich; dann hängt sie ein.

Der Captain sieht einen Moment ins Leere. Er repetiert, trotz seines Hangovers, das Gespräch. Er ist bekannt für ein blendendes Gedächtnis, das selbst Nebensächlichkeiten speichert. Dandy, überlegt er, irgendwie hat er diesen Spitznamen schon einmal gehört, aber Dandys gibt's wie Sand am Meer.

Diesmal läßt sich Leutnant Whistler nicht mehr aufhalten. Wie immer hat er ein paar Akten in der Hand und ein paar Falten im Gesicht. Er haßt seinen Job, er haßt den Captain, er haßt die Armee, er haßt alles, was ihm keine Punkte bringt, mit deren Hilfe er nach Cleveland in Ohio zurückkehren will, und zwar heute lieber als morgen.

Diese deutsche Trümmerlandschaft steht ihm bis obenhin, dieses armselige Land, in dem nur der Hunger satt wird. In den Zeitungen steht, daß die tägliche Kalorienzuteilung in der Bizone für den Normalverbraucher von 1181 auf 1550 erhöht wurde, aber Leutnant Whistler weiß, daß es zum Beispiel im Ruhrgebiet schon seit Wochen weder Fett noch Fleisch noch Kartoffeln gegeben hat.

»Der Anruf kam aus einer Telefonkabine am Marienplatz«, meldet er.

»Na ja«, entgegnet der Captain. »Eine verlassene Braut.«

»Manchmal sind verlassene Bräute unsere besten Mitarbeiter.«

»Manchmal«, brummelt der Captain, »aber Weihnachten ist öfter.«

»Ich würde der Sache nachgehen«, sagt Whistler.

»Nichts gegen einen guten Ratschlag, Leutnant«, erwidert der Captain. Er fläzt sich in den Stuhl, legt die Beine auf den Schreibtisch. »Haben Sie schon einmal etwas von einem Fritz

Kitzer gehört?« fragt er.

»Nein.«

»Von Georg Krimmel?«

»Nein.«

»Von Alan Davis?«

»Nein.«

»Peter Flott kennen Sie auch nicht zufällig?«

»Zufällig nicht«, erwidert der lange Leutnant verärgert.

»Dann haben Sie vielleicht die Freundlichkeit, nach den genannten Herren fahnden zu lassen«, befiehlt der Captain.

»Nehmen Sie Inspektor Gräbert von der hiesigen Kripo dazu, vielleicht ist der schlauer als wir.«

Die verdammten Aspirins helfen nicht, nicht die Bohne, eigentlich helfen sie nie und beruhigen höchstens die Nerven, die falschen natürlich, nicht den Trigeminus; aber Steel weiß, wie man die Sache abstellt, dafür hat er seine Patentmedizin. »Seven years old«, steht auf der Bourbon-Flasche: freilich hat ihr Inhalt keine Chance, auch nur einen Tag älter zu werden.

Zwar muß Robert S. Steel heute mittag zur Militärregierung in der Tegernseer Landstraße, die von den Münchenern »Bücklingsallee« genannt wird, und der Major haßt es, wenn seine Offiziere vor Sonnenuntergang schon eine Fahne haben.

Bis zur Rückkehr Juttas hat er schon viermal nach dem »Old Smuggler« gegriffen.

Der Captain ist kein Alkoholiker, doch ein Trinker. Dienstlich gesehen gilt er als Könner. Er leistet sich keine Vorurteile, nicht einmal gegenüber den Besetzten. Da er hier keine Verwandten verloren hat, braucht er weder nach verschollenen Menschen noch nach entchwundenen Vermögenswerten zu fahnden. Seine Mutter war eine Schweizerin aus Zürich, die sich nie so recht an Amerika gewöhnt hat, und so ist Steel zweisprachig aufgewachsen; er

wurde bei der Kriminalpolizei ausgebildet, zur Army eingezogen und war einer der ersten Offiziere gewesen, die über die Brücke von Remagen das rechte Rheinufer erstürmten. Später entdeckte man seine berufliche Qualifikation, und da er auch noch fließend Deutsch sprach, landete er fast zwangsläufig beim »Counter Intelligence Corps« und hatte mit dem »Unternehmen Bernhard«, dem sogenannten Himmler-Geld, seinen ersten ganz großen Fall.

Er wurde einer der Chefspezialisten, die in aller Welt nach den Tätern und ihren Helfern fahndeten und im Ausseer Gebiet, dem Herzen der sogenannten Festung Alpenland, den Müllkübel des Dritten Reiches leerten. Obwohl die »New York Times« geschrieben hatte, Captain Robert S. Steel und seine Männer hätten das »Geschwür bis auf die Knochen ausgebrannt«, war die englische Regierung bei Kriegsende gezwungen gewesen, schlagartig die Zehn-, Zwanzig-, Fünfzig-, Hundert- und Tausend-Pfund-Noten aus dem Verkehr zu ziehen und durch neue Scheine zu ersetzen. Die im KZ Sachsenhausen hergestellten Blüten waren für Großbritannien gefährlicher gewesen als die V-Waffen.

Seitdem geht es um den Falschgeldspezialisten wesentlich ruhiger zu. Er untersteht direkt dem Hauptquartier des Generals Clay, das vor kurzem von Frankfurt nach Heidelberg umgezogen ist, um dem deutschen Zweizonenwirtschaftsrat Platz zu machen. Steel bewohnt zwei Villen und verfügt über einen privaten Fuhrpark von drei Autos. Zu einem Zeitpunkt, da viele andere US-Offiziere, wenigstens die jüngeren von ihnen, ziemlich häufig damit beschäftigt sind, ihre raren Dollars mit deutschen Fräuleins zu verbündeln - auch um sich am Puritanismus ihrer amerikanischen Gattinnen zu rächen -, hatte Robert S. Steel es in einem bettelarmen Land zu enormem Reichtum gebracht, wie er sich so schnell nicht erwerben lässt, wenn man ehrlich bleibt, aber daran will er nicht denken. Von seinem Nummernkonto bei einer Züricher Privatbank wissen

seine Vorgesetzten so wenig wie seine deutsche Freundin in München von ihrer Frankfurter Rivalin.

Jutta kommt zurück, gefolgt von dem Fahrer, der einen mächtigen Karton schleppt, vollgepackt mit Camel-Stangen, Bourbon-Flaschen, Nescafe-Dosen, Schokolade und Candies. Jutta ist das exakte Gegenteil von Nutscherl; sie ist etwas kleiner als mittelgroß, hellblond, bestückt mit aggressiven Rundungen jeweils an den richtigen Stellen. Frech, hübsch und abgebrüht - Jutta weiß, wo Gott wohnt, der Gott, der Camels wachsen ließ. Und sie ist großzügig ihrem Freund gegenüber, vielleicht weil sie ab und zu auch von der Fahne geht, aber als Deutsche hat sie, wie sie sagt, vorderhand genug von Fahnen.

»Nimm dir, was du brauchst«, sagt der Captain.

»Danke, Bob«, erwidert Jutta und bedient sich mit einer Stange Zigaretten, einer Flasche Whisky und einem Paket Süßigkeiten. »Du weißt ja, es ist für meine Mutter.«

»Hoffentlich kriegt deine Mutter keine Säuferleber«, erwidert der Amerikaner.

»Hoffentlich bekommst du keinen Leberschaden«, sagt Jutta, eine Nuance zu dreist. »Wenn du so weitersäufst, wirst du nicht einmal so alt, wie du aussiehst.«

»Shut up!« fährt er sie an, zündet sich eine Zigarette an, nimmt noch einen Schluck. Manchmal kann er auch Jutta gegenüber richtig zornig werden. Aber es hält nicht lange an. Sie zeigt ihm die Beine wie die Zähne, und beides ist makellos. »Wie alt sehe ich denn aus?«

»Es geht noch«, entgegnet Jutta und schiebt ihm Pfefferminzbonbons zwecks Atemreinigung zu. »Soll ich dir Kaffee kochen?« fragt sie.

»Gott bewahre«, erwidert Steel.

»Aber die Postmappe mußt du noch durchgehen.«

»Morgen«, entgegnet er.

Jutta bringt sie gleich an, fein säuberlich nach Buchstaben abgelegt.

»Ordnung muß sein«, faucht der Captain sie an. »Ohne Ordnung keine Bürokratie und ohne Bürokratie kein Faschismus.«

»Und alle Deutschen sind Faschisten«, versetzt Jutta.

»Poppycock«, antwortet er, und sie lachen beide.

Leutnant Whistler kommt zurück, Inspektor Gräbert im Gefolge.

»Zunächst einmal«, meldet der Leutnant, »ist der Mann, den wir suchen, in keinem Münchener Hotel abgestiegen.«

»Abgestiegen vielleicht schon«, korrigiert ihn der Captain. »Nur nicht gemeldet oder«, analysiert er weiter, »unter keinem der uns bekannten Namen.« Er sieht den begehrlichen Blick Gräberts und schiebt ihm ein Päckchen Zigaretten zu. »Wenn einer fünf Namen hat, kann er sich auch noch einen sechsten zulegen, am I right?«

Whistler nickt. Gegen die ätzende Logik seines Chefs kann er nicht mehr vorbringen, als daß sie ihm auf den Wecker fällt.

»Wenn einer in einer Zeit, da die meisten nicht einmal einen Paß besitzen, gleich fünf oder sechs hat, sind sie gefälscht. Könnt ihr mir folgen, fellows?«

»Aber ja, Captain.«

»Wer so meisterhaft Pässe fälschen kann, kann sich natürlich auch an die Fabrikation von Falschgeld machen.« Steel schiebt Gräbert die Flasche zu. »One for the road?« fragt er.

Der Inspektor trinkt nur aus dem Glas.

»Also«, fährt Steel fort, »sucht gefälligst weiter, guys. Wie steht's geschrieben? Sucht, und ihr werdet finden!«

»Vermutlich eine Alkoholikerin«, versetzt der Leutnant griesgrämig. »Ich hab' das Band noch einmal abgehört, ganz laut gestellt, und dabei zwei Rülpser registriert.«

»Vielleicht waren es bloß Seufzer«, entgegnet der Captain.  
»Wir haben sowieso nicht viel zu tun.«

Den Satz sollte Robert S. Steel schon kurze Zeit später mehr als bereuen.

Geld gibt's zur Zeit in Deutschland, so viel man will, nur kann man nichts dafür kaufen. Das Dritte Reich hatte die Reichsmarkpressen auf vollen Touren laufen lassen und die sowjetische Militärverwaltung dann das simple Verfahren gleich übernommen und viele Milliarden gedruckt - Papier ist geduldig. Nunmehr liegt die Reichsmark auf dem Totenbett. Neue Banknoten sind schon per Schiff unterwegs zum Bremer Hafen. Die Währungsreform wird über Nacht zum Wiederaufbausturm, der die Zigarettenwährung außer Kraft setzt: Statt fünfzig Mark kostet ein Glimmstäbchen nur noch fünfzig Pfennig. Die Auslagenscheiben füllen sich, frühe Waren bieten sich an wie späte Huren. Am 20. Juni 1948 haben in Deutschland einen Moment lang alle Menschen gleich viel Geld in der Tasche; Minuten später gibt es bereits wieder die ersten Bankrotteure und die ersten Millionäre.

Monate nach dem Währungsschnitt betätigt sich Robert S. Steel wieder einmal als Partytiger. Ein in die Staaten zurückfahrender Major gibt in Harlaching ein rauschendes Abschiedsfest. »Nur für wilde Zweier«, wie er bei der Einladung sagt.

Das Telefon hat es schwer, sich gegen den Lärm durchzusetzen, aber als sich Colonel Highsmith, die rechte Hand General Clays, der erst nach zwei Stunden Fahndung Captain Steel ausfindig machen konnte, um zwei Uhr morgens bei der Abschiedsparty meldet, wird die Musik leiser gestellt; der Gerufene steigt aus den Schwaden des Alkohols und wird in Rekordzeit wieder nüchtern.

»Steel, wo stecken Sie denn bloß?« poltert der Colonel, sonst sein Gönner. »Es brennt. Kommen Sie sofort nach Heidelberg.«

»Jetzt?« fragt der Captain ziemlich entgeistert.

»Sehen Sie zu, daß Sie eine Militärmaschine nach Wiesbaden erwischen. Ich schicke Ihnen einen Wagen zum Airport Erbenheim.«

»Was ist denn eigentlich los?« fragt Steel.

»Stellen Sie keine Fragen, sondern kommen Sie schleunigst hierher. Top secret übrigens!« Der Colonel muß sich erinnert haben, daß man Befehle zur Unzeit doch etwas höflicher erteilt. »Hängt mit Ihren Ermittlungen nach dem Einmarsch zusammen. Kommen Sie her und richten Sie sich darauf ein, daß Sie anschließend gleich nach Paris zu Interpol weiterfliegen.«

»Okay, Sir«, entgegnet der Captain und legt auf.

»Was ist denn los?« fragt Jutta.

»The party is over«, versetzt Robert S. Steel ärgerlich.

Als er am frühen Morgen auf dem Erdinger Militärflugplatz in die Maschine steigt, um ins Headquarter zu starten, ahnt er bereits, daß eine von ihm geplante Vergangenheit wieder aufgebrochen ist. Er wehrt sich dagegen, aber er wittert bereits ihren üblen Geruch, auch wenn er noch nicht weiß, was auf ihn zukommen wird.

Der Autosalon steht im Freien. Das Eleganteste an ihm ist sein Name. Er ist nicht mehr als ein Parkplatz auf einem Trümmergelände mit siebzehn Autos, die ihre Vergangenheit hinter dem äußeren Glanz der Politur tarnen. Die meisten Fahrzeuge sind bis zum Zusammenbruch für den Sieg gerollt. Jetzt stehen sie, in Linie zu drei Gliedern sauber ausgerichtet, an der Münchener Hauptverkehrsstraße und warten auf die Käufer. Ihre Räder müssen rollen für die D-Mark.

Der Eingang zu dem Autosalon ist durch zwei einfache Holzstangen markiert. Es ist nicht viel los heute, drei Monate, zwei Wochen und zwei Tage nach der Währungsreform. Die

Passanten hauchen kleine Frostfähnchen in die Herbstluft. Sie husteln schlechtgelaunt und geben unwirsche Antworten, wenn man sie anspricht. Die Verkäufer des Autosalons haben heute noch nicht das Salz in die Suppe verdient. Sie tragen Stutzerjacken mit Pelzkragen. Sie wirken zurechtgemacht wie ihre Autos.

Unter dem Eingang bleibt ein etwa fünfunddreißigjähriger Mann stehen. Er ist groß und ungewöhnlich gut angezogen, fast ein wenig dandyhaft. Er hat glatte Haare, stahlgraue Augen und ein keckes Bärtchen auf der Oberlippe. Er sieht aus wie Clark Gable, nicht ganz so echt natürlich wie der Filmheld, aber dafür jünger. Er hat ein gestrafftes, gebräuntes Gesicht. Daß sein Kinn etwas zu kurz ausgefallen ist, pflegen die Frauen erst dann zu bemerken, wenn er sie verlassen hat.

»Ich möchte ein Auto kaufen«, sagt der junge Mann. »Ein schnelles, wenn Sie so etwas haben.«

»Darf ich Sie auf den grünen Mercedes aufmerksam machen?« sagt der Verkäufer und deutet auf eine Limousine, Baujahr 1934. »Ganz neuwertig, sehr wenig gelaufen. Das Auto gehörte einem Kreisleiter, der hat ja Zeit gehabt im Krieg, es schön zu pflegen.«

»Nein«, erwidert der Interessent. Er zeigt auf die drei amerikanischen Straßenkreuzer, die etwas abseits stehen, als wollten sie mit ihren ärmlichen deutschen Verwandten nichts zu tun haben.

»Da werden Sie Pech haben«, sagt der Verkäufer mißgelaunt. Er steckt beide Hände in die Hosentaschen und lächelt einen Augenblick geringschätzig. »Corinna«, ruft er dann, »komm doch mal her! Ein Interessent.«

Corinna ist eine Überraschung für jeden, der plötzlich ihren Weg kreuzt. Sie ist zweiundzwanzig Jahre alt und wirkt wie zwanzig. Sie ist gut entwickelt, hübsch, um nicht zu sagen bildhübsch. Ihre langen, rötlichen Haare stempeln sie zu einem

Vamp, ihre wasserblauen, naiven Augen zu einem Kind. Sie ist weder das eine noch das andere. Sie ist Studentin der englischen Literatur und verdient sich ihr Geld als Gebrauchtwagenhändlerin, amerikanische Abteilung. Sie lächelt den Interessenten an. »Sprechen Sie Deutsch?« fragt sie.

»Ich denke schon«, entgegnet er. »Gestatten Sie«, stellt er sich vor, »Stefan Wollner.«

Corinna nickt. »Sind Sie Deutscher?« fragt sie.

»Warum?« entgegnet Stefan.

»Amerikanische Fahrzeuge können vorerst nur von Devisenausländern erworben werden.«

»Ich bin Devisenausländer«, behauptet Stefan Wollner.

Corinna sieht einen Augenblick überrascht auf den seltsamen Ausländer, der Deutsch spricht, als hätte er es unter Aufsicht eines niederbayerischen Oberlehrers gelernt.

»Deutschamerikaner«, erläutert er. »Meine Eltern stammen aus Deutschland. Sie sind nach Südamerika ausgewandert.« Er deutet auf einen himmelblauen Chevrolet. »Hat der Heizung?«

»Alle amerikanischen Autos haben Heizung«, erwidert Corinna.

»Natürlich«, kontert der Interessent. »Und alle US-Autos haben natürlich Radio. Man ist nur nicht immer sicher davor, daß sie nicht in Deutschland ausgebaut wurden.«

Corinna errötet leicht. Geschäftsmäßig fährt sie mit ihrer Erläuterung fort: »Der Wagen ist in einem ausgezeichneten Zustand. Er ist erst dreißigtausend Meilen gelaufen. Er gehörte einem amerikanischen Major, der sich vor ein paar Tagen erschossen hat, weil mit seiner Frau etwas nicht stimmte.«

»Immer dieser Ärger mit den Frauen«, erwidert Wollner lachend.

Corinna will nicht flirten, sondern verkaufen. »Ich weiß nicht, ob Sie wissen«, erläutert sie weiter, »daß der Wagen

natürlich in Devisen bezahlt werden muß. Der Motor ist von uns nachgesehen. Beachten Sie bitte die Reifen: Der Wagen ist sechsfach neu bereift. Alles Weißwandmäntel, das Allerneueste. Sehr elegant. Der Wagen ist mit einem wunderbaren Zweitonstarkhorn ausgestattet.« Sie hält einen Augenblick inne, zieht eine Zigarette aus ihrem Etui, läßt sich von dem Kaufinteressenten Feuer geben. »Danke«, sagt sie. »Aber ich will Sie natürlich nicht beeinflussen, den Chevrolet zu nehmen. Der Studebaker nebenan ist ebenfalls sehr zu empfehlen. Er hat die sportlichere Note. Trotzdem ist er etwas billiger.«

»Hat sich sein Besitzer auch erschossen?« fragt der Ausländer gutgelaunt; sein Interesse gilt mehr Corinna als den Autos.

Sie will ärgerlich werden, geht aber auf seinen Ton ein. »Nein«, erwidert sie. »Er verkauft ihn, weil er Geld für seine Hochzeit braucht.«

»Komisch«, antwortet Stefan, »daß die Amerikaner mit den Frauen immer Pech haben.« Er wirft seine Zigarette weg. »Ich nehme den Chevrolet«, sagt er unvermittelt. »Vom Motor verstehe ich sowieso nichts. Ich verlasse mich auf Ihre schönen blauen Augen. Und jetzt gehe ich rasch zur Bank.«

Corinna weiß nicht, ob Stefan Wollner im Spaß oder im Ernst redet, sie geht ein paar Schritte hinter ihm her und ruft ihm nach: »Wollen Sie denn nicht wenigstens wissen, was er kostet? Viertausendeinhundert Dollar!«

Corinnas Kollegen sind voller Spott. Sie wissen, daß ihre langhaarige Konkurrentin einem Angeber aufgesessen ist. In dieser Zeit wimmelt es in Deutschland von Deutschamerikanern. Die Großmutter aus USA ist ganz groß im Kommen. Autoverkäufer haben allen Grund, mit der Zeit unzufrieden zu sein. Wann gab es in dieser Branche schon einmal Frauen als Angestellte?

Der Käufer braucht nur sechsunddreißig Minuten. Vor der

erstaunten Corinna packt er gemächlich aus seiner Aktentasche Quittungen, Bescheinigungen und einen brasilianischen Reisepaß aus. »Hier«, sagt er. »Bin ich nicht ein Musterschüler? Ich habe alles ganz richtig gemacht.«

Corinna lächelt. »Da brauche ich Ihnen also nur noch den Zündschlüssel zu geben und guten Start zu wünschen.«

»Das ist noch nicht alles«, erwidert Wollner. »Wenn man bei uns ein Auto kauft, trinkt man eine Flasche Sekt darauf.«

»Ich habe leider keinen hier«, entgegnet Corinna lächelnd. Ihr Gesicht ist gerötet, ihre Augen glänzen. Von der Verkaufsprovision kann sie, wenn sie sparsam ist, fast zwei Monate leben.

»Es braucht nicht hier zu sein«, drängt Stefan. »Ich dachte an heute abend. Untertags trinken doch nur Schieber.«

Corinna weiß, was sie dem Geschäft schuldig ist - und Adrian ist ohnedies schon wieder auf Reisen; er wird frühestens morgen zurückkommen. »Um zwanzig Uhr«, erwidert sie. »Ich wohne Corneliusstraße acht, dritter Stock links, zweimal läuten.«

Am Abend macht sich Corinna zurecht. Viel Arbeit hat sie dabei nicht, aber endlich kann eine Frau wieder wie eine Frau aussehen, und das heißt hübsch sein.

Colonel Highsmith ist an die sechzig, graumeliert, alert und schlank. Schon optisch wirkt er wie ein Repräsentant des besseren Amerika, geradlinig und rechtschaffen, und das muß ein Mann auch sein, der ein herrenloses Vermögen von mehr als dreizehn Milliarden Friedensmark verwaltet. Diese Riesensumme, die unter Property Control steht, setzt sich aus dem beschlagnahmten Besitz von NS-Größen und Parteigliederungen zusammen. Strandgut des Krieges, über das sich die Belasteten ausschweigen, weil sie jeden Grund dazu haben, und die Unbelasteten nicht reden können, weil sie nichts darüber wissen. Unter diesen Umständen könnte Highsmith in

die eigene Tasche wirtschaften und auf die Seite bringen, was er wollte, aber er gehört zu den US-Offizieren, die aus Germany ärmer wegfahren werden, als sie gekommen sind.

»Sit down, Bob«, begrüßt er Captain Steel. »Tea, coffee?«

»Coffee, please«, antwortet der Besucher; es ist nicht zu erwarten, daß ihm der Colonel vor Sonnenuntergang einen Bourbon offerieren wird, aber er hat den Eindruck, daß ihm Highsmith weit schärfere Sachen anbieten könnte.

»Guten Flug gehabt?« fragt Highsmith, aber es klingt wie: »Bereits ausgenüchtert?«

Der Captain schweigt vorsichtshalber.

»Well«, beginnt die rechte Hand des US-Militärgouverneurs für Deutschland, »wir haben ein Problem. Vielleicht ist alles nur blinder Alarm, wenn es das aber nicht ist«, setzt er hinzu, und man hört seiner Stimme den Grimm an, »dann gnade uns Gott. Nach dem General sind Sie der dritte, der von der Sache erfährt.« Er wartet, bis die Sekretärin dem Gast Kaffee eingeschenkt hat: »Es riecht nach 1945.« Er öffnet seine Schreibtischschublade und holt zwei Geldscheine hervor.

Der Captain sieht mit dem ersten Blick, daß es sich um weiße Fünf-Pfund-Noten der Bank of England handelt, wie sie noch im Umlauf sind: knitterfreies Papier, komplizierte Gravuren, mit mindestens hundertsechzig spezifischen Merkmalen. Allein schon die verschnörkelte Schrift schützt weitgehend vor Nachahmung. Experten in aller Welt hielten die britischen Banknoten für unfälschbar - bis dann, bei Kriegsende, die peinlich geheimgehaltene Bombe geplatzt war und sich herausgestellt hatte, daß das Reichssicherheitshauptamt im KZ Sachsenhausen, mitunter auch Oranienburg genannt und in der Heide nördlich von Berlin gelegen, Millionen von Banknoten in Milliarden-Werten mit dem Erfolg gefälscht hat, daß man sie von den echten nicht unterscheiden konnte.

»Hier«, sagt Highsmith und breitet die beiden Fünf-Pfund-

Scheine nebeneinander vor seinem Besucher aus. »Beide Banknoten sind vor fünf Wochen bei einem Zürcher Bankhaus gegen Schweizer Franken umgetauscht worden. Innerhalb weniger Tage. Beide von Ausländern.« Der Colonel erhebt sich, tritt auf der anderen Seite des Schreibtischs hinter den Captain. »Nun raten Sie mal, Bob, was auf den ersten Blick auffällt.«

»Beide haben die gleiche Nummer«, antwortet der Experte.

»Richtig«, sagt Highsmith giftig. »Und nun zeigen Sie mir, welche von beiden die gezinkte Karte ist.«

Der Besucher starrt die Scheine an, zerreibt sie zwischen den Fingern, stellt fest, daß das Papier sich einwandfrei anfühlt. »Ich müßte sie im Labor untersuchen lassen, Sir«, erklärt er dann.

»Hab' ich bereits getan«, versetzt der Colonel, geht wieder auf die andere Seite, greift erneut in die Schublade, wirft mit angewidertem Gesicht die Expertise auf den Tisch. »Sie brauchen sie gar nicht zu lesen, Bob, unsere Boys sind zur Ansicht gekommen, daß beide Scheine völlig identisch sind.«

»Wie damals«, entgegnet Steel. »Bei der Operation Bernhard.«

»Exakt«, erwidert der Colonel. »Ich habe bereits festgestellt, daß Sie der einzige von den damals an der Aufklärung beteiligten Offizieren sind, der sich noch in Europa aufhält. Wo befinden sich eigentlich die Akten?«

»Im CIC-Tresor«, antwortet der Falschgeldspezialist. »Die Aktion Bernhard wurde damals von uns einwandfrei aufgeklärt. Anschließend haben wir eine Empfehlung an die Bank of England gegeben, alle Pfundnoten einzuziehen und durch neue zu ersetzen.«

»Was auch geschehen ist.«

»Bis auf die Fünf-Pfund-Scheine«, stellt Captain Steel fest. »Es war damals technisch einfach nicht möglich - inzwischen müssen die Leute in London geschlafen haben.«

»Und das scheint sich jetzt zu rächen«, erwidert Highsmith.  
»Ich habe das Gefühl, daß eine ungeheure Schweinerei auf uns zukommt.«

Er braucht dem aus München nach Heidelberg befohlenen Offizier keine lange Erklärung zu geben: Solange es Banknoten gibt, wurde versucht, sie zu fälschen. Die Imitate waren mehr oder weniger gut; selbst die besten wiesen bei Farbe, Gravur und Wasserzeichen oder in der Zusammensetzung des Papiers einen oft nur winzigen Fehler auf. Diese kleine Abweichung ist gewissermaßen die Handschrift des Fälschers, wie bei einem Funker an der Morsetaste, den man beim Funken sofort an einer bestimmten Nuance erkennt. Die Handschrift der Fälscher des Reichssicherheitshauptamtes erkannte man daran, daß sie keine Fehler aufwies. Die raffiniertesten Geldfälscher, die in Europa aufzutreiben waren zusammengekehrt in Zuchthäusern, Spelunken, Bordellen, ausgeliehen von Banken oder ausgebildet in SS-eigenen Fälscherwerkstätten -, hatten jahrelang die größte Schwindelaktion in der Geschichte des Geldverkehrs vorbereitet, bevor die erste Blüte auf den ahnungslosen Markt kam. Ihr folgten Hunderte, Tausende, Millionen.

Ein interner Kreis der britischen Regierung war gewarnt: Ende 1944 wurde ein deutscher Spion gefaßt, der mit einem Wasserflugzeug an der schottischen Küste bei Nacht und Nebel abgesetzt worden war. Bei seiner Festnahme fand man einen Koffer mit Pfundnoten aller im Umlauf befindlichen Werte. Eine Überprüfung der Bank of England ergab, daß diese Geldscheine - wenn auch meisterlich - gefälscht waren.

London war in der Klemme. Um die eigene Währung zu schützen, mußte das britische Schatzamt den Falschgeldumlauf verheimlichen. Noch während des Krieges wurde in aller Stille der Austausch der Banknoten vorbereitet. Bis dahin aber mußte Großbritannien für immense Summen geradestehen, die aus neutralen Ländern und aus Italien auf die Insel geschwemmt wurden. Erst nach Kriegsende wurde die Öffentlichkeit darüber

allmählich und dürftig informiert.

Die Prinz-Albrecht-Straße, der Sitz des RSHA, hatte Mathematiker mit einer Analyse des komplizierten englischen Registriersystems beauftragt; man eilte mit der Numerierung ein wenig voraus, so daß die Kennziffern der Originale und der Blüten in kurzer Zeit übereinstimmten. Nur wenn - was äußerst unwahrscheinlich war - beim Rücklauf zufällig diese Zifferngleichheit entdeckt wurde, wußte man, daß einer der beiden Scheine falsch war - nur nicht, welcher.

»Wie gründlich habt ihr seinerzeit diese Falschgeld-Story aufgeklärt, Bob?«

»Nach menschlichem Ermessen nahezu hundertprozentig.«

»Was halten Sie vom menschlichen Ermessen?« fragt der Colonel.

»Das hängt davon ab, wer ermißt -«

»Zum Beispiel Sie, Captain Steel.«

»Ich war damals einer der wenigen ausgebildeten Kriminalisten bei der CIC. Die anderen haben sich redlich bemüht, waren aber vorwiegend zum militärischen Geheimdienst gekommen, weil sie die deutsche Sprache beherrschten. Wie Sie wissen, Sir, waren wir Amerikaner in geheimdienstlichen Dingen damals noch ziemliche Greenhorns, aber«, er erspart dem Colonel und sich weitere Erklärungen, daß und warum den Yankees die Branche von Lug und Trug nicht besonders liegt, »ich selbst habe seinerzeit die Namen von etwa hundertvierzig Auftragsfälschern festgestellt. Hundertvierunddreißig von ihnen haben den Krieg überlebt, waren aber bereits in alle Winde zerstreut. Ich habe sie einzeln aufstöbern und vernehmen lassen. Sie hatten damals nur einen Wunsch gehabt! - nach Hause zu kommen, ein normales Leben zu führen, zu vergessen.«

»Könnten sie diesen Wunsch durch mitgenommene Geldpakete nicht ein bißchen vergoldet haben?«

»Durchaus, Sir. Nicht nur die ehemaligen Häftlinge. Das Geld lag auf der Straße, schwamm in Flüssen. Der Traunsee sah vor lauter weißen Pfundnoten aus wie mit Seerosen überzogen. Beim Einmarsch der amerikanischen Truppen war es im Ausseer Land geradezu ein Volkssport geworden, die Blüten aufzufischen. Ich bin jetzt noch sicher, daß in wasserdichten Behältern auf dem Grund des Toplitzsees ungeheure Summen liegen.«

»Nur haben wir sie nicht gefunden.«

»Wir nicht«, antwortet der Captain. »Aber vielleicht andere, Sir.« Er wiegelt ab: »Es ist noch lange kein Grund, in Panik zu geraten. Vergessen Sie bitte nicht, daß die Fünf-Pfund-Noten nur einen kleinen Teil der Fälscherkollektion ausgemacht haben und alle anderen Scheine, bis zu Tausend-Pfund-Noten, rechtzeitig und schlagartig entwertet worden sind.«

»Was ist eigentlich aus den Verteilern geworden?« fragt Highsmith.

»Auch deren Namen haben wir ziemlich lückenlos festgestellt. Der Hauptagent, ein Mann, der sich zuerst für einen SS-Offizier namens Kaffler, im Gefangenen-Camp für Major Krug ausgegeben hatte, tatsächlich aber Schwaiger hieß, ist ebenso verschollen wie der Sturmbannführer Krüger, der das Fälscherkommando angeführt hatte. Zwar hat die US Army, meiner Meinung nach zu früh, die Ermittlungen abgeschlossen und die Unterlagen unseren britischen Bundesgenossen übergeben, aber die Decknamen der meisten Falschgeld-Dealer in der Schweiz, in Italien, Spanien, Schweden und Portugal haben wir ausfindig gemacht. Ich selbst übergab dem Secret-Intelligence-Service-Major Thomson alle Informationen, einem Fachmann, der die Leute mit Verve und sicher nicht nur legal gejagt hat. Natürlich ist nicht ausgeschlossen, daß der eine oder andere mit falschen Papieren in Südamerika untergetaucht ist - vielleicht sogar mit ganzen Koffern inzwischen wertloser Blüten.«

»Warum tauchen die Falsifikate erst jetzt auf, Bob?« fragt der Colonel. »Wer steckt hinter der Sache? Fälscher von einst, die uns entgangen sind? Die Agenten, die damals die Blüten vertrieben haben? Eine Untergrundgruppe der Nazis oder aber -«

»Das wäre noch nicht einmal das Schlimmste«, entgegnet Steel. Er hat bemerkt, daß der Colonel den gleichen Gedanken hat wie er. »Wie viele solcher Scheine mit identischer Nummer sind eigentlich aufgetaucht?«

»Eine ziemliche Menge«, antwortet Highsmith. »Sie können sich vielleicht vorstellen, welche Sorgen sich die Bank of England macht; sie ist zur Zeit damit beschäftigt, die Seriennummern zu überprüfen, eine recht mühselige Arbeit.« Das Gespräch beendend, erhebt er sich. »Fliegen Sie nach Paris, Bob. Sprechen Sie mit den Leuten von Interpol und - wenn möglich - auch mit den Engländern.« Er reicht dem Captain die Hand. »Sie haben jede Unterstützung und auch jede Vollmacht, die ich Ihnen geben kann. Und wenn Sie es wünschen«, setzt er hinzu, »ziehe ich auch noch Spezialisten aus den Staaten bei.«

»Soweit sind wir ja wohl noch nicht, Sir«, beruhigt ihn der Captain.

Als er eine Stunde später in der Maschine sitzt, die ihn von Wiesbaden-Erbenheim nach Paris bringt, ist Robert S. Steel längst nicht so optimistisch wie in Heidelberg beim Abschied. Immer wieder kommen ihm Namen und Erinnerungen. Er spürt die Gefahr, die nicht nur der Militärregierung der USA, den Deutschen und ganz Europa droht, sondern zunächst einmal ihm ganz persönlich, denn der Captain gehört zu den Offizieren, die Germany ungleich reicher verlassen wollen, als sie bei ihrer Ankunft waren.

Um zweiundzwanzig Uhr sind sie immer noch die einzigen Gäste in der Bar. Schlechte Zeiten für Nachtbetriebe. Die Mark

hat wieder hundert Pfennige, und jeder zählt. Die neue Währung führt ein strenges Regiment. Ihre Scheine sind noch sauber und wenig zerknittert. Sie sind aus Amerika gekommen, wie die Trockeneier, die Virginiazigaretten und die Soldaten mit den olivgrünen Uniformen und den uniformierten Liebesbedürfnissen. So besteht um diese Zeit die Bestückung der Bar »Blaue Mühle« aus drei befrackten Kellnern, zwei hungrigen Bardamen, einem einheitlich gekleideten Musiktrio und einem sehr gut Deutsch sprechenden Ausländer in Gesellschaft Corinnas, die bei der zweiten Flasche angelangt sind. Die Musik spielt dezent, Importschlager, die Kellner sehen unausgesetzt auf die halbvollen Sektgläser, und die Bardamen streiten miteinander, wenn es niemand sieht.

»Werden Sie länger in München bleiben?« fragt Corinna.

»Zwei, drei Tage vielleicht noch«, erwidert der Mann, der sich Stefan Wollner nennt. »Es hängt von einem Anruf ab, den ich erwarte.«

»Sie sind geschäftlich in Deutschland?«

»Natürlich«, entgegnet er. »Aber reden wir doch nicht von Geschäften! Ist Ihnen schon ein Name für mein neues Auto eingefallen?«

»Nein«, sagt Corinna, »ich bin immer dafür, daß die Väter für ihre Kinder die Namen selbst finden.«

»Ich bin so phantasielos«, klagt der Gastgeber. »Außerdem fände ich es viel amüsanter, mir einen hübschen Namen für Sie auszudenken. Ich bin schon die ganze Zeit dabei.«

»Werden Sie bloß nicht komisch«, erwidert Corinna. »Ich muß Sie vor mir warnen. Ich trinke gerne Sekt, aber ich werde nicht berauscht davon. Ich geh' gern mit Männern aus, aber ich lasse mich von ihnen nicht verführen. Ich flirte gerne, aber ich küsse selten. So gesehen«, sagt Corinna lächelnd, »bin ich für Sie eine außergewöhnlich schlechte Kapitalsanlage.«

»Warum sprechen Sie von Geld?« entgegnet Wollner

wegwerfend. »Geld ist etwas, das man verachtet, wenn man es hat, und das man erstrebt, wenn man es nicht besitzt.«

Corinna spürt bereits den ungewohnten Sekt, sie wird lebhaft. Und sie wird aggressiv. »Ich muß Ihnen gestehen, daß ich reiche Männer nicht ausstehen kann. Erstens, weil sie meistens alt und dick sind und weil sie immer mehr wollen, als sie vertragen können. Geld ist ein notwendiges Übel, aber wer zu viel davon hat, ist übler, als es notwendig ist. Weiß man schon, woher es kommt?«

»Was durch zu viele Hände geht, wird meistens schmutzig«, erwidert der Mann mit dem brasilianischen Paß anzüglich. »Aber dafür hat man ja Wasser und Seife. Denn irgendwann, ob gern oder ungern, muß man ja doch wieder Geld anfassen und sich die Hände dabei dreckig machen.«

»Möchten Sie das Thema nicht wechseln?« fragt Corinna. »Oder wollen wir weiter über Soll und Haben philosophieren?«

»Ich bin Geschäftsmann«, versetzt Wollner. »Bleiben wir doch in meinem Fach.«

»Sie sind reich?«

»Das könnte ich behaupten«, entgegnet er.

»So?« fragt die Studentin. »Hat Ihnen eine Erbtante den Gefallen getan? Haben Sie in der Lotterie gewonnen? Oder wurde Ihnen das Geld von einer reichen Dame zur Hochzeit geschenkt?«

»Ich bin nicht verheiratet«, klärt er die zornige Angeheiterte auf.

»Ich habe immer eine bestimmte Vorstellung gehabt, wie der Mann meiner Träume aussehen soll«, fährt Corinna fort. »Als Kind war es ein Lokomotivführer, weil ich glaubte, daß ich dann immer umsonst Eisenbahn fahren kann. Später war es mein Mathematiklehrer. Da war ich natürlich noch ein Teenager. Er hatte eine Brille auf seinem melonenförmigen Kopf und sah aus

wie ein vegetarischer Schlachthofdirektor. Heute habe ich meine endgültige Vorstellung: Der Mann, aus dem ich mir etwas machen könnte, dürfte vielleicht so groß sein wie Sie, er dürfte Ihre Augen haben und vielleicht sogar Ihren Mund. Er müßte einen Beruf haben, in dem er etwas leistet. Natürlich sollte er schon etwas erlebt haben im Leben. Und er dürfte nicht allzu viel verdienen. Denn Geld macht faul und überheblich... Prost! Hab' ich Sie jetzt beleidigt?«

»Amüsiert«, erwidert Wollner; Corinna gehört nicht zu den Frauen seines üblichen Umgangs. Er genießt ihren Seltenheitswert. Sie hat nichts vom provokanten Sex oder auch der versierten Unschuld seiner unständigen Begleiterinnen. Er hat sie im Dutzend, weil sie den Wert des Geldes schätzen, und diese Studentin pfeift darauf, weil sie keine Dutzendware ist. »Danke für den Vortrag«, sagt er, »in dem das Geld geschmäht wird; er ist recht interessant. Aber jetzt will ich auch einmal aus der Schule plaudern. Die Frau meiner Wahl dürfte Ihre Größe haben, Ihre Augen, Ihren Mund und überhaupt noch möglichst viel von Ihnen. Sie dürfte so sprechen wie Sie, etwas zu schnell und etwas zu viel und etwas verrückt. Sie dürfte Corinna sein. Aber darüber hinaus müßte sie natürlich eine Frau sein. Eine richtige Frau mit Ansprüchen und Wünschen, die jeden Mann zum Erblassen bringen. Sie müßte sich jeden Monat ein neues Kostüm und alle Jahre einen neuen Pelzmantel wünschen. Sie müßte ängstlich darauf bedacht sein, immer die am besten angezogene Frau ihres Kreises zu sein. Sie dürfte von mir aus jeden Tag zwei Stunden bei ihrer Schneiderin und eine Stunde bei ihrem Friseur zubringen. Dafür ist sie ja schließlich eine Frau. Verstehen Sie mich?« Er winkt dem Ober, eine neue Flasche zu bringen.

»Eine schöne Modepuppe«, erwidert Corinna spöttisch.

»Nichts im Hirn, aber viele Textilien außen rum. Ich hätte Sie für anspruchsvoller gehalten, Herr Wollner.«

»Das sehen Sie ganz falsch«, fährt der Mann fort. »Eine

richtige Frau gibt immer Geld aus, ohne lange danach zu fragen, woher es kommt. Ein Mann, bei dem sie ist, hat einfach dafür zu sorgen, daß die Kasse stimmt. Sonst soll er die Finger von ihr lassen.«

Er reicht Corinna eine Zigarette, zündet sich selbst eine an, sieht ein paar Sekunden dem spiralenformig gegen die Decke ziehenden Rauch nach. »Das wäre meine Vorstellung von der Idealfrau. Kein Mädchen mit Komplexen. Kein Mädchen, das sich einen kleinen Bankangestellten oder einen städtischen Beamten zum Mann wünscht, mit Pensionsberechtigung und solider Verdauung. Keine Frau, die Angst vor dem Geld hat. Denn Reichtum schändet nicht. Das werden Sie rasch bemerken, wenn Sie einmal reich sind.«

»Vielleicht«, erwidert sie, »vielleicht auch nicht.« Der Mann läßt nicht erkennen, ob er seine Worte ernst meinte oder sie nur weiter anstacheln wollte, um sich zu belustigen. In diesem Fall wäre sie seine Hofnärrin gegen ein Honorar von drei Flaschen Sekt.

Corinna sieht ihn an, stellt fest, daß er nicht einmal unsympathisch ist, aber er verliert, wenn sie ihn mit Adrian vergleicht, mit Adrian Stemmer, der sich als Heimkehrer nach sieben Jahren Krieg und anschließender Gefangenschaft im Frieden zunächst einmal verlaufen hat wie in einem Labyrinth. Jetzt ist er dabei, sich zurechtzufinden und mit seiner gierigen, erpresserischen Verwandtschaft, die seinen Vater aus der Baufirma gedrängt hat, abzurechnen.

Adrian ist daher viel zu sehr in Anspruch genommen, um genauer zu definieren, wie er zu Corinna, dem Flüchtlingsmädchen aus Elbing in Westpreußen, steht. Merkwürdig eigentlich, wie scheu notorische Kriegshelden - der hochdekorierte Fallschirmjägerhauptmann war in Kreta, Rußland und Italien insgesamt siebenmal verwundet worden - sein können; doch wenn einer vom Krieg etwas sagt, geht Adrian ohnedies in die Luft.

»Vergleichen Sie mich mit einem anderen?« fragt Stefan Wollner.

»Halten Sie sich für unvergleichlich?«

»Das nicht«, erwidert er. »Und wer siegt?«

»Kämpfen Sie denn schon?« fragt Corinna.

»Ich fange gerade an«, geht er auf ihren Ton ein.

»Schade um die Zeit«, versetzt sie. »Verstehen Sie - ich bin das Mädchen in unfesten Händen.« Sie lächelt mit mehr Ernst als Spott. »Bringen Sie mich nach Hause?« fragt sie.

Der Autokäufer ist sofort bereit dazu. Er winkt dem Kellner und zahlt mit drei nagelneuen Fünfzigmarkscheinen; er läßt sich nicht herausgeben, er muß wirklich unanständig viel Geld haben.

Wollner und Corinna fahren im neuerworbenen Chevrolet fast lautlos durch die schlecht erleuchtete Nacht. Er legt seinen Arm um sie. Corinna läßt es sich gefallen, sie lehnt ihren Kopf gegen seine Schulter, aber sie kämpft mehr gegen die Kohlensäure als gegen die Versuchung und lächelt dabei wie ein sorgloses Kind.

Vor ihrer Haustür zögert sie einen Moment mit dem Aussteigen. Auf einmal aber ist sie hellwach und schlüpft wie eine Katze aus dem Auto; er folgt ihr.

»Danke für den schönen Abend!« ruft sie, während sie den Haustürschlüssel sucht. Sie ist beschwingt und beschwipst, aber die frische Luft tut ihr gut. Jetzt begreift sie, daß der Schemen, der sich von der Hauswand löst, kein Schatten ist, sondern Adrian. »Schon zurück?« fragt sie überrascht.

»Wie du siehst - und gerade noch zur rechten Zeit!«

»Das ist Herr Wollner«, versucht Corinna vorzustellen. »Er hat bei uns einen teuren Wagen gekauft und -«

»Um diese Zeit schließe ich keine neuen Bekanntschaften mehr«, versetzt er. »Tut mir leid«, wendet er sich dann doch

Corinnas Begleiter zu. »Schön, daß Sie meiner Verlobten Gesellschaft geleistet haben«, sagt er. »Aber jetzt verschwinden Sie bitte, Mann.«

»Sei nicht so unhöflich«, entgegnet Corinna. »Und seit wann sind wir eigentlich verlobt?«

»Seit jetzt«, erwidert Adrian, zieht sie an sich, und Corinna wundert sich, wie einfach alles ist, wenn man sich mag.

Schon auf der Landetreppe des Flughafens Orly sieht Captain Steel den am Rollfeld stehenden Kommissar Gaillard, den die Sûrete als Falschgeldspezialisten an Interpol ausgeliehen hat; er kennt ihn von Tagungen und Banketten her, die erfreulicher verlaufen waren, als die heutige Begegnung wohl werden wird.

Nach dem Krieg haben sich US-Dienststellen mit Vorliebe an der Seine angesiedelt, wie jetzt gerade die neue Marshall-Plan-Administration. Die Licherstadt ist immer eine Messe wert, auch eine schwarze, aber für Robert S. Steel sind St. Germain des Pres, Montparnasse und Montmartre keine neuen Attraktionen mehr wie für die typischen US-Touristen; er kommt öfters dienstlich hierher. Der Captain reist überhaupt viel, auch in die Schweiz, woher seine Mutter stammte und wo in Zürich eine Geldanlage, deren Wert inzwischen auf weit über eine Million Dollar angewachsen sein dürfte, in aller Stille gepflegt werden muß.

An dieses Geld denkt der clevere Offizier gern, an die Art, wie er es erworben hat, weit unlieber. Obwohl er nicht eigentlich korrupt ist - viele Millionen von täuschend echten Falschgeldnoten gingen durch seine Hände, ohne daß er auch nur einen Schein in die Tasche gesteckt hätte -, hat er einziges Mal beherzt zugegriffen, und das könnte jetzt, Jahre später, enthüllt werden, wenn die Erde über den zugebaggerten Geschichten des Weltuntergangs von 1945 wieder aufgerissen würde.

»Ca va bien?« begrüßt ihn Jean-Louis Gaillard lachend.  
»Eigentlich hätten Sie sich die Reise nach Paris sparen können,  
Robert.«

»So gut sieht es aus?« fragt Steel und reicht dem Kommissar  
die Hand.

»So wenig weiß ich bis jetzt«, entgegnet der französische  
Kollege.

Interpol war erst nach dem Krieg von Wien nach Paris  
verlegt und dort im Rekordtempo aufgebaut worden. Es gab  
eben doch Delikte, die nur durch eine zentrale Fahndung  
bekämpft werden konnten: Rauschgift, zum Beispiel,  
Mädchenhandel, vor allem aber Falschgeld.

»Aber ich habe meine Vermutungen«, sagt der Kommissar  
jetzt in Englisch, das er fließend beherrscht. »Und ich teile sie  
Ihnen gerne mit. Sie sind ja vom Fach, Robert, Sie wissen also,  
welcher Stellenwert Vermutungen zukommt.«

»Da Sie auch vom Fach sind, Jean-Louis«, erwidert der  
Captain für seine Verhältnisse ungewöhnlich höflich, »ein sehr  
hoher.«

»Merci, Robert«, entgegnet der Franzose. Erst als sie im  
Wagen sitzen, kommt er richtig zum Thema: »Ich weiß auch  
erst seit zwei Tagen von der Sache. Fragen Sie nicht, wie man  
mich zum Schweigen vergattert hat.« Er lächelt spöttisch: »Ich  
hätte Sie sonst angerufen, sozusagen außerhalb des  
Dienstweges, unter Kollegen -«

Steel nickt.

»Offiziell sind, wie Sie wissen, bis jetzt noch nicht sehr viele  
Scheine mit identischen Nummern aufgetaucht. Ich nehme aber  
an, daß es weit mehr sind und die Engländer nur weitere  
Informationen gesperrt haben, um die neue Falschgeldaffäre als  
Staatsgeheimnis auf höchster Regierungsebene abzuhandeln,  
was natürlich idiotisch wäre.« Er wartet, bis die Ampel von rot  
auf grün umschaltet. »Ich habe gute Beziehungen in die Schweiz

und dort unter der Hand einige Nachforschungen anstellen lassen. Ganz diskret natürlich. Nach bisher unvollständigen Angaben meines Gewährsmannes sind in den letzten zehn Monaten enorme Bestände an weißen Fünf-Pfund-Noten bei einigen Privatbanken gewechselt worden, schätzungsweise an die fünf Millionen.«

»Alles Falsifikate?« unterbricht der Amerikaner bestürzt.

»Das wissen wir noch nicht. Aber vielleicht wissen unsere Freunde an der Themse längst Bescheid und halten uns bloß zum Narren. Ich will Ihnen etwas sagen, Robert: Wäre die Sache in Ordnung, würden sie wohl nicht so zugeknöpft reagieren.«

»Prächtige Aussichten«, antwortet Steel.

»Na ja«, tröstet der Kommissar seinen US-Partner. »Es besteht ja noch die vage Möglichkeit, daß die Scheine echt sind und vielleicht nur von Steuerflüchtlingen einbezahlt wurden -«

»Lauter weiße Fünf-Pfund-Noten?« fragt der Captain.

»Das ist es ja«, erwidert Gaillard. »Wenn es sich dabei um Blüten handelt, wissen wir beide, wer sie hergestellt hat.«

»Sie meinen - diese KZ-Experten?«

»Wer denn sonst?« kontert der Franzose. »Die Handschrift wäre wohl deutlich genug, jedenfalls müssen wir mit einer Wiederauferstehung eines Alpträums rechnen. Das ist die Lage, Robert. Wir können praktisch nichts tun, solange die britische Regierung uns mit ihrer Geheimniskrämerei die Hände bindet. Ich lasse jetzt - unter der Hand - wiederum bei französischen Banken feststellen, ob auch hier nennenswerte Beträge in Fünf-Pfund-Noten einbezahlt wurden.« Er überholt einen Lastwagen, weicht geschickt einem Fußgänger aus, der unvermittelt auf der Fahrbahn auftaucht. »In der Schweiz laufen weitere Recherchen, und wie ich Sie kenne, werden Sie das Gleiche in der Trizone veranlassen.«

»Darauf können Sie sich verlassen, Jean-Louis.«

»Bis wir ein Ergebnis haben, können wir nur hoffen und beten, daß die ganze Affäre wie eine Seifenblase platzt. Ich habe«, wechselt der Kommissar das Thema, »uns im Tour d'Argent einen Tisch reservieren lassen, wo wir uns ungestört unterhalten können, auch wenn unser Thema eigentlich schon beendet ist.« Er lächelt mit gallischem Charme. »Es geht Ihnen doch gut?«

Steel nickt.

»Und Colonel Highsmith?«

»Ebenfalls«, bestätigt der Captain und zeigt beim Lachen Zähne, um die ihn ein Filmstar beneiden könnte. »Wenn wir diesen Alptraum erst begraben haben, wird sein Blutdruck wieder auf Normalhöhe absinken.«

Paris ist so glanzvoll wie immer, das Essen im Nobelrestaurant süperf, der Service so perfekt wie stets, der Burgunder von vorzüglicher Qualität, und um die beiden, die in einer gemütlichen Nische sitzen, dreht sich ein Reigen von Eleganz und Luxus, von frischer Jugend und geschönem Alter; aber irgendwie zieht dieser Trubel, der Captain Steel sonst fasziniert, heute nicht. Es liegt sicher nicht an Paris, sondern an ihm oder an den Umständen, die ihn zu einem Blitzbesuch an die Seine gebracht haben.

Der Abend endet früh. Steel wohnt im »Ritz«. Gegen einundzwanzig Uhr ruft er in Heidelberg an und stellt fest, daß das US-Headquarter in heller Aufregung ist.

»Da sind wir hinter Geldfälschern im Ausland her«, tobt Colonel Highsmith, »und übersehen den Mist in der eigenen Zone.«

»Was ist denn los, Sir?«

»Die ersten DM-Blüten. Zwanzig-Mark-Scheine«, antwortet der Colonel.

»In großem Umfang?«

»Vermutlich«, erwidert Highsmith.

»Wie gut sind die Falsifikate?« fragt Steel schnell.

»Nicht ganz so gut wie damals die Pfundnoten, aber doch sehr gut.«

Einen Moment lang ist der Captain erleichtert: Andere Handschrift, andere Täter. Jeder Verbrecher ist ihm lieber als die Falschmünzer, die vom Staat, unter Einsetzung aller Hilfsmittel, jahrelang bis zur Meisterschaft ausgebildet worden sind.

»Der Verbreitungsschwerpunkt scheint in Süddeutschland zu liegen«, sagt Highsmith. »Kommen Sie schleunigst zurück, Bob«, befiehlt er seinem Captain.

Steel läutet die CIC-Dienststelle in München an. Whistler muß erst herbeiholt werden. Zwanzig Minuten später meldet sich der Leutnant.

»Was wissen Sie von den Zwanzig-Mark-Blüten?« fragt ihn der Captain ohne Umwege.

»Nichts«, antwortet der Leutnant.

»Was wissen Sie überhaupt, Whistler?« fährt ihn der Captain gereizt an.

»Zum Beispiel kann ich Ihnen sagen, daß wir die Frau ausfindig gemacht haben, die uns den anonymen Hinweis auf den Mann mit dem Spitznamen Dandy gegeben hat. Sie erinnern sich?«

»Aber ja«, antwortet Steel ungeduldig.

»Sie heißt Anita Sperber, siebenundzwanzig Jahre alt, brünett, verwitwet, stammt aus Berlin, wohnhaft in München, Thierschstraße.«

»Saubere Arbeit«, lobt der Captain. »Congratulations.«

»Dazu gibt es keinen Grund«, versetzt Whistler gallig. »Sie ist tot. Vergiftet mit Leuchtgas. Selbstmord. Vor einer Woche.«

»Und?«

»Handgeschriebener Zettel: ›Ich kann ihn verraten, aber nicht ohne ihn leben.‹ Eine ganz banale Eifersuchtstragödie.« Mit Wonne setzt der Leutnant hinzu: »Übrigens eine Alkoholikerin.«

»Sie Abstinenzler«, giftet der Captain. »Gräbert soll am Ball bleiben. Ich möchte alles über diese Anita Sperber wissen. Rekonstruieren Sie die geplatzte Liebesromanze in allen Einzelheiten.«

»All right«, bestätigt Whistler. »Aber ich denke, wir jagen Geldfälscher und nicht Heiratsschwindler.«

»Überlassen Sie mir, hinter wem wir her sind, Leutnant«, weist ihn Steel zurecht. »Noch etwas: Lassen Sie feststellen, welche Banken in der gesamten US-Zone in letzter Zeit englische Fünf-Pfund-Noten gewechselt haben. Weiße Fünf-Pfund-Noten. Aber sehen Sie zu, daß die Recherche absolut vertraulich über die Bühne geht. Nicht auszudenken, wenn eine Indiskretion an die Presse durchsickern würde. Well«, beendet er das Gespräch, »ich bin morgen wieder in München. So long, Whistler.«

Er legt auf, heute verzichtet er sogar auf einen Nightcup an der Hotelbar; er spürt, daß ein gewaltiger Ärger auf ihn zukommen wird. Die Kriminalistik ist ein einziger großer Wartesaal, in dem die abgehenden Züge nicht ausgerufen werden. Man muß spüren, wann sie abfahren, sonst ist man eine Fehlbesetzung.

Mit klarem Kopf und übler Laune sitzt der Captain in der Frühmaschine nach München. Bei seiner damaligen Suchaktion im Ausseer Land hatte er bei der Zivilbevölkerung, bei deutschen Kriegsgefangenen, bei alliierten Soldaten, bei Flüchtlingen, bei Durchreisenden Blüten im Nennwert von mindestens fünfzig Millionen Pfund eingesammelt und den Scotland-Yard-Beamten und Beauftragten der Bank of England

übergeben. Es läßt sich nicht ausschließen, daß in der Übergangszeit, die vom Chaos regiert wurde, beträchtliche Summen von den Findern auf die Seite gebracht wurden und jetzt auch in Umlauf kommen.

Zu ihnen gehörten auch Soldaten der Roten Armee, die an den Ufern der Enns standen und den flußabwärts treibenden Geldsegen auffischten. Sie konnte der Captain nicht durchsuchen, über die sowjetischen Alliierten hatte er keine Befehlsgewalt.

Waffenbrüder sind sie heute längst nicht mehr.

Stalin ist auf Konfrontationskurs gegangen und hat den Kalten Krieg ausgelöst. Schon spricht man von einem dritten Weltkrieg.

Im Januar dieses Jahres haben die USA und Großbritannien die den Russen überlassenen Kriegsschiffe zurückverlangt. Im März verließ der sowjetische Marschall Sokolowski den Alliierten Kontrollrat für Deutschland und legte ihn dadurch lahm. Im April demonstrierten amerikanische Superfestungen in einem in den USA gestarteten Nonstopflug ihre Präsenz in Europa, siebentausendvierhundert Kilometer, bewältigt in sechzehn Stunden. Im August hatte die US Air Force begonnen, ihre motorgetriebenen Jagdflugzeuge durch Düsenjets zu ersetzen. Der abgewählte Premierminister Churchill stellt auf dem Tory-Parteitag fest, daß »die Armeen der Demokratie im Sonnenglanz des Sieges dahinschmolzen, während die Streitkräfte des totalitären Despotismus in gewaltigem Ausmaß und für unbestimmte Zeit unter Waffen gehalten werden«.

Es kommt nach der Währungsreform zur Blockade Berlins, zur totalen Abschnürung, die zur Zeit durch die »Luftbrücke« kostspielig gebrochen werden muß. Täglich landen an der Spree hundertfünfzig »Rosinenbomber«, und erstmals werden viermotorige Maschinen des Typs »Globemaster C 74« eingesetzt, die zwanzig Tonnen Nutzlast schleppen können. Den

Berliner Haushaltungen stehen täglich nur vier Stunden Strom - in zwei Raten - zur Verfügung. Die Situation ist mulmig. Niemand weiß, wie lange die Notversorgung Berlins noch aufrechterhalten werden kann und was die Sowjets noch alles im Schilde führen.

Geht die Fälschung der neuen Zwanzig-DM-Scheine auf ihre Initiative zurück? fragt sich Captain Steel. Haben sie sich womöglich Himmlers Fälscher unter den Nagel gerissen, wie die Amerikaner die vierhundertfünfundsiebzig deutschen Raketenforscher, die in Cap Canaveral für die US-Raumfahrt arbeiten?

Die Amerikaner sind inzwischen mißtrauisch geworden, statt ihre Ausrüstung zu verschrotten, rüsten sie jetzt wieder auf, bis zum Dezember werden eineinhalb Millionen Soldaten unter Waffen stehen.

In München überrascht Captain Steel nach glattem Flug seine Mitarbeiter zu ungewohnt früher Stunde mit nüchternem Tatendrang; er hetzt sie herum und fahrt selbst ins Polizeipräsidium, um sich beim Falschgelddezernat die eben aufgetauchten DM-Blüten zeigen zu lassen.

»Nur Zwanzig-Mark-Scheine?« fragt er den deutschen Beamten, während er die Falsifikate unter der Lupe betrachtet.

»Bis jetzt ja«, antwortet der Mann. »Die sind ja auch am leichtesten nachzumachen.«

Der Captain stellt erleichtert fest, daß Colonel Highsmith die Qualität der Fälschung richtig eingeschätzt hat: Entweder haben die Hersteller unter Zeitdruck gearbeitet, oder sie sind nicht durch die Meisterschule der SS gegangen. In diesem Fall handelte es sich um gewöhnliche Falschmünzer, und diesen kann man entschieden leichter das Handwerk legen.

Der Captain fahrt zu seiner Dienststelle zurück; hier erfährt er, daß sich die Umfrage nach eingewechselten Fünf-Pfund-Noten, zumindest bei den Münchener Banken, als Mißerfolg

erwiesen hat. Entweder wurden Bagatellmengen von Touristen oder Soldaten eingetauscht, oder es handelte sich um Scheine anderer Größenordnung. Die Autofirma Großer & Co. hatte vor kurzem über viertausend Dollars, den Erlös aus dem Verkauf eines US-Wagens, eingewechselt, Pfundnoten in diversen, meist höheren Nennwerten.

Am frühen Nachmittag meldet sich Gräbert, hechelnd und zappelig wie ein Jagdhund, der apportiert hat und auf seinen Leckerbissen wartet. »Weiß nicht, was Sie wollen, Captain Steel«, sagt er, »aber da gibt's nicht viel aufzudecken. Anita Sperber hat einen ausländischen Freund, der sie im letzten Jahr mindestens dreimal besucht und bei ihr in der Thierschstraße gewohnt hat. Angeblich ein Südamerikaner; er muß ein ziemlicher Windhund sein, denn er war auch hinter ihrer Freundin her. Es kam zu ständigen Eifersuchtsszenen, die von der ganzen Nachbarschaft mitgehört wurden.«

»Und die Freundin kennen Sie auch schon?« fragt Steel.

»Dem Namen nach«, erklärt Gräbert. »Aber ich konnte mit ihr noch nicht sprechen. Ich denke, daß es heute abend klappt.«

»Haben Sie auch eine Beschreibung des angeblichen Südamerikaners?«

»Da weichen die Aussagen noch zu sehr voneinander ab«, antwortet der Kriminalbeamte. »Fest scheint nur zu stehen, daß der Mann sehr gut Deutsch spricht, etwa fünfunddreißig Jahre alt und eine Spur zu gut gekleidet ist.«

»Overdressed?« erwidert der Captain nachdenklich, und auf einmal spürt er eine unbestimmte Erinnerung, die sich gleich wieder verliert. »Ich bin sehr zufrieden mit Ihnen, Gräbert«, entgegnet er. »Machen Sie weiter so.« Jetzt greift er doch nach dem Whisky, nimmt sich sogar die Zeit, zwei Gläser zu suchen, gießt ein, reichlich bemessen, reicht Gräbert ein Glas.

Sie trinken aus.

Und auf einem Bein steht man nicht.

Der Captain greift sich wieder den vertraulichen Bericht über den Verkauf eines Chevrolets. Es gibt keinen Grund, die Meldung nicht einfach abzulegen, aber da erhebt sich sein Warterauminstinkt wieder. Er ruft Jutta, die noch immer mit ihm schmollt, weil er ihr aus Paris nichts mitgebracht hat. »Wo ist denn Lieutenant Whistler schon wieder?« fragt er.

»Er trinkt gerade Kaffee.«

»Hol ihn her.«

In fünf Minuten schafft es die Sekretärin.

»Fahren Sie in die Nymphenburger Straße, Whistler«, befiehlt ihm der Captain, »Autofirma Großer & Co. Nehmen Sie sich einen deutschen Beamten mit, und bringen Sie den Mann so schnell wie möglich hierher, der vor kurzem einem angeblichen Südamerikaner einen Chevy verkauft hat.«

Er wundert sich über sich selbst; er macht oft etwas, was sich nicht erklären lässt. Privat langt er damit meistens daneben, dienstlich fast nie; aber vielleicht raunt ihm diese Schmeichelei jetzt nur der Old Smuggler zu, den er gleich wieder wegräumt.

Am Nachmittag setzt in München wieder Regen ein, durchweicht die Passanten, die in dicken Trauben an den Straßenbahnen hängen, und ist tödlich für den Geschäftsgang der Autofirma auf dem Ruinengrundstück an der Nymphenburger Straße. Die Menschen hasten an diesem unfreundlichen Oktobertag in schier unbewohnbare Trümmerbehausungen, froh, ein geflicktes Dach über dem Kopf zu haben.

Trotz aller Unbilden und Ungerechtigkeiten sind die meisten Nachkriegsdeutschen nicht unzufrieden. Fast jeder hat die gleichen Sorgen, schuftet für zwei und arbeitet, zumindest nach Feierabend, noch in seiner oder des Nachbars Wohnung als Heimwerker. Es gibt noch keine Gammler, Rocker, Fixer, Chaoten, Punker, Sponties, Dealer, Aussteiger oder

Hausbesetzer. Gleich Corinna, der US-Gebrauchtwagen-Verkäuferin und Literaturstudentin, sagt man in diesen miserablen Zeiten in neudeutscher Sprachprägung optimistisch: Okay. All right. In Ordnung.

Um sechzehn Uhr gibt Radio München, zum Entsetzen der Bank deutscher Länder, eine Meldung durch, die nicht in Ordnung ist: die erste Warnung vor gefälschten Zwanzig-Mark-Scheinen. Die Polizei wollte die Alarmnachricht unter Verschluß halten, aber durch die Indiskretion eines Bankinstitutes war sie durchgesickert, und so tritt sie die Flucht nach vorne an, läßt die Bevölkerung wissen, woran sie die Falsifikate erkennen kann. Zwanzig-Mark-Scheine, echte wie gefälschte, haben es von heute an schwer, an den Mann zu kommen, und vor allem an die Frau.

»Hast du das gehört, Corinna?« ruft ihr der Kollege zu. »Sei bloß vorsichtig mit deinen Moneten.«

»Keine Gefahr«, erwidert die Studentin lachend. »Die Straßenkreuzer, die ich feilbiete, kannst du nicht mit Zwanzig-Mark-Scheinen bezahlen, und privat habe ich doch nie so viel Geld in der Tasche.«

Sie sitzt auf einem selbstgezimmerten Hocker unter einem Vordach, das sie vor Nässe schützt; sie ist nicht unglücklich über den flauen Geschäftsgang. Erstens hat sie gerade eine für ihre Verhältnisse satte Provision kassiert, und zum zweiten findet sie so Zeit, über das Hauptereignis des gestrigen Abends nachzudenken, obwohl es eigentlich schon vorüber war, bevor es richtig begonnen hatte: einseitige Verlobung, Umarmung, Kuß. Minuten später ging Corinna ins Haus, allein, obwohl sie Adrian gerne mitgenommen hätte, aber in dieser Zeit, die wieder vieles erlaubt, bleiben Herrenbesuche im möblierten Zimmer einer Untermieterin ausgenommen.

Zu Adrian konnte die Studentin nicht gehen; er lebt in Schwabing, in einer notdürftig reparierten Mansardenwohnung,

mit einem Freund zusammen, den er aus dem Krieg mit nach Hause gebracht hat. In der Siegesstraße - der Teufel mag wissen, woher der Straßename nach zwei verlorenen Weltkriegen seine Berechtigung herleitet.

Corinna kauert auf dem Hocker, starrt in den Regen, hält Ausschau wie Iphigenie auf Tauris, als der Mann, auf den sie wartet, ohne es sich einzugestehen, sich von der anderen Seite nähert und sie anspricht, bevor sie ihn gesehen hat.

Corinna rückt ein wenig beiseite. Der Hocker reicht für zwei, die Menschen der Nachkriegszeit sind abgemagert wie ihre Tageszeitungen.

»Schlechtes Geschäft heute?« fragt Adrian.

»Überhaupt keines«, entgegnet die Studentin. »Und du hast gestern noch den einzigen Kunden verscheucht, den ich in dieser Woche hatte.«

»Aber erst nach dem Kaufabschluß«, erwidert der Mann mit dem kühn geschnittenen Gesicht und den wachen Augen lachend, einer, der sich sehen lassen kann und sich nicht viel daraus macht.

»Und wie gehen deine Geschäfte?« fragt Corinna, leicht anzüglich.

»Besser«, versetzt er, die gute Laune selbst. »Um nicht zu sagen: hervorragend. Franz, die Kanaille, ist als Geschäftsführer wirklich eine Kanone.«

»Ich weiß«, versetzt Corinna und fragt, obwohl sie über ganz andere Dinge sprechen möchte: »Warum nennst du deinen Freund eigentlich immer eine Kanaille?«

»Schiller. »Die Räuber«, antwortet Adrian wie aus der Pistole geschossen: »Schließlich muß ich die Reste meiner klassischen Bildung unter Beweis stellen. Und Franz ist der ehrlichste Räuber, den ich kenne.« Er sieht sich um, merkt, daß der andere Verkäufer verschwunden ist, legt schnell den Arm

um Corinnas Schulter, zieht sie an sich. »Wie fühlt man sich als Braut?« fragt er.

»Du meinst, das wäre ich?«

»Nimm bloß nichts zurück«, entgegnet er erschrocken.

»Ich hab' dir ja noch gar nichts zugestanden. Nicht böse werden«, sagt Corinna rasch und streichelt ihn so flüchtig wie zärtlich. »Aber du solltest mir vielleicht vorher doch noch ein paar Fragen beantworten.« Sie sieht ihn voll an. »Warst du eigentlich nüchtern, gestern abend?«

»Voll verliebt und stocknüchtern«, antwortet Adrian.

»Woher dieser plötzliche Ungestüm?« fragt sie. »Auf einmal keß wie ein Draufgänger.« Mit einem verzuckert-perfiden Lächeln setzt sie hinzu: »Verbal, wenigstens.«

»Seit gestern abend rollt ein klares Programm«, antwortet er und sieht auf seine Schuhspitzen. »Verliebt, verlobt, verheiratet.« Er bietet Corinna eine Zigarette an, gibt ihr und sich Feuer. »Bist du dabei?«

»Gut, daß du mich endlich fragst«, entgegnet sie. »Ich dachte schon, du äußerst dich rein abstrakt.«

»So konkret war ich noch nie«, erwidert Adrian. »Ich habe schon mit Franz gesprochen. Am nächsten Samstag steigt unser ganz großes Verlobungsfest. Mit Ring, Blumen, Gläserklang, Jubel, Trubel, Heiterkeit - und dann, in etwa sechs Monaten, der Einzug in unser gemeinsames Heim.«

»Einzug wohin?« fragt ihn Corinna.

»In unsere neue Wohnung.«

»Und die haben wir?« fragt sie.

»Wir werden sie bald haben«, behauptet Adrian. »Ich hab' dir doch gesagt, daß Franz eine Kanone ist; er kommt übrigens gleich vorbei und holt mich hier ab.«

Franz, immer wieder Franz: Corinna muß sich anstrengen, nicht auf Adrians Kriegskameraden eifersüchtig zu werden, mit

dem er sich nach dem Zusammenbruch auf der Flucht von Triest in die Heimat auf der verlassenen und entlegenen Kulloh-Hütte im Höllengebirge zwischen dem Atter- und dem Traunsee auf fast Zwölfhundert Meter Höhe vor den Siegern versteckt hatte.

»Stimmt das wirklich mit der Wohnung?« fragt Corinna und ärgert sich, weil sie fragt.

»Drei Zimmer, Küche, Bad. Südseite. Balkon natürlich.« Er unterbricht sich. »Am besten fragst du Franz, den Organisator, gleich selbst. Da kommt er ja.«

Der Freund winkt schon von weitem. Er ist groß, breitschultrig und zieht das linke Bein nach wie der Leibhaftige; aber Franz Kudella hat keinen Bocksfuß, sondern ein Souvenir der zweiten Schlacht um den Monte Cassino. Der Allesköninger und Allesbeschaffer ist stets da, wo es etwas zu holen gibt, immer zur Stelle, wenn man einen Freund braucht, laut Selbstdarstellung »hoffnungslos nymphoman« und der »mobilste Krüppel des Zweiten Weltkriegs«.

»Du siehst prächtig aus, Corinna«, begrüßt er das Mädchen. »Meinen Glückwunsch zur Verlobung.« Er bringt es fertig, sogar ein wenig feierlich zu wirken.

»Jetzt macht ihr mich aber wirklich langsam nervös«, erwidert Corinna. Ihr frisches Gesicht zeigt hübsche Grübchen. »Eigentlich hätte ich ja bei dir um Adrians Hand anhalten müssen, Franz, Kanaille.«

»Längst genehmigt«, entgegnet er. »Und die Mitgift besteht aus meiner Gunst und drei paar Nylonstrümpfen.«

»Du Verschwender«, versetzt Corinna, etwas zerstreut. Sie wirkt jetzt doch ein wenig düster. »Meine Mitgift ist meine Mutter, die ich nicht einfach so allein lassen -«

»Macht überhaupt nichts«, unterricht sie Adrian. »Wir haben schon viele mitgeschleppt.«

»Und du hast wenigstens noch eine Mutter«, erwidert

Kudella. Er sagt es ohne Betonung; aus seinen Worten ist kein Selbstmitleid herauszuhören. Er hatte über ein Jahr lang, seit dem schrecklichen Marsch der Frauen aus Breslau, von seiner Mutter nichts gehört und sie dann über den Suchdienst des Roten Kreuzes gefunden und nach München geholt. Wenn er jetzt endlich wagen würde, mit Verena, Adrians Schwester, zu sprechen, dann wäre für ihn die Welt in Ordnung wie nie zuvor.

»Zur Verlobung schenke ich euch so viel Schampus, wie ihr vertragen könnt«, verspricht Kudella; er leistet sich etwas primitiven Selbststolz. »Schon besorgt und kaltgestellt. Sokrates laden wir natürlich ein. Nur schade, daß unser Dr. Sauerbruch nicht dabei sein kann. Wir polieren die Bude am Samstag auf Hochglanz -«

»Ich werd's mir im Kalender anstreichen«, erwidert Corinna, »und einen freien Tag einplanen.«

»Das ist doch wohl das mindeste«, geht Adrian auf ihren Ton ein.

»Herrschaften, macht schnell! Wir müssen zum Notar«, drängt Kudella.

Corinna sieht den beiden fast gleichgroßen Freunden nach. Die schaffen das, sagt sie sich, die schaffen alles. Wer den Krieg vom ersten bis zum letzten Tag als Fallschirmjäger überlebt hat, der bricht überall durch und selten ein.

Corinna kommt nicht dazu, lange über die Zukunft ihres problematischen Verlobten und seines Freundes nachzudenken; ein US-Leutnant, gefolgt von einem Zivilisten, hat das Trümmergrundstück betreten und wird von ihrem Kollegen mit einer Handbewegung an sie verwiesen.

»Are you interested in used American cars?« empfängt ihn Corinna.

»Thanks a lot«, antwortet der Besucher. »Lieutenant Whistler«, stellt er sich vor, »from the US Military Government in Germany.« Mitten im Satz wechselt er die Sprache: »Captain

Steel, mein Chef, würde Ihnen gerne ein paar Fragen vorlegen  
-«

»Fragen worüber?«

»Das sagt er Ihnen am besten selbst«, erwidert der Leutnant abweisend, doch nicht unfreundlich. »Es handelt sich um eine dienstliche Sache. Haben Sie Zeit?«

»Ich nehme sie mir«, entgegnet Corinna burschikos.

»Ich bringe Sie dann auch wieder zurück.«

Corinna betrachtet einen Moment den Zivilisten, der kein Wort gesagt hat.

»Ein deutscher Kriminalbeamter, der bei uns aushilft«, erklärt Whistler.

»Und wer sind Sie?« fragt das Mädchen.

»CIC München«, antwortet der junge Offizier.

Die Studentin weiß Bescheid und denkt: Sieh! Ei! Sieh!, wie sie es vor kurzem in dem großartigen Nachkriegskabarett »Die Schaubude« aufgeschnappt hat. Als ihr Whistler den Wagenschlag aufhält, stellt sie fest, daß in ihrer Sammlung kein annähernd so schöner Wagen ist wie dieser Pontiac, neuestes Modell. Autos zu verkaufen ist nur ihr Nebenjob, um durchzukommen, aber Corinna verdient dabei mehr als der durchschnittliche Arbeitnehmer des Jahres 48, dessen Stundenlohn bis zum Dezember von 108,3 Pfennig auf 113,2 steigen wird. Autos werden eine ganz große Zukunft haben, aber momentan gehen sie schlecht, obwohl fast jeder von einem Wagen träumt. Andere Wünsche erzwingen den Vorrang in einem Land, in dem das Vermögen der Sparer von 42 Milliarden auf 2,2 Milliarden abgewertet, freilich dabei auch von Reichsmark auf D-Mark aufgewertet wurde.

Corinna ist froh, daß ein deutscher Polizeibeamter in dem viel zu schnell gefahrenen Pontiac sitzt, wenn auch noch immer als Statist. »Wohin fahren wir eigentlich?« fragt sie.

»Ecke Prinzregenten- und Maria-Theresia-Straße«, antwortet der Lieutenant. »Wir sind gleich da.«

Vor dem Eckgebäude steigen sie aus. Whistler geht mit so langen Schritten voraus, daß ihm die Studentin kaum folgen kann. »Just a moment«, sagt er, öffnet die Tür, sieht, daß Steel allein ist, wendet sich nach der Deutschen um. »Go ahead, please.«

Normalerweise bleibt der Captain bei der Ankunft deutscher Besucher sitzen. Jetzt sieht er die langen, rötlichen Haare, die hellen Augen, die kindhaft-fraulichen Formen, die weder versteckt noch überbetont sind, und schlank, wohlgeformte Beine; er erhebt sich erfreut, überrascht und stellt sich höflich vor, bereit, der Besucherin zu zeigen, wieviel ein amerikanischer Besatzungsoffizier mitbekommen hat vom »continental style«. »Entschuldigen Sie, daß ich Sie von Ihrem Arbeitsplatz so einfach wegholen ließ«, beginnt er in fast akzentfreiem Deutsch. »Wir suchen einen Mann, und Sie könnten uns vielleicht dabei behilflich sein.«

»Warum suchen Sie diesen Mann?« fragt Corinna und folgt seiner Aufforderung, Platz zu nehmen. »Und wen suchen Sie überhaupt?«

»Halten Sie mich bitte für keinen Narren«, antwortet Robert S. Steel. »Ich weiß weder, wie der Bursche heißt, noch kann ich Ihnen sagen, warum ich nach ihm fahnde.«

»Eine erschöpfende Erklärung«, versetzt die Studentin und lacht hell; sie lehnt sich zurück, schlägt die Beine übereinander und bringt - ohne es zu wollen - den Offizier einen Moment aus dem Konzept.

»Er hat bei Ihnen einen Wagen gekauft, einen Chevrolet, und mit viertausendeinhundert Dollars bezahlt.«

»Ja«, bestätigt Corinna und sieht ihn voll an. »Ist das Geld nicht in Ordnung?«

»Absolut«, erwidert der Captain.

»Der Mann heißt Stefan Wollner«, erläutert das Mädchen. »Er mußte sich als Devisenausländer ausweisen, und so weiß ich, daß er vierunddreißig Jahre alt ist. Ein netter Kerl, der vielleicht ein bißchen zu viel redet, am liebsten übers Geld. Vielleicht ist er ein Angeber, aber Südamerikaner lieben es - glaub' ich -, mit ihrem Reichtum etwas zu prahlen.«

»Südamerikaner?« fragt Captain Steel.

»Muß als Kind schon nach drüben gekommen sein, er spricht gleich gut Englisch und Deutsch. Portugiesisch kann ich ja nicht beurteilen. Kaufmann, wie er mir, übrigens durchaus glaubhaft, erzählt hat.«

»Gut«, entgegnet der Amerikaner. »Bitte berichten Sie mir auch, was Ihnen völlig nebensächlich erscheint -«

»Mr. Wollner hat glatte, mittellange Haare, er gibt viel zu hohe Trinkgelder, er läßt sich kein Kleingeld herausgeben, tanzt ausgezeichnet, nur Wiener Walzer liegt ihm weniger.«

»Mir auch«, erwidert Steel lachend.

Sie werden unterbrochen: Jutta schiebt sich in den Raum. Sie wittert die Rivalin, betrachtet die Besucherin, deren Make-up die Natürlichkeit ist. Sie hat Corinna schon im Vorzimmer taxiert und festgestellt, daß sie der Typ ist, auf den Bob hereinfallen könnte. Jutta weiß, daß die Studentin über etwas verfügt, was sie nicht hat und vortäuscht - mit wenig Erfolg, einer Liebesdienerin gleich, die in einem öffentlichen Haus die Unschuldige spielt.

»What's the matter?« fragt der Captain leicht ungehalten.

»Would you like a cup of coffee?«

»Don't disturb«, fährt er sie an. »I'll call you if I need something.«

Jutta wirft einen unwilligen Blick auf Bobs sanftrote, blauäugige Versuchung und geht leicht groggy hinaus, wie ein Boxer, der von der Matte benommen hochkommt.

»Gehen Sie mit allen Mädchen so um, Captain Steel?« fragt Corinna.

»Nur mit solchen«, erwidert er. »Ich kann Neugier nun einmal nicht ausstehen.«

»Sie sind gebürtiger Amerikaner?« fragt sie.

»Ja«, antwortet Steel, »Tucson, Arizona - ich könnte sogar zum Präsidenten gewählt werden, aber die Wahrscheinlichkeit ist gering.«

Robert S. Steel ist ein Typ, den Corinna mag: einer, der beruflich weiß, was er will, aber darüber das Leben nicht vergißt. Scharfer Verstand, pointierter Witz. Ein Mann, der weiß, wo er höflich bleiben kann und wann er ruppig werden muß, und einer, das kann man schnuppern, der sogar im Dienst einen hebt. »Wieso sprechen Sie dann so gut Deutsch?« fragt Corinna.

»Meine Vorfahren haben seit drei Generationen deutschsprachige Frauen geheiratet.«

Er sieht sie voll an, sehr männlich, eine unausgesprochene Andeutung im Gesicht.

»Das soll doch wohl kein Heiratsantrag sein?« erwidert Corinna lachend.

»Sie gefallen mir wirklich, wenn ich Ihnen das sagen darf, Miss -«

»Faber«, erwidert Corinna. »Und ich würde nie einen Trinker heiraten«, antwortet sie. »Vor allem keinen egoistischen.«

»Sorry«, begreift Steel sofort die saloppe Anspielung, greift nach dem Old Smuggler, erhebt sich, schenkt doppelstöckig ein. »Ich hätte Ihnen natürlich längst einen Drink angeboten«, setzt er hinzu, »ich wußte ja nicht, daß Sie -«

»Es hat sich vieles in old Germany geändert«, erwidert Corinna spöttisch. »Früher hieß es bei uns: Die deutsche Frau raucht nicht.« Sie lächelt keß. »Und jetzt trinkt sie sogar, falls

man ihr etwas anbietet.«

»Und ich dachte, Sie wären noch so ein ganz braves, nüchternes Mädchen«, albert er.

»Ein Mädchen ist immer auf dem Weg zur Frau«, versetzt Corinna. »Cheers, Captain!«

Das Telefon unterbricht den angenehmeren Teil der Vernehmung. Ein Beamter der Kripo Mannheim meldet sich und teilt mit, daß seine Leute eine Druckerei ausgehoben haben, in der einige hundert dilettantisch gefälschte Fünf-Mark-Scheine gefunden wurden. Die Festgenommenen würden gerade vernommen, es sehe aber nicht so aus, daß sie etwas mit den Zwanzig-Mark-Blüten zu tun hätten.

Der Captain legt auf. »Entschuldigen Sie, Miss Faber«, sagt er und betrachtet sie wohlgefällig, doch diesmal überwiegt die Sachlichkeit. »Beschreiben Sie mir doch bitte noch einmal Ihren Autokäufer, so gut Sie können.«

Corinna denkt kurz nach: »Vielleicht ein, höchstens zwei Zentimeter größer als Sie«, antwortet sie dann. »Die Augen mehr grau als blau, nein, blau überhaupt nicht, sagen wir stahlgrau. Ja, richtig stahlgrau waren seine Augen. Ein sorgfältig ausrasiertes Bärtchen auf der Oberlippe, mehr ein Strich. Erstklassiger Anzug, sicher von einem Maßschneider, Kammgarn vermutlich. Die Musterung eine Spur zu auffällig, das Gleiche gilt für die Krawatte, für meinen Geschmack etwas zu schreiend.«

»Auf Ihren Geschmack kann man sich sicher verlassen«, entgegnet der CIC-Gewaltige und schiebt Corinna sein Zigarettenpäckchen über den Schreibtisch. »Bitte bedienen Sie sich.« Er steht auf, gibt ihr Feuer.

»Danke«, sagt sie und sieht dem Rauch nach. »Das gilt auch für seine Socken«, fährt sie fort. »Ich würde zu einem gemusterten Anzug unifarben anziehen. Und die Schuhe: Wildleder mit dicken Kreppsohlen. Garantiert im Ausland

gekauft.«

Captain Steel lächelt. »Sie haben eine erstaunliche Beobachtungsgabe«, lobt er.

»Machen Sie sich denn keine Notizen?« fragt Corinna.

»Mein Notizblock ist mein Kopf«, erwidert Steel.

»Sein Kinn ist vielleicht etwas zu kurz und - wie ich Ihnen schon sagte - die Brieftasche viel zu dick, zumindest aufgetragen.«

»Sie würden den Mann wiedererkennen?«

»Captain Steel«, antwortet Corinna, »einen Mann, dem ich ein Auto verkaufe, den erkenne ich in hundert Jahren wieder.«

»Fine«, entgegnet der Offizier, ins Englische fallend. »You're really nice and intelligent. Wer außer Ihnen hat diesen Stefan Wollner noch gesehen?«

»Meine Kollegen, die anderen Autoverkäufer.«

»Und?«

Corinna denkt an die Begegnung vor ihrer Haustür, aber es ist vielleicht besser, Adrian aus der Sache herauszuhalten.

»Und?« fragt der Captain mit sanftem Nachdruck.

»Na ja«, tritt sie die Flucht nach vorne an. »Der Mann, mit dem ich mich am Samstag verloben werde.«

»Congratulations«, erwidert er.

»Als ich aus Wollners Wagen ausstieg, kam es zwischen den beiden Herren, na, sagen wir einmal zu einer milden Kontroverse. Irgendwie sind die beiden Feuer und Wasser. Wissen Sie, Adrian sieht zwar sehr gut aus, macht sich aber nicht viel aus seinem Äußeren, und dieser Südamerikaner ist ein richtiger Stutzer.«

»Stutzer?« wiederholt der Captain, dem dieses deutsche Wort entfallen ist.

»Ein Dandy«, übersetzt Corinna. Sie schließt aus Steels

Gesicht, daß sie eine Erinnerung ausgelöst haben muß. »Hab' ich Sie auf etwas gebracht?« fragt sie.

»Dandy«, wiederholt der Captain. »Diesen Spitznamen hat eine Informantin vor ein paar Monaten genannt.«

Er setzt nicht hinzu, daß die Informantin inzwischen Selbstmord begangen hat. Einen Moment lang vergißt er die Besucherin, starrt auf seine Schreibtischunterlage statt auf ihre hübschen Beine. Auffallend gemusterte Anzüge? Schreiende Krawatten? Zu kurz geratenes Kinn? Hellwach spürt er, daß sich sein Unterbewußtsein meldet und auf einen ganz bestimmten Typ hinweist. Wieder kann er die Erinnerung nicht fassen, durch sein Office sind in den letzten drei Jahren viele zwielichtige Typen gegangen, und Schieber neigen nun einmal zu Jahrmarkteleganz.

Corinna sieht auf ihre Armbanduhr.

»Sie sind in Eile, Miss Faber?« fragt er und steht auf. »Ich bringe Sie selbst zurück.«

Jutta lauert im Vorzimmer. »Will you come back?« fragt sie.

»Perhaps«, entgegnet er. »But I'm not sure.«

Als der Captain Corinna den Wagenschlag höflich aufhält, stellt sie fest, daß der Pontiac, der sie hierher brachte, nur ein armer Blechverwandter dieses Cadillac ist. Steel jagt auch nicht durch die Stadt wie die Feuerwehr; er schaltet das Autoradio ein. Jetzt warnt auch AFN Munich, der US-Soldatensender, vor falschen Zwanzig-Mark-Scheinen; anschließend ertönt der Schlager der Saison: »Oh, mein Papa.«

Corinna summt die Melodie leise mit: »Oh, mein Papa war eine wunderschöne Mann. Oh, mein Papa war eine große Kienstler -«

Ihr Vater war kein großer Künstler, sondern Oberleutnant der Reserve, gefallen in Stalingrad, und ihre Mutter kämpft um die Erhöhung ihrer Witwenrente von derzeit neunzig Mark.

Sie hört auf, den Refrain mitzusummen; Steel mißversteht sie und schaltet das Autoradio ab.

»Da vorne links«, sagt sie.

Während der Cadillac auf das Trümmergrundstück einschwenkt, sieht sie, daß Adrian bereits auf sie wartet, mit einem Gesicht, das deutlich ausdrückt: Gestern ein Brasilianer, heute ein Amerikaner, wer weiß, auf was ich mich morgen gefaßt machen muß.

»Ihr Verlobter?« fragt Captain Steel.

»Ja«, erwidert Corinna. »Jetzt können Sie ihn gleich selbst nach Stefan Wollner befragen.« Sie macht ihn mit Adrian bekannt, der diesmal relativ höflich bleibt.

»Toll«, sagt er, »Corinnas Begleiter von gestern abend, den suchen Sie? Ein Hochstapler, was?«

»Vielleicht«, erwidert der CIC-Mann.

»Jedenfalls sah er so aus«, stellt Adrian fest. »Und wie ein Maronibrater oder wie ein Schiffschaukelbremser. Do you know, Captain? Oktoberfest«, setzt er hinzu und lacht befreit von innen heraus.

Am späten Abend begreift Inspektor Gräbert von der Münchener Kripo, daß er dem CIC-Captain Steel ein voreiliges Versprechen abgegeben hat: Er wird ihm die Zeugin, wegen der Anita Sperber Selbstmord begangen hat, nicht vorführen können, zumindest nicht in nächster Zeit, denn sie hat München Hals über Kopf verlassen, und zwar in Begleitung Stefan Wollners, nach dem noch unter fünf weiteren Namen gefahndet wird.

Der Gesuchte bleibt im Dunkel, aber man hat jetzt wenigstens ein Foto von seiner Begleiterin Erna Labsal. Die CIC-Dienststelle München läßt es vervielfältigen und den Polizeidienststellen der Trizone, aus der demnächst die

Bundesrepublik hervorgehen wird, zustellen. Es gibt erst wenige Hotels, so sind sie leicht zu überwachen. Wenn sich Stefan Wollner noch in Deutschland aufhält und seine Begleiterin nicht abermals auswechselt, muß er über kurz oder lang in die Falle gehen.

Es ist ein bißchen viel Mühe für einen vagen Verdacht. Selbst die Mitarbeiter Steels, die seinen Jagdinstinkt und seinen sechsten Sinn kennen, fürchten, daß er sich diesmal in eine fixe Idee verrannt hat. Was liegt schon gegen diesen angeblichen Stefan Wollner vor? Daß er sich unter sechs verschiedenen Namen in Hotels angemeldet hat? Wenn alle Falschmünzer wären, die sich in Damenbegleitung beim Portier falsch eintragen, gäbe es auf der Welt nur noch Blüten.

Sie murren, und sie folgen. Die Fahndung läuft weiter, aber sie wird in den nächsten Tagen von wesentlich dringenderen Ereignissen überlagert. Die Bank of England bricht ihr Schweigen. Interpol warnt offiziell alle Polizeidienststellen im westlichen Europa. Politiker und Bankiers beraten hinter wattierten Türen. Colonel Highsmith läßt jetzt doch Spezialisten aus den USA einfliegen, die Captain Steel bei der Aufklärung der neuen Falschgeldinvasion helfen sollen.

Die Geldinstitute werden mit Blüten überschwemmt, mit deutschen Zwanzig-Mark-Scheinen und mit englischen Fünfpfund-Noten. Die Staatsbanken erwägen bereits, sie aus dem Verkehr zu ziehen, aber das geht nicht von heute auf morgen - doch heute und morgen und an jedem anderen Tag häufen sich bei den Banken die Falschgeldbeträge.

Auf einmal geht es wieder zu wie in den letzten Kriegsmonaten: In Madrid, in Lissabon, in Zürich, in Bern, in Genf, in Dublin, in Stockholm, in Kanada und in Peru, sogar in den USA tauchen die Falsifikate auf.

Etwas Falschgeld ist immer im Umlauf; eine Menge von 0,05 Prozent nimmt die Polizei hin wie das Gesundheitsamt einen

gewissen Bakterienanteil im Badewasser Öffentlicher Anstalten. Wenn er aber überstiegen wird, ist die Gesundheit, sprich: Währung, in Gefahr.

Captain Robert S. Steel kommt nicht mehr aus seiner Uniform. Er jagt zwischen München, Hamburg und Heidelberg hin und her, er meidet die Golfplätze, die Gespielinnen und sogar den Bourbon; er hält die deutsche Kripo auf Trab, weist die Verstärkung ein, die ihm das FBI aus den Staaten schickt.

Er kommt keinen Schritt voran, und er steht so angespannt in den Sielen, daß er zunächst die erste erfreuliche Meldung seit Tagen überhört: In einem Hotel in Hannover wurde Erna Labsal in Begleitung eines Mannes, auf den die Beschreibung Wollners voll zutrifft, gesehen.

Der Festnahme entkommt der Verdächtige über die Feuerleiter, aber die zurückgelassene, verstörte Begleiterin hat ein Foto von ihm, aufgenommen von einem Gelegenheitsfotografen in einem Nachtlokal.

Der Schnappschuß landet auf Captain Steels Schreibtisch.

Es ist eine Blitzlichtaufnahme, ziemlich verzerrt. Die Gesichter der Tanzenden sehen aus wie mit Milch übergossen - aber den Mann, im Clinch mit seiner Partnerin, erkennt der Amerikaner als ein Gespenst aus der Vergangenheit wieder. Ein Toter wird auf einmal wieder lebendig.

Der CIC-Spezialist weiß jetzt mit letzter Sicherheit, daß die neue Falschgeldaffäre aus der alten hervorgegangen ist wie eine Schlupfwespe aus dem Raupenleib. Er wird nicht länger darum herumkommen, wiederum die Kehrichthalde des Dritten Reiches zu besteigen und in der »Festung Alpenland« vergessene Namen auszugraben und verwehte Spuren wieder aufzunehmen. Das bedeutet, daß unter Umständen längst abgeschlossene Resultate umgestoßen werden und daß ihm die neuen Ermittlungen Versäumnisse und Schludrigkeiten nachweisen, ihn sogar der Korruption zeihen könnten.

Er wittert diese Gefahr wie ein Invalide den Wettersturz.

Er kommt nicht länger darum herum, sich den Geschehnissen zu stellen, die sich anno diaboli 1945 ereignet haben.

Er lässt sich die Dossiers aus den Tresorräumen der CIC kommen.

Als seine Mitarbeiter die ersten Ordner mit den vergilbten Vernehmungsprotokollen anschleppen, atmet er den Pestgeruch der Vergangenheit, den Mief von Geldgier und Mordlust, sieht er die mächtigen Wirbel, die immer entstehen, wenn der Untergrund an die Oberfläche kommt - wie damals, am Ende eines krepierenden Krieges.

## **ZWEITER TEIL**

### ***Nullzeit***

Wenn es Caligula überhaupt gab, dann mußte er hinter dem nächtlichen Überfall von Cervigiano stecken. Selbst als sich der neue Tag lichtete, lagen Vorgeschichte und Verlauf des Massakers noch im Dunkel. Sicher war nur, daß ein vorerst unbekannter Stratege des Untergrunds gleichzeitig italienische Partisanen und deutsche Besatzungssoldaten in einen mörderischen Hinterhalt gelockt hatte.

Es gehörte zu den Besonderheiten dieses absurdens Schauplatzes in Oberitalien, daß die Gegner sich nicht nur blutig bekämpften, sondern mitunter auch lukrative Geschäfte miteinander machten, wie zum Beispiel Giuliano Tresoldi, ein Räuberhauptmann wie aus dem Bilderbuch, der sich als Pseudo-Widerstandskämpfer darauf spezialisiert hatte, alliierte Waffenlieferungen für die Partisanen direkt an deutsche Agenten zu verkaufen. Freilich nicht gegen Mark oder Lire, sondern nur gegen harte Währung, wie zum Beispiel englische Pfunde; über sie verfügten die deutschen Aufkäufer in einem unbegrenzten Maße. Die in einem deutschen KZ hergestellten Noten der Bank von England waren natürlich falsch, doch von echten auch nicht zu unterscheiden.

Als Tresoldi im Laufe des Vormittags gräßlich verstümmelt an einem Baum hängend gefunden wurde, entzifferte Hauptmann Hammer, Chef eines im Großraum Triest operierenden Partisanenjagdkommandos der Geheimen Feldpolizei, Caligulas Handschrift. Das unter dem Namen eines anrüchigen römischen Kaisers auftretende Phantom hatte wieder zugeschlagen: Fünf Italiener waren unter ähnlich gräßlichen

Umständen wie Tresoldi gefoltert und erledigt worden; drei deutsche Soldaten und einen Falschgeldagenten der Dienststelle Kaffler in Meran hatten die Täter formlos umgelegt. Die Waffenlieferung - ein Fünftonner mit modernsten englischen Maschinenpistolen und US-Bazookas - blieb, trotz aller hektischen und einschüchternden Vernehmungen in den umliegenden Ortschaften, spurlos verschwunden; sie sollte nie mehr zum Vorschein kommen.

Hier stieß Hauptmann Hammer, der schroffe und unbeliebte Jäger im Untergrund, ebenso an die Grenzen seiner Macht wie in dem Hals über Kopf von Ravenna nach Triest verlegten Luftwaffen-Ersatzlazarett, wohin ein deutscher Schwerverwundeter des Massakers eingeliefert worden war - in hoffnungslosem Zustand.

Der provisorische Chefarzt Dr. Werner Gudrat kümmerte sich um ihn, obwohl er wußte, daß dem Unteroffizier aus der gerade von den Amerikanern besetzten Stadt Köln nicht mehr zu helfen war. Die Patienten und Bekannten nannten den Mediziner Sauerbruch, tatsächlich war er ein tüchtiger Chirurg, der freilich über mehr praktische Erfahrungen verfügte als über theoretische Grundlagen. Der Aachener war mittelgroß, ein wenig kurzsichtig und hoffnungslos überarbeitet, ein Mensch und keine K.v.-Maschine - kavau hieß: »kriegsverwendungsfähig«, und als das galt in den letzten Monaten des Krieges praktisch jeder, der sich noch mit eigenen Fingern den Hosenladen aufknöpfen konnte.

Franz Kudella stand im Ordinationsraum und beobachtete den Arzt und Kumpel, der wie ein Leistungssportler aussah und es auch war, nunmehr allerdings nur noch in seinem Fach. Sein vormals weißer Arztkittel glich einer blutigen Schlächterschürze. Zwar lag die Front noch weit weg - die grüne Linie der deutschen Verteidiger erstreckte sich zur Zeit noch von La Spezia bis Rimini -, aber unter Italiens blauem Himmel wurde auch im Hinterland täglich gemeuchelt und gemetzelt. Im

Dreiländereck Italien-Jugoslawien-Österreich, Satans eigenem Revier, kämpfte jeder gegen jeden und alle zusammen gegen die Deutschen.

Der Stabsarzt beugte sich über den Patienten im Koma. Der Oberjäger, der ihn dabei stumm beobachtete, hatte in der Nähe des OP-Bereichs nichts zu suchen. Das zweckentfremdete Klassenzimmer eines requirierten Schulhauses in Triest war nicht einmal annähernd steril, und der Verwundete, dem Sauerbruch gerade den unken Oberschenkel amputiert hatte, würde ohnedies sterben wie die anderen drei, die gestern von der Front hierher gekarrt worden waren.

»Scheiße«, sprach der Stabsarzt ein schnelles Requiem. »Wenn wir Penicillin hätten wie die Amis -«, schimpfte er. »Aber wir haben ja nur V-Waffen, die ins Wasser stürzen, Düsenjäger, die nicht hochkommen, und Gauleiter, die vom Heldentod sabbern.« Er riß sich die Gazemaske vom Gesicht, schüttelte etwas Sagrotan in das Waschbecken und begann sich die Hände zu waschen.

Kudella kannte Werner seit langem und wußte, wie verzweifelt er war. Nach dem Absprung über Kreta hatte ihm der damalige Feldunterarzt in der Hauptkampflinie das Leben gerettet. Beim Nahkampf in Sizilien war dem Oberjäger, damals noch Oberleutnant, eine Revanche geglückt: Kurz vor dem Verbluten konnte er den schwerverwundeten Gudrat aus dem umkämpften Niemandsland heraustragen, wobei er sich ein halbes Dutzend Granatsplitter einhandelte. Eigentlich waren sie quitt, aber Freunde schulden sich bekanntlich immer noch etwas.

»Penicillin?« fragte der Oberjäger. »Was ist denn das, Werner?«

»Ein neues Präparat, ein Bakterienkiller«, erklärte Gudrat erschöpft, doch geduldig. »Die Patienten sterben ja nicht an der Verwundung, sondern an der Infektion als Folge der Verletzung.

Wenn du die Infektion ausschalten könntest - und ihre Konstitution entsprechend ist -, kämen die meisten durch.«

»Wenn's die Katze nicht getrieben hätte, hatte sie keine Jungen geworfen«, erwiderte Kudella. »Und die Amerikaner haben dieses Zeug?«

»Und die Engländer. Das neue Präparat hat bei der Invasion in Frankreich garantiert Tausenden alliierter Soldaten das Leben gerettet.«

»Na, endlich mal was Neues«, erwiderte Kudella. »Sonst erfinden die doch immer bloß Mittel, um das Leben zu verkürzen.«

Der Arzt nickte abwesend; er war wieder bei den Patienten, denen er nicht helfen konnte und die nicht nur einem elenden Krieg zum Opfer fielen, sondern auch noch zu seinem sinnlosesten Zeitpunkt. Die Russen hatten bereits Ostpreußen kassiert, belagerten Breslau und waren bis an die Oder nach Küstrin vorgestoßen. Die Angloamerikaner waren in einem rasanten Siegeszug durch Frankreich gerollt und hatten in diesen Tagen bei Remagen den Rhein überschritten.

Die Festung Europa flog in Fetzen. Nacheinander waren Rom, Paris, Bukarest, Brüssel, Antwerpen, Athen, Belgrad, Budapest und Köln gefallen. Viele Millionen, die Kriegsverbrecherverfahren nicht zu befürchten hatten, waren nicht unglücklich darüber, am wenigsten Hitlers italienische Ex-Vasallen, die flugs aus ihren Schwarzhemden stiegen. Schon beim Abfall Badoglios im Jahre 43 hatten römische Straßenkehrer Tausende faschistischer Parteiaabzeichen in der Gosse zusammengefegt. Die Südländer, nie sehr kriegsbegeistert, mogelten sich beherzt aus dem Zeitgeschehen, aber die deutschen Soldaten der Heeresgruppe C, deren Heimat schon in Feindeshand war oder demnächst fallen würde, sollten auf der Apenninenhalbinsel den Alliierten den Weg nach Deutschland noch immer verlegen: schlecht ausgerüstet, in der

Luft total unterlegen, oder, wie der kleine Kunze, Kudellas Berliner Kumpel, zu sagen pflegte: »Wenn du dir nur mit dem kleenen Finger in der Nase bohrst, sind die Jabos schon da und schießen ihn dir weg.«

Wofür sie jetzt noch kämpfen sollten, wußten sie nicht mehr, aber die von Hitler eingesetzten Fliegenden Standgerichte - die Verordnung des Justizministeriums stammte vom 15. Februar 1945 -, die hinter der Front herumfuhren, um mit aufgelesenen Soldaten, die sich nicht schnell oder gründlich genug durch Marschpapiere ausweisen konnten, kurzen Prozeß zu machen - soeben waren laut Wehrmachtbericht wegen des Rheinübergangs vier dekorierte Offiziere formlos erschossen worden -, brachten ihnen schon wieder bei, wie süß und ehrenvoll es ist, für das Vaterland zu sterben.

»Wenn die Amerikaner und die Engländer dieses Wundermittel haben«, sagte Kudella, als meisterlicher Organisator divisionsweit ebenso bekannt wie als Schürzenjäger, »dann haben es auch die Italiener.« Er lächelte schräg. »Und was unsere Ex-Bundesgenossen haben, das verkaufen sie auch.«

»Aber nicht gegen Lire«, entgegnete Gudrat.

»Dann muß ich eben tiefer in die Tasche greifen - von mir aus bekommen sie, was sie verlangen.« Trotz seiner Übergröße wirkte Kudella nicht ungeschlacht; er war ein blendend aussehender Bursche, mit braunen Augen und dichtem, welligem Haar. »US-Dollars«, versprach er, »englische Pfunde, Goldstücke oder Brillantensplitter.«

»Aber woher nehmen und nicht stehlen?« fragte der Stabsarzt.

»Stehlen«, versetzte Kudella überzeugt. »Oder besser gesagt: schieben. Hast du nicht in der Schule gelernt ›carpe diem?« Er schnaubte und lieferte die Übersetzung gleich mit: »Pflücke den Tag. Ich hab' ihn gepflückt. Jeden Tag. Und nicht nur für

mich.« Der Oberjäger achtete nicht auf die beiden Sanis im Raum, die aussahen wie originale Abruzzenrauber. »Was meinst du, woher das Verbandszeug kommt? Die Bettücher, die Watte, das Wundbenzin, die OP-Maske und dein neues Skalpell und sogar die Sanierungsschmiere für den Puff? Alles organisiert, getauscht, geschoben, am Schwarzmarkt beschafft. Schwarzmarkt«, wiederholte er, »mercato nero. Eine der vernünftigsten Einrichtungen dieses sonnigen Landes. Du brauchst nicht die Nase zu rümpfen. Kennst du das Gleichen von Jesus und den beiden Schwestern?« fuhr er fort. »Du bist die Maria, dem Höheren aufgeschlossen, und ich bin die Martha, die die Sachen ranschafft.«

»Seit wann bist du so bibelfest?« entgegnete der Stabsarzt.

»Die kriegen uns alle noch fromm«, erwiderte Kudella.  
»Verlaß dich drauf -«

»Aber du hast kein Wehrmachtsgut verschoben, Franz?« fragte Dr. Gudrat, nur mäßig erschrocken.

»Beuteware, italienische«, erklärte der Oberjäger. »Ich hab' sie den Itakern wieder angedreht, mit Profit und nur gegen harte Währung - ich hab' bei meinen Geschäften zwei goldene Händchen.«

Der Stabsarzt ließ ihn weiterreden, er wirkte schon wieder zerstreut, offensichtlich hörte er gar nicht zu. »Mit dem nächsten Transport lass' ich dich und Kunze nach Deutschland schaffen«, sagte er dann. »Ins Heimatlazarett. Ihr seid jetzt transportfähig. Nichts wie weg aus der Schußlinie.«

»Heimat ist gut«, entgegnete der Oberjäger sarkastisch: »In deiner sitzen die Amis, und Breslau belagern die Russen.« Er wechselte rasch das Thema: »Wieviel von diesem Zeug, diesem Penici -«

»Penicillin -«

»- wieviel brauchst du?«

»So viel wie möglich«, entgegnete der Arzt. »Aber laß dir kein gefälschtes andrehen, das ist nämlich auch schon im Umlauf.«

»In diesem Fall würd' ich meine Lieferanten mit einem Fußtritt bezahlen.«

»Mit deinen Beinen würde ich keine so großen Sprünge machen«, erwiderte der Freund und Arzt betont sachlich.

Wolfram Kunze, auch ein Überlebender von Kreta und vom Monte Cassino, stand abwartend im Gang. Wenn Kudella beim Alten war, gab's meistens etwas zu erledigen, und das hieß: Spritztour mit dem lazaretteigenen Kübelwagen in die Altstadt oder in den Hafen; er als Fahrer und der bullige Schlesier als Lotse, obwohl es immer in die gleiche Richtung ging. Der Berliner mit dem Spitznamen Sokrates wirkte schmächtig, fast mädchenhaft, aber er brauchte nicht mehr zu beweisen, welch zäher Brocken er war, obwohl er mit der abgeschlossenen Banklehre als Intellektueller galt. »Was Neues, Franz?« fragte er, als Kudella herauskam.

»Sauerbruch will uns nach Hause schaffen lassen«, antwortete der Oberjäger. »Mit dem nächsten Lazarettzug.«

»Gar nicht so dumm«, entgegnete der Kleine. »Bin vom Krieg bedient bis oben hin.« Er zündete sich eine Zigarette an. »Du nicht?«

»Frag nicht so dämlich«, versetzte der Oberjäger. »Aber zu Hause ist Not und Elend - das haben doch die Nazis immer gesungen.«

Zusammen waren sie fünfzehnmal verwundete Elitesoldaten und ihr Bedarf an Pulver und Blei gedeckt. Jedenfalls hatte die Heldendämmerung bei ihnen längst begonnen. Ohnedies hatten die »grünen Teufel« - ihrer Meinung nach - weniger für das untergehende, barbarische System gekämpft als für die Privilegien eines schillernden Haufens mit einer Sondermoral. Die Fahne, auf die man sie eingeschworen hatte, war in erster

Linie das bunte Halstuch, das sie verbotswidrig trugen. Vielleicht war das aber auch nur eine Ausflucht vor sich selbst, suggeriert vom Zorn über die gestohlenen Jahre, die geplatzten Illusionen, die Worte, mit denen man sie belogen, die Fallen, in die man sie gelockt hatte, und ein später, dünner Trost für Tausende ihrer prächtigen Kumpels, die deswegen vor die Hunde gegangen waren.

»Du kannst den Sanka nehmen«, sagte Kudella. »Leer der Tank«, erwiderte Kunze, »damit kommen wir höchstens noch drei, vier Kilometer.«

»Für den Hinweg reicht's«, versetzte der Oberjäger. »Und mit der Rückfahrt pressiert's nicht so, Sokrates.«

Sie setzten sich in den Wagen mit dem Rotkreuzemblem und fuhren los, vorsichtig, um Brennstoff zu sparen. Wenn es mit seinem Kumpel in die Stadt ging, wurde immer ein Faß aufgemacht. Kudella wußte, wo es das beste Essen, den süffigsten Wein und den sichersten Aufriß gab, und er zelebrierte alles der Reihe nach und kam für die Spesen auf. Auch als er sich auf Krücken bewegen mußte, hatte Kudellas Lebenslust muntere Sprünge gemacht. Wegen eines komplizierten Schußbruchs am linken Oberschenkel ging er am Stock; er würde es noch lange tun müssen, vielleicht für immer, aber es hinderte ihn nicht daran - und kurz vor Torschluß schon gar nicht mehr -, bei seinen Ausgängen hinter flinkfüßigen Italienerinnen herzuhumpeln. Zwar waren sie nicht erpicht auf Deutsche, aber ein Kerl wie Kudella brauchte deswegen seinen Bedarf noch lange nicht im Puff zu decken. Bei ihm kamen noch immer auf ein halbes Dutzend Körbe ein Sieg, nicht zuletzt, weil er die Taschen voller Geld hatte, in allen Zukunftswährungen.

Einst hatte es geheißen: »Nicht verzagen, Kudella fragen.« Kaum war die erste Bettruhe beendet gewesen, hatte der wegen einer Weibergeschichte degradierte Tapferkeitsoffizier wieder von seinen besonderen Fähigkeiten Gebrauch gemacht und sich rege am Schwarzhandel beteiligt, zuerst aus Langeweile, dann

aus Erwerbsstreiben.

Mit Saccharintabletten und Feuerzeugsteinen beginnend, war er dann an die lukrativen Geschäfte gekommen und hatte eine Beute-Norton verschachert, den Gewinn in einen Fiat Topolino investiert und dadurch genügend Kapital erhalten, um ganz groß ins faule Geschäft einzusteigen. Lire nahm Kudella längst nicht mehr; seine Währung waren Benzin, Brillanten, Besatzungsdollars, die von Unteritalien aus schneller vorangekommen waren als die nunmehr siebzehn angloamerikanischen Divisionen unter General Harold Alexander.

Franz Kudella war mehr ein Haudegen als ein Schieber; er teilte mit seinen Freunden und mit dem Lazarett. Der Zweck heilige die Mittel, und die Mittel mehrten sich rege.

»Weißt du was, Franz«, sagte der kleine Kunze, der sich die Neuigkeit aufgespart hatte und jetzt herausplatzte. »Adrian hat's erwischt. Stell dir vor, den Hauptmann -«

»So 'n Mist«, versetzte Kudella und betrachtete seinen Kumpel am Steuer. »Und warum schaust du da noch so fröhlich aus der Wäsche?«

»Weil er von Sauerbruch angefordert wurde und schon nach Triest unterwegs sein soll.«

»Und warum hat mir Sauerbruch das verschwiegen?«  
»Weil er genau weiß, daß er uns nicht von hier wegbringt, bevor unser Freund und Kupferstecher eingetroffen ist.«

»Da ist was dran«, entgegnete Kudella. »Außerdem kann ich meine Geschäfte nicht von einem Tag auf den anderen abbrechen.«

Der Motor begann zu spucken, aber die Räder drehten sich noch. Es war ein Vorfrühlingstag wie aus dem Bilderbuch, auch wenn von der nahen Pescheria ein verheerender Fischgeruch über die verwinkelte Piazza am Hafengelände zog. Am Himmel

stand keine Wolke; selbst die Bora wehte nicht vom Karstplateau. Noch war kein einziger Jagdbomber zu sehen oder zu hören - sie waren schlimm, aber vergleichsweise noch harmlos, denn jeder, ob Soldat oder Zivilist, Mann oder Frau, Italiener oder Deutscher, spürte, daß sich hier, im äußersten Nordosten des Adriatischen Meeres, eine Zukunft zusammenbraute, die sich im Blut gewaschen hatte.

Es gab die täglich anschwellende Resistenza, die italienische Widerstandsbewegung. Schon jetzt hatten sich in Oberitalien zweihunderttausend Partisanen bereitgestellt, ein zusammengewürfelter Haufen von Kommunisten, Konservativen und Konvertiten, durchsetzt von opportunistischen Schwarzhändlern, organisierten Mafiosi und geborenen Halsabschneidern aller Art. Im Raum Triest waren nicht nur die deutschen Besatzungssoldaten ihre Feinde, sondern auch die aus Jugoslawien vordringenden Tito-Partisanen; schon vor der Befreiung wollten beide Parteien Triest kassieren. Neben ihnen gab es noch die serbischen Cetnici des später gehenckten Generals Mihajlovic, und auch die kroatischen Ustascha-Freischärler des Dr. Pavelic, beides abgefeimte Mörderbanden, die kein Massaker ausließen. Um die Verwirrung vollzumachen, hatte Himmler, der Reichsführer SS, in seine arische Garde zwei muselmanische Divisionen aufgenommen, die mehr an Allah als an Walhalla dachten und jetzt nicht wußten, ob sie ihre Auftraggeber ermorden oder sich von ihren Landsleuten zerstückeln lassen sollten; sicherheitshalber knallten sie auf alles, was ihnen vor die Flinte kam.

Kudella kam in diesem Moment eine Achtzehnjährige mit Glutaugen und weithin wehender Mähne vor die Flinte; sie schlenderte träge am Straßenrand entlang, nach allen Seiten sichernd wie eine Katze, eine Wildkatze.

»Halt doch mal an, Sokrates«, sagte der Oberjäger, der mit den Augen Maß genommen hatte.

»Quatsch«, erwiederte der kleine Kunze. »Bei der kriegste keinen Preis.«

»Probieren geht über Studieren«, sagte Franz, die Kanaille.

»Und bei dieser Mistbiene versäumste auch nicht viel«, tröstete ihn Kunze, der Theoretiker. »Die Italienerinnen schauen alle aus, als wollten sie die Welt einreißen, aber wenn du dann zur Sache kommst, sind sie richtig zugenährt unten rum -«

»Sokrates der Weise«, spöttelte Kudella. »Und woher weißt du das alles?«

»Das weiß doch jeder«, erwiederte der Junge und kam ins Stottern.

»Von den anderen?« Kudella warf sich in Positur, in Gockelhaltung. »Merke, Junge«, setzte er an. »Jeder hat's nicht probiert, und alle sind sie auch nicht zugenährt«, versicherte er dem Berliner mit der Stupsnase, den rötlichen Haaren, dem blassen Teint, dem EK I, dem Verwundetenabzeichen in Silber und der immer wieder losbrechenden Malaria.

»Weiß schon«, lenkte Sokrates ein, »dein Abenteuer in Rom.« Er grinste, wissend, daß es dem Freund schmeichelte. »Die ganze Division war stolz auf dich.«

»- marschierte im Geiste mit«, erwiederte der Oberjäger amüsiert. »Aber nur einer war in Ginas Bett.«

»Aber nicht lange«, schränkte der kleine Kunze vorsichtig ein. »Aber lange genug«, versicherte der Mann aus Breslau. »Wärst du bei ihr nicht so forsch rangegangen, könntste heute schon Major sein«, stellte der Junge fest.

»Und wenn schon«, entgegnete der Held der Kissenschlacht. »Meinst du, mein linkes Bein wäre deshalb beweglicher?«

»Nein«, räumte Sokrates ein. »Aber vielleicht wäre es für dich doch besser, wenn du bei der Verteilung des Geschlechtstrieb nicht dreimal nachgefaßt hättest.«

»Aber wieso denn?« erwiederte Kudella. »Das ist doch ein

Sport mit Zukunft - und völlig unabhängig vom Wetter.«

Die Luftschutzsirenen heulten: Voralarm. Die meisten Passanten ließen es nicht darauf ankommen und suchten schleunigst die Keller auf.

»Wetzen, das können die«, konstatierte der kleine Kunze hämisch.

»Nicht alle«, antwortete Kudella. »Ich hab' bei den Itakern auch Burschen kennengelernt, die hatten verdammt viel Mumm.«

»Und bei uns hat es auch solche gegeben, die gleich stifteten gegangen sind«, erinnerte sich jetzt Sokrates.

»Vielleicht waren das die Klügeren«, ergänzte der Oberjäger.

»Tapferkeit ist womöglich nur Mangel an Phantasie, genauso angeboren, wie wenn du farbenblind bist oder unmusikalisch.«

»Wird Zeit, daß der Krieg zu Ende geht«, feixte Sokrates weise, »sonst wirste noch 'n richtiger Defätist. Ausgerechnet du, der Verwegenste von allen.«

Irgendwo ballerte die Flak. Alliierte Flugzeuge waren zu erwarten gewesen, und man konnte nur hoffen, daß die Jabos heute in Triest bloß das Leben beschwerlich machten und nicht die Hafenanlagen bombardiert würden. Zwar war nach der Invasion in Frankreich Italien zu einem Nebenkriegsschauplatz geworden, aber der Himmel gehörte den Alliierten; sie verfügten über eintausendfünfhundert Frontflugzeuge, genau zehnmal mehr als die deutsche Luftwaffe, deren ausgeleerte Mühlen zudem meistens wegen Spritmangels nicht starten konnten. Die Lighnings, Mustangs, Liberators und Flying Fortresses waren eine fast allgegenwärtige Landplage. Auch wenn die Alliierten pro Kampftag ein Dutzend Maschinen verloren, hatten sie doch in neuhundertneunzehntausend Einsätzen rund fünfhundertvierundneunzigtausend Tonnen Bomben auf Ziele der Apenninenhalbinsel geworfen.

Der letzte Sprit im Sanka und der erste Jabo-Angriff fielen fast zusammen. Die beiden Verwundeten sprangen aus dem Wagen, wetzten auf die andere Straßenseite, suchten Deckung, Sekunden später krepierten schon die ersten Bomben. Die Splitter fegten über sie hinweg, die Lightnings sausten über die Dächer Richtung Osten. Dann sah es aus, als höbe sich der Sanka auf die Hinterräder, und Kudella und Kunze wunderten sich, wie aus einem Wagen mit leerem Tank eine so hohe Stichflamme schießen kann.

»Siehste«, sagte der Oberjäger hinterher. »Und da hast du dir Sorgen gemacht, wie weit wir mit dem Sprit kommen.«

Noch vor der Entwarnung humpelten sie in die nächste Trattoria. Kudella bestellte den ersten Liter Rotwein, er kannte den Kellner; er kannte viele Kellner. Er schob ihm einen Packen Lire zu und ließ nach Nino suchen. Nino Savini war einer seiner Kontaktleute zum Schwarzen Markt. Kudella kannte viele Kontaktleute.

»Und jetzt«, sagte der Oberjäger, schon beim zweiten Liter, »werden uns gleich die gebratenen Tauben in den Mund fliegen.«

Es waren US-Zigaretten, Schokoladeriegel, Corned beef, Antineuralgietabletten, Verbandszeug und sechs Packungen Penicillin.

»Wenn ich das gewußt hätte«, sagte Nino, der, in Südtirol zweisprachig aufgewachsen, sehr gut Deutsch sprach, »daß du so scharf auf dieses Zeug bist, hätte ich mich besser eingedeckt. Was du bestellst, bekommst du von mir auch.«

»Notiere«, erwiderte Kudella. »Großbestellung: Was immer du auftreibst, kaufe ich zu Höchstpreisen.« Er stand auf, nickte seinem Geschäftspartner zu. »Und wenn du mir gefälschte Medikamente andrehst, dreh' ich dir den Kragen um.«

»Hab' ich dir schon mal Zigaretten mit Sägespänen geliefert oder so was?«

»Schon gut«, sagte der Oberjäger und klopfte ihm auf die Schulter. »Du bist in Ordnung, Nino, und so bleiben wir in angenehmer Geschäftsverbindung.«

Der Italiener, ein hübscher Dreißigjähriger mit melancholischen Augen, kräftig und trainiert wie ein Profisportler, zögerte kurz. »Ich bin ja ganz froh, wenn wir deine Landsleute bald loswerden«, sagte er dann. »Aber dich mag ich - dich schon -«

»Und ihn?« wies Kudella grinsend auf Sokrates.

»Ihn auch«, versicherte Nino.

»Na also«, entgegnete Kudella. »Gia eccolo due tedeschi simpatici.«

Der ambulante Schwarzhändler sah zwei italienischen Polizisten entgegen, er gab Kudella einen Wink; sie setzten sich wieder, scheinbar ins Gespräch vertieft. Die Carabinieri blieben in der Mitte des Raumes stehen, starrten Nino an, wagten aber wegen der beiden deutschen Soldaten nicht, ihn zu filzen. Der Italiener hatte auch nichts mehr in den Taschen. Und Fallschirmjäger zu filzen, erlaubte sich, ein paar Monate vor Torschluß, noch kein italienischer Polizist.

»Ich hab' dich in der letzten Woche schon gesucht, Nino«, sagte Kudella, »du warst in ganz Triest nicht aufzutreiben.«

»Unterwegs«, wich ihm der Italiener aus. »In Geschäften -«

»Guten?«

»Ich denke schon.«

»Schacherst du auch mit den Partisanen?« fragte der Oberjäger.

»Madonna in bicicletta! Partigiani!« erwiderte er leicht angeekelt. Aber in diesem Punkt traute ihm Kudella nicht. Nino würde selbst mit dem Teufel Geschäfte machen, notfalls sogar ehrliche. Noch floß zwischen den Fronten der deutschen Besatzung und der italienischen Freischärler vom Comitato

nazionale di liberazione mehr Geld als Blut, denn für einige Untergrundanführer war Politik nichts anderes als die Fortsetzung eines Geschäfts mit anderen Mitteln. Der Fall Tresoldi war kein Einzelfall. Immer wieder gelang es den deutschen Gegenspielern, bei ihnen waggonweise alliierte Waffen und Ausrüstung zu kaufen. Diese Widerstandskämpfer in die eigene Tasche wurden mitunter von anderen Partisanen gefaßt und erschossen, oder aber sie gingen mit der Zeit dazu über, bei den Alliierten per Funk zu ordern, was zuvor die Deutschen bei ihnen bestellt hatten.

Die Carabinieri waren verschwunden. »Du bist wirklich prima«, sagte Nino und trat den Rückzug an. »Du bist mir und meinen Freunden jederzeit in Triest willkommen. Auch noch nach dem Krieg. Aber jetzt würde ich mich an deiner Stelle auf die Socken machen. Ma subito - mit Beeilung.«

»Warum?« fragte der Oberjäger gespielt naiv.

»Weil's hier verdammt heiß wird, verlaß dich drauf.«

»Auch für mich?«

»Für uns alle«, behauptete Nino. »Laß mich rechtzeitig wissen, wenn du wieder etwas brauchst.« Er verließ, flink wie ein Wiesel, den schmuddeligen Laden.

Fünf Minuten später kam der Mann mit dem Wagen, den der Italiener den beiden Verwundeten besorgt hatte; er schaffte sie ins Lazarett zurück.

Sauerbruch machte tatsächlich einmal Pause und war auf seiner kümmerlichen Bude. Kudella schob sich in den Raum. »Hier«, sagte er gönnerhaft und präsentierte seine sechs Packungen Penicillin, geklaut in einem US-Hospital in Unteritalien, bestimmt für alliierte Soldaten, aber auch nützlich für deutsche.

»Zu spät«, sagte Dr. Gudrat dumpf. »Der letzte ist vor einer halben Stunde gestorben.«

»Dann nimm's für den nächsten«, brummelte der Oberjäger enttäuscht und legte ein Päckchen Chesterfield als persönliches Geschenk für den Freund darauf.

Der nächste kam zwei Tage später: Hauptmann Adrian Stemmer, der dritte im Bunde, in einem ziemlich hoffnungslosen Zustand. Gasbrand, an dem sich die Sulfonamide die Zähne ausgebissen hatten. Als sich Sauerbruch über den Verwundeten beugte, um ihm die Beuteware zu injizieren, sah es aus, als machte er sich an einem Toten zu schaffen.

Er richtete sich auf und erblickte die beiden Freunde, die hier nichts zu suchen hatten. »Haut bloß ab«, sagte er gereizt.

»Wie lange dauert es, bis das Zeug wirkt?« fragte Kudella.

»Wenn das Penicillinpräparat echt ist«, antwortete Dr. Gudrat widerwillig, »ein paar Stunden.«

»Andernfalls?« fragte der kleine Kunze.

»Stilles Vaterunser«, erwiderte der Mediziner.

Schon nach Stunden ging die hohe Temperatur langsam zurück. Adrians fahles Gesicht belebte sich etwas. Er begann zu sprechen, unverständliche Silben auszuspucken.

Kudella saß links von ihm, Kunze rechts. Alle Versuche, die Freunde aus der improvisierten Intensivstation hinauszuhören, scheiterten. Die beiden würden hier sitzen bleiben, bis es dem Münchener besser ging oder bis man ihn mit den Füßen voraus hinaustragen mußte.

Der Patient delirierte wieder. Kunze beugte sich über ihn, fing Silben auf, drehte sich mit fast verklärtem Gesicht zu Kudella um: »Dem geht's besser«, flüsterte er, »der ist im Geist bei dir, in Rom, auf der Via Veneto.«

*Rom, Spätherbst 1943. Erst seit kurzem, seit dem 10. September, halten sich in der Siebenhügelstadt deutsche Truppen auf; aus feldgrauen Bundesgenossen sind*

*Besatzungssoldaten geworden. Zwei Tage später befreien deutsche Fallschirmjäger Mussolini aus seinem Abruzzengefängnis Gran Sasso; von Deutschland aus gründet er eine neue faschistische Republik und befiehlt die Fortsetzung des Kampfes mit allen Mitteln.*

*Am 13. Oktober erklärt der kleine, intrigante italienische General Pietro Badoglio, unbeliebt bei den Alliierten, bei den Deutschen und bei seinen eigenen Landsleuten, dem früheren Achsenpartner den Krieg, verbal nur, denn die Italiener haben das Schießen satt. Zweihunderttausend von ihnen sind in Nordafrika geblieben, hundertsechzigtausend auf Sizilien und bei den Kämpfen in Unteritalien gefallen, zweihundertsiebzehntausend kämpfen noch mehr oder weniger freiwillig in Rußland, fünfhundertachtzigtausend sind in Jugoslawien in dreckige Partisanenkämpfe verwickelt - aber nunmehr gehen die Generale stifteten, die Offiziere folgen diesem probaten Ausweg, die Mannschaften werfen die Waffen weg und laufen wie die Feuerwehr an den Küstenstraßen heimwärts.*

*Ihrer Meinung nach ist seit Stalingrad und der Kapitulation der Afrikaarmee in Tunis der Krieg verloren. Sollen die Deutschen allem weiterkämpfen, wenn sie das unbedingt wollen-- die Italiener möchten Schluß machen, aber auch nicht gegen ihre früheren Waffenbrüder antreten.*

*Rom hat sich von jeher mit allen Schwierigkeiten arrangiert, aber jetzt wird die Ewige Stadt von Gerüchten gepeinigt: Hat Hitler tatsächlich befohlen, den Papst aus dem Vatikan zu entführen? Wollen die Alliierten durch Luftangriffe den einstigen Mittelpunkt der Alten Welt in Schutt und Asche legen? Schon zweimal, am 19. Juli und am 11. August, haben englische Geschwader zugeschlagen und den Tod über den stehen Hügeln ausgeklinkt.*

*Die beiden Fallschirmjägeroffiziere schlendern durch Rom. Politik interessiert sie nicht, selbst die militärische Lage kann ihnen heute gestohlen bleiben. Italien ist ihnen jedenfalls lieber*

*als Rußland, wenn ihnen auch allmählich dämmert, daß es ihnen am allerliebsten wäre, wieder zu Hause zu sein.*

*Sie folgen den Traumpfaden deutscher Sehnsucht: Colosseum, Peterskirche, Engelsburg, die Katakomben, die Thermen des Caracalla, die Piazza Navona; sie werfen Münzen in die Fontana di Trevi. Sie genießen die Stadt, in der die Spelunken blühen, von einer späten Sonne mit goldenem Glanz überzogen. Sie passieren die Statuen der Cäsaren und der Päpste, die sich seit Jahrhunderten, Sockel bei Fuß, miteinander arrangiert haben, die Weltstadt der Heiligen und Huren, der Heroen und der Halsabschneider. Das Pflaster, das die Heiden fromm und die Frommen heidnisch macht.*

*Sie haben sich satt gesehen und müde gelaufen. »Frage«, sagt Kudella. »Siesta in einer casa di tolleranza?«*

*»Was ist eine casa di tolleranza?«*

*»Ein Bordell.«*

*»Hübscher Name für ein gewöhnliches Puff«, erwidert der Münchener grinsend. »Nein, danke.«*

*»Hast ja auch ganz recht«, entgegnet der Oberleutnant. "Wenn du dir mit so 'ner südlichen Gonokokke die Gießkanne - verbiegst, biste bedient für den Rest deines Lebens.«*

*»Aber weiterkämpfen kannst du trotzdem noch«, versetzt Freund Adrian.*

*»Für Tripper, Volk und Vaterland«, brüllt Kudella heraus.*

*Sie sind gar nicht so oberflächlich und zynisch, wie sie scheinen. Sie möchten nur leben, aber die Zeit läßt ihnen keine Zeit dafür. Sie müssen alles im Schnellgang hinter sich bringen, im Zeitraffer, ihre Träume, Sehnsüchte, Wünsche und Hoffnungen, die Gefühle, die Begegnungen mit dem anderen Geschlecht, die Liebe, den Sex, und so bleibt ihnen meistens nur eine Andeutung, ein Abklatsch, eine Ersatzbefriedigung, bevor man sie wieder hinausschickt und verheizt.*

*Sie rasten ein paar Stunden in ihrem Quartier. Sowie die frische Luft von Anzio über die Dächer des Häusermeers weht, sind sie wieder frisch zu neuen Taten, bevor es morgen mittag weitergeht. Sie haben die Taschen voller Geld: Die Frontzulage, die sie in Rußland nicht ausgeben konnten, umgewechselt in Lire. Packen voller Lire, die schon keiner mehr annehmen will, vor allem nicht die Italiener selbst, die lieber in einer Siegerwährung kassieren.*

*Die Offiziere lassen sich nach Trastevere bringen, in das pittoreske Viertel auf der anderen Tiberseite, sie schlendern durch Gassen und Gossen, vorbei an einem der brutalsten Gefängnisse der Welt, das den schönen Namen "Regina Coeli" trägt, »Himmelskönigin«, ziehen weiter durch das Armenviertel, in dem sich die Reichen Appetit holen und auch Übersättigung.*

*Sie landen im »Patacca«, einem alten Schmugglerlokal, genießen die kulinarischen Spezialitäten des Hauses und lassen sich dabei von den Reserve-Carusos und Hilfs-Paganinis Schlummerschmalz in die Ohren trüpfeln: »Maruzzella«, zum Beispiel, oder »Grazie dei fiori« oder »Anima e cuore« - »Seele und Herz« oder »Accarezza me« - »Streichle mich«, und immer wieder den Mond von Neapel, der Stadt am Vesuv, die auch schon im Eimer ist, Napoli, wo die Kameraden in der anderen Uniform ihre Frontzulage verprassen und sich die Gießkanne verbiegen, wenn sie nicht aufpassen.*

*Der Ober bringt einen weiteren Liter Frascati. »Also, Prost, Signori«, sagt er; er hat vor dem Krieg in Deutschland gearbeitet, zuerst in einer Gelateria, dann in der Großmarkthalle, und ist stolz darauf, das aufgeschnappte Deutsch vorzuführen. »München, schöne Stadt«, sagt er, verdreht die Augen und schnalzt mit der Zunge, und Stemmer, der seine Heimatstadt nur überflogen hat, spürt einen Moment das Heimweh wie einen Stich; er denkt an seinen alten Herrn, an Verena, seine hübsche Schwester, spült die Vision mit Frascati hinunter und behält doch einen trockenen Mund.*

*Zur Linken sitzen italienische Offiziere, in ihrer Mitte ein General, herausgeputzt und ziemlich triefäugig. Sein Schnurrbart mit den melancholisch nach unten hängenden Enden ist so gewichst wie seine Stiefel, aber seine leicht lächerliche Erscheinung wird durch die Begleiterin an seiner Seite aufgewertet: eine blonde Italienerin ist immer eine Attraktion, zumal in Rom, und wenn sie dazu noch langhaarig und glutäugig ist.*

*Und ein Mann wie Kudella, nach seinem Selbsturteil »hoffnungslos nymphoman«, nimmt immer sofort die Witterung auf. Der Ober folgt seinem Blick, beugt sich zu ihm hinab, »General Carroni«, erläutert er, »un grande fasdsta -«*

*»Und die Blondine neben ihm?« fragt der Oberleutnant.*

*»La bionda? - La Signora Gina Carroni. Lamoglie, moltobella, giovane e affettuosa«, sagt er und geht an den Nebentisch.*

*»Hast du das verstanden?« fragt Stemmer.*

*»Der Alte ist General«, übersetzt der Breslauer, »und wenn ich ihn richtig gehört habe, ist sie sehr schön, jung und liebebedürftig.« Er grinst. »Ich würde ja nicht ungern aushelfen.«*

*»Paß bloß auf, daß deine Augen nicht in ihr Dekollete plumpsen«, sagt der Freund lachend.*

*»Sind schon drin, Adrian«, entgegnet der Schlesier, »und sie fühlen sich dort ausgesprochen wohl.«*

*»Wenn ein italienischer General in Rom jetzt noch die Uniform trägt, ist er auf unserer Seite. Und wenn du die weiter so anstarrst, kriegst du Ärger«, warnt Stemmer.*

*Kudella hört es nicht. Er hat verträumte Augen und einen süchtigen Ausdruck im Gesicht. Die Italienerin läßt durch nichts erkennen, daß es ihr unangenehm wäre, und ein Mann wie Kudella bleibt beim Angriff nie auf halbem Wege stehen.*

»Der Führer wird sie alle in die Pfanne hauen«, schmettert auf der anderen Seite ein Zivilist mit einem aufgeschwemmtten Gesicht und schütteren Haaren. Seine Augen stecken wie Rosinen in einem Hefeteig. »Ich kann Ihnen nichts verraten, aber ich habe unsere neuen Wunderwaffen gesehen. « Er gießt seinem Tischgast mit dem leeren, fahlen Gesicht Champagner nach. »Sie werden sich wundern, Sturmbannführer -«

»Ich werde mich gar nicht wundern«, entgegnet der Bewirtete. »Ich kenne unsere Trümpfe auch.« Er hebt das Glas. »Auf den Sieg!« sagt er zackig.

»Wer ist denn das?« fragt Stemmer den Cameriere.

»Er heißt Kaffler, Herr Hauptmann. Ein ganz hohes Tier vom Sonderstab des 3. Germanischen SS-Panzerkorps.«

»Was ist denn das?« fragt Stemmer. »Kaffler, der Cherusker?«

»Furchtbar«, ergänzt Kudella. »Die Römer werden sich kratzen.«

»Und warum sind wir in Uniform und trägt der Spätgermane Zivil?«

»Sonderstab«, brummelt der Oberleutnant. »Sondergenehmigung, Sonderspesen, Sonderreisen, Sonderurlaub.« Er nimmt Maß mit den Augen. »Eben ein ganz besonderes Arschloch.«

»Und warum trinken die Champagner und wir bloß Frascati?« »Sehr viel Geld«, verrät der Ober. »Kies wie Dreck.« »Und wir sind arm!« fährt ihn Hauptmann Stemmer an, der Champagner gar nicht mag.

»Nein, Signori, aber -« Er beugt sich zu den Fallschirmjägern hinab. »Aber Hauptsturmführer Dr. Kaffler zahlt mit Devisen.«

»Was heißt hier Devisen?« knurrt der Hauptmann.

»Denaro inglese«, präzisiert der Italiener. »Englische

*Pfunde. Motto, molto. In questo caso«, fährt er fort und reißt die Augen auf. »Capisce, mercato nero -«*

*»Devisen für den Schwarzmarkt«, übersetzt Kudella.*

*»Und wo hat er die her?« fragt Stemmer zwecklos.*

*Der Kellner zuckt die Schultern: »Ha una residenza in un vecchio castello vicino Merano.«*

*»- wohnt in einem Schloß bei Meran.«*

*»Ha una potente protezione -«*

*»Ganz tolle Beziehungen«, errät Kudella.*

*»Eine ganz tolle Schweinerei«, wirft der Hauptmann ein.*

*»Dottore Kaffler e spesso in Roma. Viene sempre nel nostro ristorante.« Dem Kellner macht es offensichtlich Spaß, drauflos zu schwatzen und den nach Geld stinkenden Stammgast anzuschwärzen. »Er trinken immer Veuve Cliquot, paga sempre con denaro inglese, er haben Geld wie Heu«, sagt er und deutet mit den Händen gewaltige Notenbündel an.*

*»Da kommste nicht mehr mit«, erwidert Kudella. »Zu Hause buchten sie jeden kleinen Devisenbesitzer ein, und hier lassen sie diese Etappen-Heinis Schampus saufen.«*

*»Nix einbuchen«, greift der Ober das Wort auf und grinst. »Capisce, U signore nella sua tavola e U Capo della polizia tedesca di Roma.«*

*»Nicht schlecht«, versetzt Kudella sarkastisch. »Der deutsche Polizeichef von Rom. Da können wir ja gleich den Papierkorb mit 'ner Anzeige füttern.«*

*Stemmer greift nach der Flasche. Der Frascati ist trocken und kühl, aber er macht ihm Sodbrennen. Morgen wird er mit Kopfschmerzen an die Front fahren, an einen neuen Kriegsschauplatz, an dem es keinen Polizeichef geben wird, der mit einem Devisenschieber den schwarzen Profit versäuft. Da gibt es nur die amerikanische Artillerie, die auf vier Meter genau schießt oder noch exakter; aber komme, was da wolle--*

*alles ist besser als Rußland. Stemmer trinkt das nächste Glas leer. Der Vino schmeckt auf einmal nach Blut. Es singen keine Geigen mehr und schmettern keine Heldenotenöre ihre Schnulzen; die Stalinorgel und die Ratsch-Bumm geben den Ton an, der die Musik macht. Es geht ums schiere Überleben - nur das zählt. Aber der Osten hat auch seine Vorteile, im rückwärtigen Frontgebiet gibt es wenigstens keine geschniegelten Etappengenießer und keine Fettleber. Wer hier stationiert ist, wartet auf den Partisanen-Überfall und kratzt sich inzwischen am ganzen Leib, weil er genauso verlaust ist wie die Männer in der Hauptkampfclinie.*

*Der Hauptmann starrt die beiden Zivilisten am Nebentisch verächtlich an. Er hat genug von ihnen, genug vom Wein, genug vom Abend, genug von Rom. »Mir reicht's«, sagt er zu Kudella. »Ich fahr' ins Hotel zurück und geh' pennen.«*

*»Blödmann«, erwidert der Oberleutnant. »Das wirste bereuen. Ist doch noch nicht mal Mitternacht, und wer weiß, ob du je wieder nach Rom kommst.«*

*»Es reicht«, erwidert Stemmer und fixiert wieder Kaffler und seinen Tischgast.*

*Der Hauptsturmführer in Zivil, Schloßherr und Devisenmagnat fängt den Blick unsicher auf, reagiert nervös, ärgerlich. Dann sieht er die Blechkrawatte zwischen Stimmers Kragenecken und will sich bei einem Ritterkreuzträger anbiedern; dabei tritt der Mann mit der Fetthalde im Gesicht direkt ins Fettnäpfchen. Er winkt den Ober herbei, ordert lauthals eine Flasche Schampus. »Die tapferen Kameraden am Nebentisch sollen auch was vom Leben haben«, dröhnt seine fettige Stimme durchs Lokal. Er hebt das Glas, prostet den Fallschirmjägeroffizieren zu.*

*Es ist Stemmer, der schon im Aufbruch ist, zu viel; er schnappt sich die Schampuspulle, tritt an den Nebentisch und schüttet das teure Devisennaß auf den Fußboden. »Wir saufen*

*weder Ihre Plettre noch Ihre Pissee», fährt er den perplexen Spender an. » Wir saufen überhaupt nicht mit Devisenschiebern und artverwandtem Gesocks!«*

*Der Polizeichef springt auf, um den rangniedrigeren Offizier zurechtzustachen; aber Kaffler, der zuerst rot wurde, dann blaß, sagt: »Lassen Sie nur, Sturmbannführer. Die Herren haben wohl einiges mitgemacht. Kein Wunder, daß sie mal durchdrehen, ich hab' volles Verständnis dafür.«*

*Die ambulanten Musiker versammeln sich, übertönen den Zusammenstoß, während ein Mädchen den Boden aufwisch. Kudella, durch die Frau des Generals abgelenkt, ist nur halb bei der Sache. Normalerweise läßt man einen Kumpel nicht im Stich, sondern heitert ihn auf, wenn er einen Moralischen hat, aber er verfolgt, daß in diesem Moment ein junger Offizier an den Tisch des Generals tritt, stramm grüßt und eine Meldung herunterhaspelt. Carroni, offensichtlich durch eine eilige Dienstsache weggeholt, erhebt sich unwillig; er läßt einen Colonello und einen ältlichen Major als Beschützer seiner jungen Frau zurück.*

*»Im Harem sitzen heulend die Eunuchen, die Lieblingsfrau des Sultans ist -« Erst jetzt stellt Kudella fest, daß Adrian seine Drohung wahrgemacht hat und der Platz an seiner Seite leer ist. Einen Moment lang bedauert er es, aber dann wendet er sich wieder der Frau zu, verschlingt sie mit den Augen. Sie hat keine Angst, sie animiert noch ihren Kannibalen. Kudella steht auf, tritt an den Nebentisch, übersieht den Unwillen der beiden Offiziere, geht ran wie Blücher. »Oberleutnant Kudella«, stellt er sich vor und verbeugt sich.*

*Die Italienerin mit dem ovalen Gesicht, den dunklen Augen und den weichen Lippen wirkt mehr belustigt als verlegen. »Piacere«, sagt sie. Ob sie ihn nun einlädt, an ihrer Seite Platz zu nehmen oder ob das bloß eine vom Frascati bewirkte optische Täuschung ist: Der Oberleutnant sitzt auf einmal neben ihr. Und eine Stellung, die ein Bursche wie er nimmt, hält er --*

*oder er fällt.*

*Er wedelt mit einem viel zu großen Lireschein, winkt das Blumenmädchen heran, kauft ihr gleich alle Sträuße ab. Der hausgemachte Buffo sieht seine Chance, tritt an den Tisch und fragt Kudella nach seinem Spezialwunsch.*

*Der Deutsche überlegt kurz. »Accarezza me«, sagt er dann. »Nun zeig mal, was du kannst.«*

*Die Geige schmachtet. Der Tenor tremoliert mit ungeschulter Stimme.*

*»Capisce le parole?« fragt die Italienerin.*

*»Naturalmente, Signora«, antwortet Kudella und merkt, daß er mit dem in der Oberschule gelernten Italienisch nicht weit kommen wird.*

*»Simpatico«, ermuntert ihn die jugendliche Generalsgattin.*

*»Bella«, verschießt er sein geballtes Italienisch.  
»Bellissima.«*

*»Grazie«, sagt die Frau an seiner Seite.*

*Sie ist eine Augenweide; seine Blicke grasen. Die Italienerin fängt die Bewunderung des hochgewachsenen, breitschultrigen Tedesco auf und gibt sie ihm in kleineren Portionen zurück. Ein Flirt ohne Worte: Ihre Augen sind schon weiter als ihre Hände.*

*Sie sehen einander an, Funken springen über.*

*»Accarezza me«, schluchzt der Reserve-Caruso den Refrain.*

*Und jetzt nimmt Kudella die Aufforderung wörtlich, beginnt die Blonde zu streicheln, ganz vorsichtig zunächst und verhalten, aber wenn man einem Kerl wie ihm den kleinen Finger überläßt, nimmt er die ganze Hand, dann den Arm und dann alles.*

*»Signore!« fährt ihn der Colonello an. »La Signora e la moglie del nostro generale -«*

*Es interessiert den Oberleutnant nicht, daß Gina die Frau*

*eines Generals ist, wichtiger ist für ihn, daß sie sich mit ihrer Schulter leicht an ihn lehnt und daß von dieser Stelle aus die Wellenringe der Erregung durch seinen ganzen Körper fluten.*

*Er beginnt bereit zu werden, in Deutsch, Italienisch und zuletzt auch noch Englisch. Die Konversation wird dreisprachig und bleibt doch zweitrangig. Zuerst ein Drink an der Bar, dann frische Luft rund um das Haus, dann Stellungswchsel in ein Nachtlokal, zuletzt noch einen Drink in der Hausbar des »Hotel de la Ville«, neben der »Villa Hassler«, in der sich einst der deutsche Dichterfürst aufgehalten hatte. Aber Kudella geht es nicht um Goethe, sondern um Gina, und wie er es schließlich schafft, um zwei Uhr morgens die angeheirte Italienerin von hier in sein Zimmer in den ersten Stock zu schaffen, wird bald divisionsweit erörtert werden und doch im Dunkel bleiben.*

*»Gina«, sagt er und zieht sie an sich, streichelt ihre Haare, ihren Nacken. »Du hast mich verhext, ich bin richtig -«*

*Ihre Fingernägel bohren sich in seinen Hals wie die Kanüle einer Spritze und impfen ihn mit Sucht. Ein Körper zündet den anderen an. Sie stehen in Flammen und schüren das Feuer.*

*»Richtig verliebt«, sagt Kudella.*

*»Come?« fragt die Italienerin.*

*»So in love«, wechselt der Breslauer die Sprache.*

*»Pardon«, fragt Gina lockend.*

*»Verdammst noch mal«, er sucht und findet das italienische Wort: »Sono innamorato.«*

*»E vero?« gurrt die Italienerin.*

*»Molto innamorato«, steigert er sich.*

*Damit ist der Weg frei nach oben.*

*Sie greifen nacheinander. Die junge Frau stellt fest, daß der Tedesco stürmisch und zärtlich zugleich ist. Seine Hände wandern zu ihren Schläfen, seine Zunge gleitet an ihrem Hals entlang. Gina zieht ihn an sich und schiebt ihn wieder weg, er*

*nimmt ihre Hand, dreht sie um, küßt die Innenfläche. Er spürt, wie ihm das Verlangen eine Gänsehaut macht.*

*Sie liegen nebeneinander und fallen übereinander her, vom linken Bett in das rechte, vom rechten zurück in das linke. Die Sinne peitschen einander. Sie landen auf der nackten Matratze, dann am Fußboden, arbeiten sich quer durch den Raum. Wie im Rausch, fast ohne Besinnung, ein Sturm, der nicht zu Ende geht.*

*Sie hören keine Schritte auf dem Flur, sie merken nicht, daß die Türe aufgesperrt wird, und so werden sie überrumpelt, mitten in der Umarmung. Während Gina auf einmal schamhaft die Decke bis zum Kinn hochzieht, starrt Kudella verblüfft in das Gesicht des Ritters von der traurigen Gestalt.*

*Erst als der General die Pistole zieht, begreift er, daß er die Haremswächter doch nicht gründlich genug abgehängt hat.*

*Der Überrumpelte reagiert wieder traumsicher. Mit einem Satz springt er hoch, schlägt die Waffe zur Seite, bevor sich der Schuß löst und das halbe Hotel aufweckt.*

*Im nächsten Moment fällt Carronis Adjutant den Oberleutnant von hinten an, geht mit ihm zu Boden, kommt als erster wieder hoch, trifft ihn mit einem Schwinger. Trotzdem arbeiten Kudellas Fäuste weiter wie Dampfhammern.*

*Sie prügeln sich durch das Zimmer 21, über den Gang, vorbei an aufspringenden Zimmertüren, an verschlafenen Gästen im Pyjama, die verstört feststellen, daß sich ein nacktes Ungetüm - »un mostro colossale«, wie es im Polizeibericht heißen wird - mit drei Offizieren herumbalgt. Bevor sie noch eingreifen können, ist der Spuk auf dem Gang vorbei, setzt sich unten im Foyer fort, dann auf der Straße, drei Offiziere gegen einen nackten Unhold.*

*Aber der Offizier in Adams Aufmachung scheint vier Beine und acht Fäuste zu haben, Nahkampf, das ist seine Spezialität, seine Handschuhnummer.*

*Hellwach verfolgt er, wie einer der Offiziere an die Pistole*

*herankommt, während er die anderen beiden fertigmacht. »Schweinehund!« keucht er. »Geschossen wird nicht! Fairer Kampf!« Er schnappt sich die Hand, dreht sie um im Uhrzeigersinn, bis er dem Aufbrüllenden den Oberarm ausgekugelt hat und die Waffe auf den Gehsteig fällt. Mit einem sauberen Handkantenschlag legt er den Tenente aufs Pflaster, setzt ihn damit endgültig außer Gefecht, stürzt sich sofort wieder auf die anderen.*

*Kudella hat jetzt nur noch zwei gegen sich, als sich die Schlägerei die Via Sistina aufwärts fortsetzt bis zur Basilica di Trinita. Zwei Zivilisten kommen ihren Landsleuten zu Hilfe. Der Lärm weckt die umliegenden Hausbewohner, und die vier, die Kudella jetzt gegen sich hat, drohen sich wie Unkraut zu vermehren.*

*Der gestörte Casanova kämpft mit allen Finten und Finessen, mit wechselndem Geschick und ohne zu ermüden. An der Spanischen Treppe muß er zu Boden. Rolle rückwärts, wie bei einer problematischen Fallschirmlandung; er kommt wieder auf die Beine und rammt General Carroni, der ihm mit beiden Händen die Kehle zusammenpreßt, in einem Befreiungsstoß das linke Knie in die Magengrube.*

*So geht es weiter, die Spanische Treppe hinunter, Stufe um Stufe, Absatz um Absatz, bald oben, bald unten. Ein Nackter und vier Italiener. General Carroni scheidet mit drei Rippenbrüchen aus. Seine drei Helfer geben nicht auf, prügeln mutig und schmerhaft weiter, obwohl doch Romanen Verständnis für Liebesaffären haben.*

*Spätbummler bleiben stehen und starren fassungslos auf das Ungetüm im Adamslook. Den Capitano hat Kudella jetzt im Schwitzkasten, aber ein anderer erwischt ihn von der Seite, sie stürzen, rappeln sich gleichzeitig wieder hoch, dreschen wieder aufeinander ein, bis zum letzten Absatz, bis zur letzten Stufe, quer über die Straße, auf Berninis »Barcaccda« zu, den verspielten Brunnen, der Kunstgeschichtler in Verzückung*

bringt.

*Eine deutsch-italienische Militärstreife, vermutlich vom Portier des Hotels alarmiert, greift ein. Kudella legt sich auch noch mit den Kettenhunden im Stahlhelm an, jetzt zieht er den kürzeren gegen die Übermacht. Außer Atem, erschöpft, doch nicht unzufrieden mit seiner Nahkampfleistung, lässt er sich unter einer Decke, die man ihm überwirft, in den Arrest abführen. Zwischen den Schwaden des Alkohols fragt er sich jetzt, was aus Gina wurde und welche Folgen der Skandal nach sich ziehen wird.*

*Zunächst einmal verschläft der Oberleutnant den Rest der turbulenten Nacht, einem nervenstarken Delinquenten gleich, der vergessen hat, daß er am Morgen hingerichtet wird.*

*Gegen neun Uhr überreichen sie Kudella einen Drillichanzug und schaffen ihn, - von zwei Posten bewacht, in das Hauptquartier der deutschen Polizei an der Via Tasso, die an ihrem Ende vom Lateranspalast und der deutschen Botschaft umsäumt wird. Man führt ihn durch einen gepflegten Garten, durch ein Gewirr von Räumen.*

*Schließlich landet er bei dem Mann, den er von gestern abend noch in übler Erinnerung hat. »Sie also«, sagt der deutsche Polizeichef von Rom. Er wirkt blaß wie gestern, schlank, trägt wiederum Zivil, einen erstklassig geschnittenen Maßanzug. »Das konnte ja auch nicht gut gehen. Sie und Ihr Begleiter waren bereits im Patacca voll wie die Haubitzen und haben sich entsprechend aufgeföhrt.« Er sprach ohne Schärfe, unpersönlich, sehr leise, bot aber dem Festgenommenen keinen Platz an. »Na, Sie werden Zeit haben, darüber nachzudenken, wie sich ein deutscher Offizier in der Öffentlichkeit zu benehmen hat«, stellt er fest. »Noch dazu im Ausland.«*

*»Zu benehmen hat?« wiederholt Kudella. »Einem Devisenschieber gegenüber?«*

*»Sie Narr«, erwidert der Polizeichef, lauter, als es seiner Art*

entspricht. »Haben Sie eine Ahnung, was Hauptsturmführer Dr. Kaffler für Deutschland leistet?« Er hat genug von dem Gefangenen und lässt ihn abführen.

Kudella wird in das Gefängnis zurückgeschafft, döst in der Zelle. Gegen zwölf Uhr gelingt es Hauptmann Stemmer, bis zu ihm durchzukommen. Er bringt ihm seine Uniform. »Die Schulterstücke kannst du dir gleich abschneiden«, sagt er grinsend. »Du bist wahnsinnig, Franz. Mußt du dich ausgerechnet an die Frau eines Generals heranmachen?« In den tadelnden Worten liegt Anerkennung.

»Gina -«, sagt Kudella mit dem Gesicht eines Schweigers.

»Ein Nymphomantscherl«, dämpft der Freund die stürmische Erinnerung.

»Aber süß«, erklärt der Arrestant und feixt über Adrians saures Gesicht.

»Nun paß mal auf, Sportsfreund«, wird der Hauptmann ernsthaft. »Ich hab' telefonisch die Division alarmiert. Kannst du dich erinnern, was der Kellner gesagt hat: »Il generale Carroni, un grande fascista«?«

»Mit Politik hat diese Sache doch nichts zu tun.«

»Der engste Mitarbeiter des Marschalls Graziani, und dieser ist wiederum der Intimus des Duce.«

»Ach, du lieber Gott«, entgegnet Kudella. »Gibt's den auch noch?«

»Du kannst dir doch vorstellen, daß General Carroni und Afarschall Graziani von Kesselring wie rohe Eier behandelt werden, und da kommst du daher und haust Carroni in die Pfanne. Stemmer klopft dem Freund anerkennend auf die Schulter. »Ich hadere nicht mit dir«, stellt er fest. »Ich will dich nur davon überzeugen, daß du barfuß in die Scheiße getreten bist.«

»Das passiert doch jedem mal«, behauptet Kudella.

»Überleben ist alles.« Er zieht gierig an seiner Zigarette.  
»Kannst du herausbekommen, was aus Gina geworden ist?«

»Sie ist schon weg aus Rom. Sie wollen den Skandal auf kleiner Flamme kochen. Vielleicht lässt dir das eine Chance.«

*Verfahren vor dem Kriegsgericht im Schnellgang. Irgendwie scheint der Divisionskommandeur tatsächlich seine schützende Hand über Kudella zu halten: Das Wehrmachtsgefängnis bleibt ihm nach dem Ende der Untersuchungshaft erspart. Zwar wird er zum Schützen Arsch im letzten Glied degradiert, aber in keine Strafeinheit versetzt. Er darf bei seiner alten Einheit bleiben und hält dort einen triumphalen Einzug. Obwohl es in der Verhandlung keine Zeugenvernehmung gegeben hat, heißt der Mann, mit dessen Frau sich der Oberleutnant verlustiert hat, jetzt in ganz Italien »il Generale cornuto«, der gehörnte General.*

*Kudella darf seine Auszeichnungen behalten, aber seine römische Nacht wird von seinen Kumpels zusätzlich wie ein Ritterkreuz nebst Eichenlaub mit Schwertern und Brillanten bewertet. Ein paar Monate später ist er schon wieder Unteroffizier und führt ein Bataillon, das nicht größer ist als eine halbe Kompanie, kämpft mit Bravour wie auf der Spanischen Treppe-- aber, so stellt der Held von Rom fest, längst nicht so sinnvoll.*

Adrian Stemmer delirierte nicht mehr, er kam zu sich, lächelte matt und dämmerte wieder hinüber.

»Da siehste mal, was von deutschen Volksweisheiten zu halten ist, Sokrates«, stellte Kudella fest, töricht vor Erleichterung.

»Volksweisheiten ?«

»Unrecht Gut gedeihet nicht«, kommentierte der Oberjäger lachend. »Nun schau mal, wie prächtig der Bursche wieder gedeiht.«

Am nächsten Tag stellte Sauerbruch fest: »Wir haben es

geschafft. Wir bringen Adrian durch. Vielleicht ist er Ende nächster Woche schon transportfähig, dann nehmt ihr ihn gleich mit nach Hause.«

Es sah aus, als würde ein furchtbarer Krieg, wenigstens für die drei Freunde, zu einem vernünftigen Finale kommen.

Schloß Labers bei Meran war militärisches Sperrgebiet. Vor der Einfahrt standen zwei SS-Posten, vor dem Hauseingang zwei weitere, und die nähere Umgebung des beschlagnahmten Besitzes wurde regelmäßig von SS-Streifen kontrolliert. Kein Unbefugter, nicht einmal einer im Generalsrang, hatte ohne einen Sonderausweis Zutritt zu dem Castello, an dessen Eingang ein Schild hing mit der Aufschrift: »3. Germanisches SS-Panzerkorps.« Es war eine Phantasieschöpfung, eine Tarnname für die fünfte Kolonne der Falschgeldleute. Alle Vorgänge um Schloß Labers hatte man zur »Geheimen Reichssache« erklärt.

Dr. Friedrich Kaffler, alias Friedrich Schwaiger, sah nicht aus wie ein Schloßherr, und er war es auch nicht, sondern ein Spekulant mit einer abenteuerlichen Vergangenheit, der häßliche Deutsche schlechthin. Er war in einer Besprechung mit zwei Mitarbeitern, als seine Sekretärin den Kopf zur Türe hereinstreckte. »Jetzt nicht«, wimmelte er sie ab. »Ich möchte eine Stunde lang nicht gestört werden.«

Kaffler ging mit Beatus Retloff, seinem Schweizer Hauptagenten, die Anlagen in der Alpenrepublik durch. Der Mann war an die fünfzig, klein, dick und verströmte Wohlwollen wie ein Tintenfisch seine Farbe. Seine Geldanlagen waren erstklassig, sowohl die Posten für das »Reich« wie die Käufe für die Privatschatulle. Das »Himmler-Geld« ging, getreu der Absprache, teils ins Töpfchen, teils ins Kröpfchen.

Die Schweiz war der wichtigste, jedoch nicht der einzige Umschlagplatz. Hier wurden riesige Summen gewaschen, das heißt: Blüten in echte Devisen umgetauscht, Kurs eins zu eins,

abzüglich Bankspesen, ein Geschäft ohne Beispiel. Die Anlagen, die unter »Reich« ausgewiesen wurden, ließen natürlich auf die Namen von Strohmännern; sie würden, wenn es das Dritte Reich nicht mehr gab, zwangsläufig an sie fallen. Darüber redete keiner, doch jeder dachte daran - nicht nur die fünf im Besprechungszimmer, sondern auch ein Dutzend weiterer Agenten, die in ganz Europa und sogar auf der anderen Seite des Teiches operierten.

»Herrgott, ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich nicht gestört werden will, Erika«, versuchte der Mann, der sich Kaffler nannte, seine Sekretärin ein zweites Mal abzuschmettern. Sonst schrie er sie nicht an; jeder im Schloß wußte, daß er, sofern keine andere zur Hand war, sich mit Erika in seinem antiken Renaissancebett suhlte.

»SD-Leitstelle Triest«, erwiederte sie unbeirrt. »Ganz dringend!«

Der Sturmbannführer ging in den Nebenraum. Das Gespräch war kurz und niederschmetternd. Nach ein paar Minuten kam er zurück. Sein teigiges Gesicht, in dem winzige Augen steckten, wirkte noch fahler als sonst. »Lachner hat's erwischt«, sagte er. »Bei Cervigiano. Und unser Geld ist auch weg.«

»Tot?« fragte Retloff verstört.

»Tot wie futsch«, entgegnete Kaffler.

»Mein Gott«, erwiederte der Schweizer mit dem unstillbaren Appetit auf Geld. Das Geld war zu ersetzen, ein Mann wie Lachner nicht.

»Hat er denn einen Fehler gemacht?« fragte Retloff.

»Das wissen sie in Triest noch nicht. Angeblich steckt dieser Caligula dahinter«, erwiederte Kaffler. »Den Partisanenhauptling Tresoldi haben sie auch massakriert und noch ein paar seiner Leute.« Er sah einen Moment ins Leere, zündete sich eine Zigarette an. »Irgendeine Sau muß auf zwei Schultern getragen haben«, setzte er erbittert hinzu. »Aber Hauptmann Hammer

arbeitet schon vor Ort; er wird dort aufräumen.«

»Aber Hauptmann Hammer kann unseren Lachner auch nicht mehr lebendig machen«, versetzte der Eidgenosse verdrossen.

»Na, du hast ja keine solchen Probleme in der Schweiz«, tröstete ihn der Schloßherr, »aber wir tragen hier täglich unsere Haut zu Markte.« Er lächelte schieflippig. »Und das für dieselbe Provision.«

Der zweite Besucher hörte zu, ohne ein Wort einzuwerfen. Er war gerade aus Spanien und Portugal zurückgekommen, wo er in Madrid und Lissabon Labers-Agenten mit Falsifikaten versorgt hatte. Alle nannten ihn Laszlo, sein Nachname spielte keine Rolle; da er auf dem Schloß gewissermaßen der Junge für alles war, wechselte er ihn ständig. Laszlo war an die dreißig, hatte kurze, glatte Haare und graue Augen, er trug ein kokettes Bärtschen auf der Oberlippe und war ein bißchen stutzerhaft gekleidet. Er war einer der wenigen auf Schloß Labers, die sich auch an der Geldquelle auskannten. Immer wenn es bei der Lieferung zu Stockungen gekommen war, hatte Kaffler seinen bevorzugten Laufburschen nach Ebensee gehetzt; der Mann kannte sogar einige der Männer, denen sie alle den Geldsegen zu verdanken hatten, der Drucker, Graphiker und Graveure.

Sie tranken einen Gedächtnisschluck auf Lachner. Sie hatten noch andere Eisen im Feuer, aber sie mußten fürchten, daß die Waffenhändler kalte Füße bekämen, wenn sich das Fiasko von Cervigiano herumsprechen würde. Auch die Mittelsmänner des »3. Germanischen SS-Panzerkorps« konnten sich an den zehn Fingern abzählen, daß das schnelle Geld, das sie verdienten, zu einem noch schnelleren Tod führen konnte und dieser noch eine barmherzige Lösung war.

Aber die Geschäfte mußten weitergehen, um Waffen für die an der Italienfront meist miserabel ausgerüsteten deutschen Truppen zu beschaffen. Ohne Waffen kein Geld. Ohne Geld keine Ein-Drittel-Provision für Dr. Kaffler, aus der er allerdings

alle Spesen zu finanzieren hatte. Die Geschäfte liefen blendend, wenngleich Pannen wie mit dem armen Lachner sie gefährdeten und den Profit minderten.

Dr. Kaffler hatte es übernommen, das nur wenigen Eingeweihten bekannte »Himmler-Geld« weltweit zu verbreiten: Es kam über neutrale Länder, aus Stockholm, Zürich, Lissabon und Madrid, in Schüben von jeweils etwa hunderttausend Pfund nach Großbritannien. Die Falsifikate erster Wahl waren von den von der Bank of England ausgegebenen Noten nicht zu unterscheiden. Erst als die devisengierigen Drahtzieher der größten Falschgeldaffäre, die es je in der Kriminalgeschichte gegeben hat, daran gingen, bei minder wichtigen Manipulationen auch Blüten mit kleinen Fehlern in Zahlung zu geben, sah man sich an den Bankschaltern die Scheine genauer an.

Mit mäßigem Erfolg. Bevor Dr. Kaffler - der akademische Titel war ihm vom Reichssicherheitshauptamt ebenso »ehrenhalber« verliehen worden wie zunächst der Hauptsturmführer - und später der Sturmbannführerrang - seinen Schweizer Hauptagenten Retloff auf ein halbes Dutzend Privatbanken losgelassen hatte, war der Mann mit einem riskanten Manöver beauftragt worden:

Er war seit Jahren Kunde der Privatbank »Künderli & Gyser« gewesen und stand mit dem Devisenexperten dieses expansiven Geldinstituts auf vertrautem Fuß. »Ich habe englische Pfunde erworben«, hatte Retloff behauptet. »Günstig. In Italien. Ich traue ihnen nicht ganz. Ich möchte natürlich, bevor ich weitere Geschäfte tätige, Gewißheit haben.«

Der Bankmann hatte dafür Verständnis. Schweizerische Bankiers haben immer Verständnis für Geschäfte aus dem kommerziellen Niemandsland. »Wenn Sie einen Schweizer Bankier aus dem Fenster springen sehen, springen Sie hinterher«, hatte Voltaire schon vor der Französischen Revolution festgestellt. »Es gibt bestimmt etwas zu verdienen.«

Einen Tag später rief der Devisenhändler seinen Kunden Retloff im »Storchen« an. »Ich kann Sie beruhigen«, sagte er, »wir haben Ihre Scheine überprüft, sie sind absolut einwandfrei. Aber sicherheitshalber haben wir doch noch ein paar Proben nach London an die Bank of England geschickt. Ich hoffe, Sie sind damit einverstanden.«

»Und ob«, versetzte Retloff tapfer, mit gewürgter Stimme.

Vierzehn Tage hatte der Agent auf einem Pulverfaß gesessen, auf seine Verhaftung gewartet, und war dann doch von der Nachricht überrascht worden, daß die Blüten ihre Feuertaufe bestanden hatten. Aus der britischen Hauptstadt war der Bescheid an die Schweizer Bank ergangen, die Scheine seien überprüft und für echt befunden worden.

Das hieß von nun an: freie Bahn für Kaffler und seine Unteragenten, die überall im neutralen Ausland und speziell im zweigeteilten Italien saßen, das zu dieser Zeit Gelichter und Geschäftemacher aus ganz Europa anzog wie Kompost das Geschmeiß.

Die Blüten kamen aus einer regelrechten Falschgeldfabrik mit hochmodernen Pressen und Maschinen; sie war aus einer RSHA-Abteilung hervorgegangen, die seit langem auf die Herstellung von falschen Pässen, Ausweisen, Urkunden, Visen und Konsulatsstempeln spezialisiert war und mit einer solchen Präzision arbeitete, daß man die Imitate von den Originalen nicht unterscheiden konnte.

Nie war ein Agent wegen eines hier hergestellten Passes aufgeflogen; selbst der mißtrauische Stalin hatte zum Beispiel den für die Tuchatschewski-Affäre in Deutschland hergestellten Briefwechsel für echt gehalten und seinen fähigsten Marschall hinrichten lassen.

Diese Spezialabteilung erhielt nun von Heydrich den Auftrag, Sterling-Noten in ungeheuren Mengen originalgetreu herzustellen, was im Block 19 des KZ Sachsenhausen geschah.

Als die Russen schon an der Oder standen, wurde die Falschgeldfabrik nach Redl-Zipf ausgelagert, in eine Ortschaft zwischen Oberösterreich und dem Salzkammergut. Mit den Maschinen, den »Facharbeitern«, KZ-Häftlingen und ihren Bewachern, den Totenkopfleuten der SS.

Sie waren in der Dorfbrauerei untergebracht, die keinen Ausstoß an Bier mehr hatte, doch einen von englischen Devisen, täglich Tausende von Scheinen aller Nennwerte, nach Güteklassen sortiert, banderoliert, gewissenhaft gezählt, notiert und fein säuberlich in sargähnlichen Kisten wetterbeständig verpackt.

Die hundertvierzig Fälscher und ihre Bewacher gehörten ironischerweise zu den ersten, die in die »Festung Alpenland« verlagert worden waren. Es handelte sich um eine Erfindung des Tiroler Gauleiters Hofer, eine Mischung aus Bluff und Wahn. Aber die Gefangenen - Kriminelle neben Politischen - waren froh darüber, daß sie weitermachen konnten. Solange sie das Papier bearbeiteten, die Gravuren und Druckblöcke herstellten und die Qualität ihrer Produkte sorgfältig kontrollierten, ließ man sie am Leben. Sie waren Vorzugshäftlinge, erhielten ausreichend Verpflegung und Zigaretten und, wenn sie erkrankten, sofort ärztliche Hilfe. Sie wurden nicht geschlagen, nicht einmal angebrüllt; je besser sie arbeiteten, desto unentbehrlicher waren sie geworden. Um ihr Leben zu prolongieren, wirkten sie als Perfektionisten. Das RSHA hatte entschieden, das »Himmler-Geld« in drei Kategorien einzuteilen: Die lupenreinen Scheine waren für Wareneinkäufe in neutralen Ländern und zur Finanzierung der Untergrundagenten in aller Welt bestimmt. Die zweite Wahl fiel an die Gestapozentralen in den besetzten Gebieten, zwecks Bezahlung ihrer Spitzel, Provokateure und Kollaborateure. Blüten der dritten Kategorie wurden in Reserve gehalten: Himmler wollte sie in großen Massen über der Insel abwerfen lassen, um den britischen Geldmarkt völlig

durcheinanderzubringen. Bei dem Flugzeug- und Spritmangel sah es im März 1945 nicht so aus, als würde es jemals dazu kommen, während die Engländer weiterhin ungehindert gefälschte Lebensmittelmarken über Deutschland abwarf en, deren Benutzung mit der Todesstrafe bedroht war.

Die Häftlinge wußten, daß sie kaum eine Chance hatten, den Untergang des Dritten Reiches zu überstehen. Tatsächlich war vom Reichssicherheitshauptamt vorsorglich der Befehl im KZ Ebensee eingegangen, sie ausnahmslos unmittelbar vor dem Einmarsch angloamerikanischer Truppen zu liquidieren, um sich der Mitwisser des »Unternehmens Bernhard« zu entledigen.

Inzwischen lief die Produktion auf vollen Touren weiter, bis zum letzten Tag, zur letzten Stunde. Jeweils am Abend wurde das kriminelle Tageswerk eingebracht und nach RSHA-Anweisungen verteilt. Selbst bei der Lagerleitung im KZ Ebensee wußten nur ganz wenige, welche Ware die Särge enthielten.

Gestern hatte ein Opel Blitz zehn von ihnen abgeholt. Ziel: Schloß Labers in Südtirol. Empfänger: Dr. Kaffler. Abholer: Theophil Kreppel, ein Vertrauter des Vertriebschefs. Die Ladung war als »Geheime Reichssache« deklariert. Niemand war befugt, die Kisten zu öffnen oder die Fahrt des Opel Blitz aufzuhalten. Wegen der alliierten Luftüberlegenheit rollte der Transport vorwiegend im Schutz der Dunkelheit.

Es war bisher immer gut gegangen, aber der Bedarf des angeblichen »3. Germanischen SS-Panzerkorps« wurde immer größer und die Geldforderungen immer höher. Es gab keine schriftlichen Quittungen, keine Korrespondenz. Die verbrecherischen Geschäfte wurden gewissermaßen per Handschlag abgewickelt. Oder per Telefongespräch, oft mit dem RSHA-Chef Kaltenbrunner, dem Nachfolger Heydrichs, persönlich.

Die SS-Männer, die den angeblichen Dr. Kaffler

abschirmten, bewachten ihn auch. Er hatte, im Gegensatz zu seinen Unteragenten, nur wenig Bewegungsfreiheit und keinerlei Chance, auf die andere Seite hinüberzuwechseln oder im neutralen Ausland unterzutauchen, und das, obwohl die Prinz-Albrecht-Straße seit Ende 1944 - zu einem Zeitpunkt, da jedem, der am deutschen Endsieg laut zweifelte, die Todesstrafe drohte - an ihre bevorzugten Mitarbeiter falsche Pässe und auch Giftampullen ausgegeben hatte.

Die heiße Fracht wurde auf Umwegen angeliefert. Der Opel Blitz rollte von Salzburg über Kitzbühel nach Innsbruck und wurde auf der Fahrt dreimal von Wehrmachtsstreifen angehalten. Zweimal durfte Kreppel gleich weiterfahren, bei der dritten Kontrolle, kurz nach dem Brenner, mußte er zu seinem Ärger warten, bis die Kettenhunde sich in Berlins Prinz-Albrecht-Straße vergewissert hatten, daß die Sache in Ordnung ging.

So sehr Kreppel, ein mittelgroßer Mann mit ängstlichen Kaninchenaugen, die nicht zu dem harten Gesicht mit dem wie eine Speerspitze vorstehenden Kinn paßten, tobte und drängte: Er mußte warten. Stunde um Stunde. Als er weiterfahren durfte, war es hell; der Luftangriffe wegen mußte er den ganzen Tag verstreichen lassen. Seine vier SS-Bewacher hatten sich grinsend aus der Kontroverse gehalten. Je länger sie spazieren fuhren, desto lieber war es ihnen.

Der Opel Blitz traf erst kurz vor Mitternacht auf Schloß Labers ein. Retloff war schon in die Schweiz zurückgefahren, versorgt mit Blütenreserven aus dem Tresor, aber Kaffler und Laszlo warteten auf den Transport.

»Mensch, wo bleibst du denn?« fuhr der Hausherr den Ankömmling an.

»Was fragst du mich, Friedrich?« erwiderte Kreppel gereizt.  
»Frag lieber die Geheime Feldgendarmerie in Sterzing.«

»Als ob wir nicht schon genug anderen Zores hätten«,

schimpfte der Sturmbannführer. »Ich werde mich bei Kaltenbrunner beschweren. Der Obergruppenführer wird ihnen Pfeffer in den Arsch blasen.«

»Hoffentlich, Friedrich«, erwiderte Kreppel, dem die ungute Stimmung im Hause auffiel. Kaffler ließ ihn wissen, daß Lachner tot war. »Und mit Tresoldi können wir auch keine Geschäfte mehr machen«, setzte er grimmig hinzu. »Heute sind zwei weitere Bandenchefs ausgestiegen.« Er mußte Luft holen. »Einfach ausgestiegen«, wiederholte er. »Du glaubst nicht, wie mich Berlin wegen weiterer Waffenlieferungen unter Druck setzt.«

»Es gibt doch noch andere Möglichkeiten«, tröstete Kreppel.

»Die haben jetzt alle die Hosen gestrichen voll«, erwiderte Kaffler. »Wer auch immer für Cervigiano zuständig ist, hat das gewollt und seinen Zweck erreicht.«

Auch Laszlo nickte beifällig.

»Ich kenne meine Landsleute«, entgegnete Kreppel und lächelte ungut. »Lange sind die nicht so enthaltsam. Pietro Dossola, zum Beispiel -«

»Kennst du den?« fragte der Sturmbannführer ein wenig zu schnell.

»Und ob. Gib mir 'ne halbe Million, und ich bring' dir zwei Waggon mit Schnellfeuergewehren. Neuestes Modell. Nebst Munition.«

»Das Geschäft möchte ich schon etwas genauer präzisiert haben«, schnappte der Chef des »3. Germanischen SS-Panzerkorps« nach dem Köder.

»Dazu müßte ich erst einmal nach Mailand fahren und mit meinem Gewährsmann -«

»Dann fahre«, entschied Kaffler. »Und zwar sofort!« Er klopfte Kreppel freundschaftlich auf die Schulter. »Das Geschäft lassen wir uns doch nicht entgehen.«

Während die SS-Wachen unter ihren Blicken die Kisten ins Haus trugen, tranken sie noch eine Flasche Schampus, aber es kam keine rechte Stimmung auf, obwohl der Veuve Cliquot ebenso erste Wahl war wie die im Opel Blitz angelieferten Blüten.

Andere Scheine nahm der ehrenwerte Doktor nicht an.

Der salzige Geruch des Meeres vermischt sich mit dem Duft der Pinien. Der Wind seufzte, der Himmel trug nachtblau. Ein blasser Mond versilberte die pittoreske Landschaft. Eine Nacht für Liebespaare, aber im März 1945 war in einer der schweinischsten Ecken des Krieges nicht Liebe gefragt, sondern Haß.

Hauptmann Hammer von der Geheimen Feldpolizei stand in seinen Diensten. Gestützt auf ungewöhnliche Vollmachten, hatte er die Vergeltungsaktion für das Massaker von Cervigiano anlaufen lassen. Er war ein kalter Fanatiker, unbeeindruckt vom Kriegsverlauf; er würde auch noch jagen, vernehmen und erschießen lassen, wenn die alliierten Panzer direkt auf Triest zurollten, und bis zum letzten Moment das barbarische Gesetz der Blutrache: »Auge um Auge, Zahn um Zahn« um die Eskalation bereichern.

Zehn für einen. Er würde dreißig mehr oder weniger Verdächtige oder Mißliebige zusammentreiben, ausquetschen und, wenn sie keine Namen nannten, auch erschießen lassen.

Hammer hatte sein Hauptquartier in einem Gutshof am östlichen Stadtrand von Triest etabliert. Das weiträumige Haus lag einsam und still, umgeben von einem verwilderten Park hinter einer hohen Mauer. Im Mondlicht wirkte das verbaute Herrschaftsgebäude mit den falschen Zinnen und kitschigen Türmchen wie ein verwunschenes Schloß in einer Theaterkulisse, aber das Stück, das hier gegeben wurde, war nicht Theater, sondern grausame Wirklichkeit - Gott kam nicht oft ins Triestino.

Die Hauptkampflinie lag noch immer zwischen dem von den Alliierten eroberten Rimini und dem Kriegshafen La Spezia; aber der Untergrundkampf, der in und um Triest ausgetragen wurde, überbot das Frontgeschehen an Abscheulichkeit bei weitem. Vor allem in der Nähe der verwachsene Pineta, die auf der Karte kaum zu finden war. Von hier brachen sie hervor: Kroaten oder Italiener, Bosnier oder Serben, neofaschistische Banden, die vorgaben, noch für den Duce zu kämpfen, tatsächlich sich aber durch Mord und Erpressung die Taschen füllten, Titos Heckenschützen oder die Freischärler des italienischen Generals Maurizio. Seine Gegenspieler wußten, daß er in Wirklichkeit Ferruccio Parn hieß, denn sie hatten ihn gefaßt und ließen ihn im Gefängnis auf den Tod warten.

In das verwachsene Waldstück in der Nähe des Gutshofs zogen sich im Schütze der Nacht dunkle Gestalten nach ihren Anschlägen zurück. Hier mußte selbst Hauptmann Hammer aufgeben, denn seine Kräfte waren zum mindesten in der Nacht für die Verfolgung zu schwach, und am Tag waren aus den Wegelagerern wieder friedliche Bauern, fleißige Werftarbeiter, betriebsame Handwerker oder landesübliche Nichtstuer geworden.

Seit langem hatte man einen großangelegten Schlag gegen die italienischen Partisanen geplant und inzwischen mehrmals verschoben, weniger mit Rücksicht auf die früheren Bundesgenossen als aus Mangel an Soldaten. Jeder Mann wurde an der Front gebraucht, wenn sie halten sollte, wobei niemand wußte, wie lange sie noch halten würde. Zwar kämpften auf deutscher Seite noch sechs neofaschistische Divisionen, aber ihrer Kampfstärke nach waren es nur vier miserabel ausgerüstete und nicht nur deswegen wenig vertrauenswerte Einheiten. In den oberitalienischen Städten ging ein Wort von Mund zu Mund: »Somossa«, und das hieß auf deutsch: Aufstand. Wenn die italienischen Partisanen nicht umgehend ausgeschaltet wurden, drohte den deutschen Kampfverbänden die Rebellion

im Rücken. Daß ihnen der Weg in die Heimat verlegt war, förderte ihre Kampfmoral keineswegs.

Es war kurz vor Mitternacht, die Temperatur angenehm warm, aber die Hausherrin des Gutshofs fröstelte. Alle Welt nannte sie »Contessa«, und eigentlich wußte man von ihr nur, daß sie die Tochter eines gefallenen italienischen Colonello war und sehr viel Geld hatte; womöglich würde sich dieser Titel bei einer genaueren Untersuchung als so falsch erweisen wie die im KZ Sachsenhausen hergestellten englischen Banknoten.

Die junge, rassige Frau stand am offenen Fenster, dessen Schlagläden angelehnt waren, und starre in Richtung Pineta. Dieser gefährlichen Nachbarschaft verdankte die Contessa die deutsche Zwangseinquartierung. Sie rauchte fahrig; sie trug ein spitzenbesetztes Nachthemd, das sich zärtlich um ihren Körper schmiegte. Selbst zur Nachtzeit war ihr Gesicht geschickt zurechtgemacht; obwohl es zunächst nur darum ging, diese stürmischen Wochen zu überleben, wollte die Italienerin nicht darauf verzichten, gut auszusehen.

Die Contessa wußte genauso wie die meisten Deutschen, daß der Krieg verloren war, aber bis sich die Feldgrauen über den Brenner und die Berge zurückziehen würden, konnte sich noch der Weltuntergang ereignen. Wenn Hitler schon im eigenen Land den Befehl »Verbrannte Erde« ausgegeben hatte, würde er seine abgefallenen Bundesgenossen noch weniger schonen; zudem war die für die deutsche Besatzung schuftende Industrie vorwiegend in Oberitalien angesiedelt.

So oder so: Die Uniformen würden bald wechseln. Die Contessa machte sich nichts aus ihnen: Monturen waren ihr gleichgültig; allenfalls interessierten sie Männer, die sie trugen. Verschiedene Männer, vielerlei Uniformen, so betrachtet war sie eine Weltbürgerin.

Ihr Blick erfaßte den Waldrand; aus der Entfernung sahen die Pinien aus wie an den Rändern verwachsene Riesenpilze, und

unter diesem natürlichen Baldachin verbarg sich alles, was Grund hatte, das Licht zu scheuen: Deserteure und Dirnen, Schwarzhändler und Schmuggler, Versprengte und Verbrecher, und vor allem Partisanen, echte und vermeintliche.

Denn die Streifen kamen meistens nur bis zum Gutshof; sie taten gut daran, hier umzukehren. Ständig fahndeten sie nach dem Hauptquartier Caligulas, des legendären Partisanenführers, den viele für ein Phantom, für einen Auswuchs des Nervenkriegs hielten. Die Contessa lächelte; sie wußte es besser, denn sie kannte ihn, wenn auch mehr persönlich als politisch; sie hatte ihn fest in ihre Zukunftspläne eingebaut.

Sie drückte ihre Zigarette aus, legte sich wieder in das Bett, aber sie konnte nicht einschlafen, obwohl kein Gefechtslärm zu hören war. Sicherheitshalber hatte sich die junge Frau auch ihren Keller eingerichtet, aber sie wollte ihn nicht früher aufsuchen, als es nötig war, deshalb bewohnte sie noch das eckige Turmzimmer im ersten Stock: Komfort, solange es ging.

Sie hörte Motoren brummen, Bremsen quietschen; Hammer war, mit seinen Opfern im Gefolge, zurückgekommen. Stiefel wuchteten über Marmorböden. Türen wurden zugeschlagen, Kommandos gegeben und wiederholt. Immer wieder vernahm die Contessa die knarrende Stimme des Hauptmanns, der seine Leute zur Eile antrieb.

Ein Soldat klopfte an die Tür. »Signora!« rief er...

Sie fuhr schlaftrunken hoch. »Desidera?« fragte sie.

»Sie möchten bitte zu Hauptmann Hammer kommen«, antwortete der Soldat.

»Adesso?« fragte die Italienerin. »Mitten in der Nacht?«

»Scusi, Signora«, erwiderte der Soldat verlegen. »Ich führe nur einen Befehl aus.«

»Subito«, entgegnete die Contessa; sie wußte, daß ihr nichts anderes übrigblieb, als sich dem Ekel zu unterwerfen, zumindest

scheinbar; sie würde es ihm heimzahlen. Sie fuhr mit dem Kamm gewohnheitsmäßig durch die Haare, schlüpfte in Pantoffel mit hohen Absätzen und betrat den Salon, mit federnden Schritten, langbeinig, schmal Hüftig, eine Provokation an Sinnlichkeit.

Hammer beugte sich über eine Generalstabskarte. Er war unersetzt; sein fast kahler Schädel schien auf seinen gedrungenen Körper zu drücken. Er sah Mussolini ähnlich, deshalb nannten ihn die Italiener den »Duce di reserva« und seine eigenen Leute kurz den »Vize«.

Leutnant Kling, der neben dem Vize-Duce stand, brachte der Contessa einen Stuhl.

Sie setzte sich, schlug die Beine übereinander, fing wie eine Antenne den Blick des Telefonisten auf, der einen Moment lang den Krieg vergessen hatte, und lächelte amüsiert, mit vollen Lippen. Sie war gewohnt, daß sich Männer nach ihr umdrehten, und sie mochte es, zu jeder Zeit und an jedem Ort, eine Vollblutfrau.

Hammer sah auf. »Ich will Sie nicht während der Nacht belästigen«, sagte er, nachdem er sie belästigt hatte. Die Contessa betrachtete den Offizier gleichmütig. Es sah ihm ähnlich, sie herumzukommandieren wie seine Soldaten. Der Mann war ihr schon zuwider gewesen, bevor sie bei Vernehmungen für ihn gedolmetscht hatte, denen eine Frau besser ferngeblieben wäre. Sie wollte sich auch weigern, aber Caligula bestand auf dieser Tätigkeit, um wichtige Aufschlüsse zu erhalten, gefährliche Auskünfte - auch und vor allem für die Informantin.

»Aber Sie wissen ja«, erklärte Hammer, »zu welcher Schweinerei es schon wieder gekommen ist.«

Die Italienerin nickte.

»Ich habe zweiunddreißig Männer festnehmen lassen, und -«

»Lauter Schuldige?« unterbrach sie ihn.

»Lauter Verdächtige«, erwiderte der Hauptmann mit Nachdruck. »Ich werde sie während der Nacht selbst vernehmen. Morgen, leider schon in aller Frühe, sagen wir ab sechs Uhr, rechne ich dann mit Ihrer Hilfe bei sprachlichen Schwierigkeiten.«

Die Contessa schwieg, nahm eine Zigarette, ließ sich von Kling Feuer geben, bedankte sich mit einem Kopfnicken. Sie hörte einen spitzen, entfesselten Schrei. Er kam wohl aus dem Pferdestall. Vermutlich wurden hier die Geiseln verwahrt und vernommen. Sie durfte nicht daran denken, wie die Verhöre vor sich gehen würden. Mord war zur Mode, Folter zur Übung geworden.

»Wenn ich die Schuldigen finde«, sagte Hammer, »lass' ich die anderen laufen. Sollten die Gefangenen den Mund nicht aufmachen, werden alle erschossen. Alle zweiunddreißig. Ausnahmslos und unverzüglich.«

»Wer sagt Ihnen denn, daß Italiener die Täter waren? Warum nicht Jugoslawen oder -«

»Mein Gefühl«, entgegnete der Vize-Duce spöttisch. »Aber Sie sollten wissen, Signora, daß ich gewohnt bin, den Dingen auf den Grund zu gehen.«

Wieder waren durchdringende Schreie zu hören. Leutnant Kling erhob sich und verließ den Raum. Die Contessa erfaßte, daß er das Verhör unterbrechen würde, solange sie die Schmerzensschreie hören konnte. Tatsächlich waren sie jetzt wie gefiltert und brachen dann ganz ab, als wäre ein gequälter Mund geknebelt worden.

Man hörte Schritte, aber nicht der Leutnant stand in der Tür, sondern Cesare Battaglia, ein stadtbekannter Neofaschist und sicher der Mann, der die Geiseln denunziert hatte. Er sah seine Landsmännin, zog den Kopf zurück, als sei er geschlagen worden, und verschwand unverzüglich. Denunzianten scheuen Zeugen, vor allem kurz vor Kriegsende.

»Also, um sechs Uhr«, wiederholte Hauptmann Hammer.  
»Schlafen Sie schnell, Signora.«

»Keine sehr vorteilhafte Zeit für eine Frau, die bald dreißig sein wird«, sagte sie und stand auf. »Aber wie ich Sie kenne, Hauptmann, nehmen Sie darauf keine Rücksicht.«

»Bedaure«, erwiderte er und hob spöttisch die Mundwinkel.  
»Wenn Ihre Landsleute im Untergrund anfangen, Rücksicht auf uns zu nehmen, werde ich ihrem Beispiel folgen.« Er nickte der Italienerin verabschiedend zu. »Ich kann nun einmal Partisanen nicht leiden, vor allem nicht solche der letzten Stunde, und noch weniger Scheusale, die unsere Leute aus dem Hinterhalt -« Das Feldtelefon klingelte.

»Ein Überfall, Herr Hauptmann«, meldete der Mann stramm.  
»Auf das Benzinlager am Hafen.«

»Was heißt Überfall?« knurrte der Reserve-Duce.  
»Partisanen«, antwortete der Feldgendarm. »Vier Tote.« Der Offizier riß ihm den Hörer aus der Hand. Seine Lippen lagen gerade und schmal aufeinander, wie ein weißer Strich. Seine buschigen Brauen waren verwachsen. Schon das unsympathische Äußere dieses Mannes Keß darauf schließen, wie unbeliebt er war, bei Freund und Feind: kein Mensch, eine Maschine, ein Typ der Zeit, stur und gefühllos, ein Nazi und ein Leuteschinder.

»Lassen Sie es niederbrennen, wenn Sie es nicht löschen können«, brüllte der Hauptmann in die Muschel. »Und passen Sie das nächste Mal gefälligst vorher auf! Ich hab\* jetzt keine Zeit und keine Leute.«

Er knallte den Hörer auf die Gabel und sah einen Moment lang ins Leere. Anschlag auf Anschlag. Überfall auf Überfall. Die riesigen Lagerhallen im Hafen, bis oben angefüllt mit heißer Ware, die auf Umwegen vom Gegner kam, zogen die Freischärler an wie Misthaufen die Fliegen.

Der Hauptmann hörte schnelle Schritte am Gang. Leutnant

Kling kam zurück. Er war so erregt, daß er Hammers warnenden Blick übersah und nicht auf die Italienerin achtete. »Wir haben seinen Schlupfwinkel«, sagte er außer Atem. »Einer redet wie ein Wasserfall.«

»Caligulas Schlupfwinkel?« unterbrach ihn der Hauptmann, jetzt selbst unvorsichtig.

Kling nickte, ging an die Landkarte, fuhr mit dem Finger entlang: »Hier«, sagte er, »eine stillgelegte Ziegelei hinter Grignano, etwa vierzehn Kilometer von hier, gut gesichert, aber zu nehmen, wenn wir -«

»Na also«, erwiderte Hammer mit einem unguten Lächeln.

»Ich weiß nicht, wie der Informant wirklich heißt, sie nennen ihn Riccio, den Igel, er hat so nach oben stehende Haare und -«

»Bin doch kein Friseur«, stauchte ihn der Hauptmann zurecht. »Wir nehmen den Burschen mit und legen ihn gleich an Ort und Stelle um, wenn er gelogen hat. Sagen Sie ihm das so deutlich wie möglich, Leutnant Kling. Ich möchte nicht, daß wir in eine Falle geraten«, setzte er hinzu, obwohl er wußte, daß er bereit war, jedes Risiko auf sich zu nehmen, wenn es sich um Caligula handelte.

Den Verhaßten zu greifen war für den Hauptmann Zwang und Wahn und auch Notwendigkeit, denn seit das Phantom herumgeisterte, seit drei Monaten etwa, war in die ziel- und zügellosen Partisanenüberfälle Ordnung gekommen, wurden Munitionslager hochgejagt, Tankwagen angezündet, Versorgungszüge abgefangen, von Nachschubkolonnen befahrene Straßen mit Minen bestückt und Verräter und Waffenschieber innerhalb der Partisanengruppen liquidiert.

»Es sind mindestens zehn, höchstens zwanzig Mann in seinem Versteck«, fuhr Kling fort, »aber diesen Angaben würde ich nicht trauen.«

»Ich auch nicht«, entgegnete der Hauptmann. »An der Aktion nimmt jeder unserer Leute teil«, befahl er.

»Aber die Gefangenen, Herr Hauptmann -«

»Fahren Sie voraus und sichern Sie das Gelände ab. Ich komme nach.« Hammer lächelte mit den Schneidezähnen. »Ich werde ihnen inzwischen Nachtwächter besorgen«, sagte er grimmig. »Oh, Signora«, erinnerte er sich dann, »Sie haben Glück, ich glaube, Sie können doch ausschlafen.« Er lächelte für seine Verhältnisse ungewöhnlich freundlich. »Ich melde mich bei Ihnen wieder, wenn ich Sie benötige«, setzte er hinzu, »Buona notte, Signora.« »Buona notte«, erwiderte die Contessa und ging. Sie hatte es nicht eilig. Sie verfolgte, wie Hammers Leute zusammengetrommelt wurden: Getrappel, Antreten, Abzählen, das übliche Brimborium. Sie lächelte. Caligula machte ihnen Beine, stets und überall waren sie hinter ihm her, aber eine Legende kann man nicht greifen. Niemand wußte, ob es ihn überhaupt gab, ob er Italiener war oder Jugoslawe, ein engagierter Monarchist oder ein in Moskau ausgebildeter Kommunist, mit dem Fallschirm abgesetzt, um die rote Unterwanderung Italiens vorzubereiten. Jede Version konnte stimmen, keine war bewiesen, aber Tatsache blieb: Wer sich auch hinter dem klassischen Decknamen verbarg, verstand seinbrisantes Fach, suchte und provozierte Rache, markierte seinen Weg mit Blut und Tränen.

Die Contessa stieg die Treppe hoch, erreichte ihr Schlafzimmer; sie öffnete die Tür. Bevor sie noch den Mann auf ihrem Bett sehen konnte, begriff sie, daß ein Besucher im Raum war.

»Non hai paura«, sagte er aus dem Halbdunkel, legte seine Maschinenpistole wieder beiseite und erhob sich: »Sono io.«

Es war Caligula.

»Bist du verrückt?« fragte die Contessa, fast unhörbar.

»Sorgst du dich um mich?« erwiderte er mit einem kalten Lächeln.

»Sie fahren gerade weg«, sagte die Italienerin.

»So, so«, antwortete Caligula träge. »Ich habe dafür gesorgt.«  
»Wie kommst du hierher?«

»Durch das Fenster«, entgegnete er, »aber nicht mehr lange - demnächst durch die Tür, falls sie noch steht.«

Er war schlank, fast zierlich, hatte eine Künstlermähne und sah nicht aus wie ein Mann des Untergrunds; er hatte auch wenig Ähnlichkeit mit den Männern, die sich die Contessa sonst aussuchte. Aber für eine Italienerin, die sich eine Weile mit der deutschen Besatzung gut, viel zu gut gestanden hatte, war Caligulas Gunst jetzt nötig und nützlich.

»Weißt du, was Hammer mit dir macht, wenn -« »Weißt du, was wir mit ihm machen, wenn wir ihn greifen?« Er lachte lautlos, ein Mann ohne Angst, und das faszinierte die Contessa. Er war in jeder Hinsicht ungewöhnlich: Er konnte Slang sprechen wie ein Kutscher und gewähltes Dante-Italienisch; er konnte zärtlich zu ihr sein und im nächsten Augenblick verletzend. Manchmal mochte, meistens haßte, immer aber fürchtete sie ihn.

Sie setzte sich neben Caligula; er starrte nach draußen, sah auf die Uhr. Er spürte ihre Nähe, roch ihre Haut und kämpfte einen Moment gegen die Versuchung, die Zeit, die ihm noch blieb, männlich zu nutzen, aber Frauen gab es immer und Gelegenheiten, diesen Hammer zu erledigen, wenige.

»Was ist mit Hammer los ?« fragte er. »Was wollte er von dir?«

»Er will mich morgen früh bei den Vernehmungen dabei haben. Er droht, seine Geiseln erschießen zu lassen. Holst du sie raus?«

»Wenn ich dazu komme«, versetzte Caligula. »Aber ich hab' zu viel zu tun und zu wenig Leute.«

Einen Moment lang wunderte sich die Contessa, daß Caligula fast die gleichen Worte benutzte wie sein Gegenspieler - aber sie

standen wohl beide im Dienst der Brutalität. »Sie fahren weg, um dich zu schnappen«, sagte sie maliziös. »In einer Ziegelei bei Grignano. Der Mann, der dein Versteck verraten hat, heißt Riccio.«

Ein Lächeln lief Caligula wie Säure über das Gesicht: »Che stupidi asino. Welch dumme Esel. Da bin ich ja hier bei dir bestens aufgehoben.«

Die Contessa lehnte sich an ihn; ihre Hände streichelten seinen Rücken, seinen Hals, tändelnd und spielerisch, wissende Hände.

Caligula schob sie mit einem derben Ruck weg. »Kein Schäferstündchen.« Seine Stimme klang frostig.

»Sehr galant bist du nicht«, antwortete die Contessa.

»Alles zu seiner Zeit«, erwiderte er. »Erst der Haß - und dann der Spaß.«

»Mehr hast du nicht zu sagen?«

»Eine ganze Menge«, entgegnete der Partisanenchef. »Aber alles zu seiner Zeit. Und ich komme wieder.« Er lächelte mit einem Minimum an Aufwand. »Und ich hab' noch viel mit dir vor.«

Die Contessa mißverstand ihn, lächelte, aber er wurde deutlich: »Ich fürchte, du hast auch noch einiges gutzumachen.« »Willst du mich erpressen?« fragte sie.

»Alles auf freiwilliger Basis«, entgegnete Caligula. »Tätige Reue.«

»Wann werden die Angloamerikaner endlich hier sein?« »Weiß ich nicht«, brummte er. »Vielleicht in zwei Monaten oder in drei. Aber wenn sie hier sind, haben wir wieder Arbeit für dich.« Er tätschelte ihre Wange, es war eine bewußte Demütigung. »Du suchst dir einen aus, einen Offizier, einen ganz hohen, am besten gleich einen General oder auch zwei, wenn du das schaffst.« Er lächelte geringschätzig. »Natürlich

schaffst du das.« »Sporco bastardo!« zürnte sie. »Vai via, stronzo!« Er lachte halblaut; er dachte nicht daran, auf ihr Geheiß abzuhauen. »Dann beginnt erst die Arbeit«, erklärte er, »deine Arbeit.« Die Contessa verstand ihn nicht.

»Du wirst nichts anderes tun als bisher: dich mit den Siegern einlassen. Verstehst du? Baci, amore e informazioni - die richtige Beschäftigung für eine Frau.«

»Du sprichst häßlich«, sagte die Italienerin. »Du wirst tun, was ich dir sage«, versetzte Caligula hart. »Altretanto--«

»Ich denke nicht daran!« antwortete sie. »Das wäre dumm«, entgegnete er, griff brutal nach ihr, riß sie an sich. »Und auch schade«, setzte er hinzu und schleuderte sie auf ihr Bett. »Arrivederci.«

Er trat ans Fenster, sah hinaus und stellte fest, daß die drei Kübelwagen abgefahren waren und die Posten vor dem Pferdestall ihn nicht sehen konnten. »Ciao, cara«, sagte er, als er aus dem Fenster vom ersten Stock nach unten sprang. Er kam glatt auf und entsicherte seine Maschinenpistole.

Es waren nur noch drei oder vier Feldgendarmen zur Bewachung der Geiseln da, und Caligula kämpfte einen Moment lang gegen die Versuchung, sie gleich zu erledigen und die Todeskandidaten zu befreien, aber solange der Partisanenjäger ihn suchte, waren sie außer Gefahr, und daß Hammer nicht so schnell - am besten nie - zurückkehren würde, dafür hatte er gesorgt.

Der Mann, der gestern den Geldtransport von Ebensee im Salzkammergut nach Schloß Labers bei Meran in Südtirol geleitet hatte, war mit einem Lancia-PKW schon sehr früh gestartet, um den alliierten Jabos auszuweichen. Bevor er in der lombardischen Metropole ankam, war er schon dreimal von deutschen Streifen kontrolliert worden; er präsentierte Sonderausweis, Marschbefehl und Fahrtgenehmigung. Die Feldgendarmen und SS-Streifen wirkten bei der Überprüfung

wenig freundlich; sie waren es eigentlich nie, aber sie hatten wenig Verständnis für dienstlich deklarierte Spazierfahrten in einem Personenwagen zu einer Zeit, in der den Flugzeugen und Panzern bereits an allen Ecken und Enden der Sprit fehlte.

Aus Deutschland kam fast kein Nachschub mehr, und die Zahl der Kampfwagen und Jagdflugzeuge mit dem Balkenkreuz nahm ohnedies rapide ab. Wenn die Sonderdienststelle Kaffler nicht wäre, rechnete Kreppel, hätten die deutschen Soldaten, die den Apennin verteidigen sollten, bald ohnedies nichts mehr zum Schießen.

Aus taktischen Gründen hatte der Falschgeldagent noch einen Tag zuwarten wollen, aber der Hausherr von Schloß Labers war damit nicht einverstanden gewesen; selbst unter Druck stehend, drängte er, genau wie es Kreppel vorausgesehen hatte, und so war er heute in bessere Zeiten gestartet. Mitte März wäre es wohl auch höchste Zeit, nach dem Schiffbruch in Italien an seine persönliche Zukunft zu denken.

Schon kurz vor zehn Uhr erreichte Kreppel den Stadtrand von Mailand, wo er angeblich den Kontaktmann zu den Partisanen treffen sollte; er suchte im Palazzo d'amore, gleich hinter dem Dom neben dem Teatro Lirico, einen ganz anderen Kontakt. Wenn er sich beeilte, konnte er eine dieser Kokotten, die auch gegen Kriegsende noch Friedensqualität aufwiesen, noch in ihrer Tagesunschuld antreffen. Die sündteure Casa di tolleranza empfing bereits am Vormittag lukrative Freier, allerdings nur prominente, und prominent war, wer mit Devisen bezahlte.

Kreppel verschwand mit einer Blondine und einer Schwarzhaarigen nach oben; er spielte das ganze Repertoire durch, ließ keinen Trick und keine Position aus, und Graziella und Maddalena holten das letzte aus ihm heraus, nicht nur finanziell.

Angenehm geschwächt und frisch geduscht verließ Kreppel

zweieinhalb Stunden später den Sündenpfuhl. Er ging ein paarmal um die Ecke, ein Stück geradeaus, dann nahm er in einem Nobelrestaurant neben dem Palazzo Reale ein opulentes Pranzo ein und trank dazu eine besonders gute Flasche Rotwein, deren Heimat, das französische Burgund, längst von den Alliierten befreit worden war.

Man muß die Feste feiern, wie sie fallen. Aber morgen, wenn Kreppel daran ging, seine Zukunft mit Millionen auszutapezieren, gab es vorübergehend keine Liebesspiele, keine Schlemmerei und vor allem keinen Alkohol. Er lächelte mit krummen Lippen: Wer künftig im Schlaraffenland leben wollte, mußte zuvor hart, bedenkenlos und konzentriert sein.

Kreppel ließ sich Zeit mit der Rückkehr nach Schloß Labers, flanierte durch die Stadt, trank hier einen Espresso und dort einen Aperitivo. Zweimal heulten die Luftschutzsirenen, aber es fielen keine Bomben, vielleicht, weil die Alliierten endlich begriffen hatten, wie sehr die Italiener die Luftangriffe auf ihre Städte verbitterten.

Kreppel, der in Bologna geboren war, fuhr in der Dämmerung los, ließ die üblichen Kontrollen über sich ergehen, passierte ungehindert die Partisanenzone und erreichte ohne Zwischenfall Schloß Labers.

»Schon zurück?« empfing ihn der Sturmbannführer erfreut.

»Hat's geklappt?«

»Langsam, Friedrich! Laß mich doch erst mal verschnaufen«, wimmelte Kreppel ungeduldige Fragen ab. »Du weißt doch, bei mir geht's nie schief. Aber jetzt erst mal was zum Essen und zum Trinken, dann kommen wir zum Geschäft.« Er stopfte Prosciutto di Parma in sich hinein, trank Rotwein dazu, einen wirklich guten, wenn auch italienischen. »Also«, begann er dann, »ich habe diesen Dossola getroffen, er hat natürlich nach Cervigiano auch ziemlich Bammel, aber er ist viel zu geldgeil, um das Geschäft nicht zu machen. Er bietet tausend

Sturmgewehre, eventuell auch mehr - er muß erst seine Bestände überprüfen -, das Stück zu zweihundert englischen Pfund. Außerdem -«

»Die letzten haben wir noch für hundertfünfzig bekommen«, fiel ihm Kaffler ins Wort.

»Die letzten haben wir überhaupt nicht bekommen«, stellte Kreppel trocken fest. »Nur das Geld war futsch. Und du gibst doch zu, Friedrich, daß Dossola ein ganz anderes Kaliber ist, als es dieser Tresoldi war.«

»Hoffentlich«, entgegnete der Schloßherr. »Der Obergruppenführer hat schon wieder angerufen und damit gedroht, den Laden hier dicht zu machen, wenn wir nicht -«

»Außerdem können wir noch zweihundert Bazookas kaufen. Eventuell sogar fünfhundert Maschinengewehre und Munition, so viel wir wollen. Alles aus der Luft abgeworfen oder mit U-Booten ins Land geschafft.«

»Und wo willst du die Ware übernehmen?« »In einem Versteck bei Chiari - das ist zwischen Mailand und Brescia, näher an Brescia, die genaue Lage erfahr' ich natürlich erst nach der Bezahlung.«

»Das weiß ich doch«, versetzte der Falschgeldmagnat. »Und wie soll die Übergabe vor sich gehen?«

»Ganz einfach«, erklärte Kreppel. »Ich treffe mich zuvor mit Dossola, erfahre die genaue Stückzahl, wir handeln den endgültigen Preis aus, ich bezahle ihn, leih' mir bei der nächsten Wehrmachtskommandantur Lastautos und Leute - Dossolas Männer ziehen sich zurück, und wir laden auf -und dann nichts wie weg!« »Und wenn uns die Itaker reinlegen?«

»Das glaub' ich nicht. Dossola möchte weiter mit uns Geschäfte machen - er hat noch viel zu bieten -, aber du weißt ja, Friedrich, ein Risiko bleibt immer.« Er lächelte anzüglich. »Für dich weniger, du sitzt ja hier schön sicher, aber für mich -«

»Und für Laszlo«, entschied der Chef des »3. Germanischen SS-Panzerkorps« rasch. »Du brauchst mindestens eine Viertelmillion Pfund, und allein lasse ich dich mit so viel Geld nicht in der Gegend herumreisen.« Er setzte hastig hinzu: »Das verstehst du doch, Theophil?«

»Ich hätte dich sogar darum gebeten«, behauptete Kreppel. »Laszlo ist ein verlässlicher Bursche.«

»Wann fahrt ihr?«

»Morgen nacht. Ich treffe Dossola wieder in Mailand - und dann geht's sofort los.«

»Können wir den Mann nicht sicherheitshalber überwachen lassen?« fragte der Sturmbannführer.

»Auf keinen Fall«, protestierte Kreppel heftig. »Da mache ich nicht mit. Da bringst du uns nur in Lebensgefahr.«

»Schon gut«, entgegnete der Schloßherr. »Klar, diese Waffengeschäfte sind Vertrauenssache.«

Am nächsten Tag packten sie das Falschgeld, große, mittlere und kleine Scheine, in zwei Koffer, verstauten sie im Lancia-Kofferraum, versperrten ihn sorgfältig. Kurz nach Mitternacht fuhren sie los. Erst war Laszlo am Steuer, ein paar Kilometer nach Sondrio loste Kreppel ihn ab und betrachtete seinen Aufpasser, als sähe er ihn zum erstenmal; er grinste, weil der Mann sich wieder einmal piekfein in Schale geworfen hatte.

»Du schaust aus, als würdest du zu deiner Hochzeit fahren«, spottete Kreppel.

»Hoffentlich nicht zu meiner Beerdigung«, erwiderte der Dreißigjährige ahnungsbang.

»Mußt du denn immer so schreiende Krawatten anziehen?« tadelte Kreppel den besonderen Geschmack seines Bewachers.

»Ich zieh' an, was ich will«, versetzte Laszlo giftig. »So wie du würde ich nie rumlaufen.«

Sie schwiegen eine Weile.

Dann kam der Mann am Steuer auf den Palazzo d'amore zu sprechen.

»Hab' schon mal davon gehört«, sagte sein Begleiter nicht uninteressiert. »Das ist doch das Etablissement neben dem Teatro Lirico.«

»Genau«, bestätigte Kreppel. »Ein toller Laden. Ein Prominentenpuff. So was kriegst du auf der ganzen Welt nicht mehr geboten. Zehn, fünfzehn Damen, erste Wahl, Luxusgeschöpfe, da kommt kein Offizier rein, kein deutscher und kein italienischer.«

»Aber du bist reingekommen?«

»So ist es«, erwiderte Kreppel. »Und das könntest du auch haben.« Er begann umständlich und genußvoll zu erzählen, wie er Maddalena und Graziella gleichzeitig genommen, wie er sie auf den Kopf gestellt und welche Verrenkungen er mit ihnen angestellt hatte. Mindestens zehn Kilometer lang ließ er einen richtigen Pornofilm abspulen, erfand noch ein paar Variationen dazu und las auf dem Gesicht seines Begleiters die Erektion ab.

»Und da kommt man einfach so rein?« fragte Laszlo außer Atem.

»Mit unserem Geld schon«, erklärte Kreppel und stieß ihn in die Seite. »Da kannst du alles haben, was dein Schwanz begehrts, Damen oder Nonnen, eine Jungfrau oder die große Hure von Babylon. Das ist kein Puff, Amors Tempel ist das, die reinste Nutten-Walhalla. Ich sage dir, ich komm' da rein, und was soll ich dir lange erklären? Liebe auf den ersten Fick.« Er sah, daß jetzt sogar das Gesicht seines Begleiters anschwoll wie ein Penis. »Edle Ferkel sind das, gut für jede Schweinerei. Die geben sich ganz unnahbar, und dann kannst du doch deinen Pimmel in jede Öffnung von ihnen schieben, aber auch in jede. Die machen es so, daß du noch nachträglich alle aus dem Bett schmeißt, die du je darin gehabt hast.«

»Toll«, erwiderte Laszlo aufgeregt. »Wie lange dauert

eigentlich unsere Besprechung mit diesem Dossola?«

»Was heißt unsere?« versetzte Kreppel. »Solche Sachen gibt's doch nur unter vier Augen. Und so ein Handel kann sich drei, vier Stunden und noch länger hinziehen - das weißt du doch.«

»Ich würde glatt diesen Luxuspuff besuchen, aber ich muß ja auf unsere Koffer aufpassen.«

»Quatsch«, führte ihn Kreppel in Versuchung. »In der Polizeipräfektur gibt's eine deutsche Dienststelle, da können wir den Wagen unter Polizeibewachung abstellen. Sicherer steht er nirgends. Wenn du's französisch haben willst«, lockte er, »dann nur Maddalena. Graziella ist zu unvorsichtig mit den Zähnen, aber dafür bietet sie dir wieder andere Attraktionen. Du meinst da glatt, du wärst zum erstenmal im Bett mit einer Frau.«

»Zwei auf einmal?« fragte Laszlo überwältigt.

»Du Anfänger«, erwiderte Kreppel; er wußte, daß das Rennen gelaufen war. Er fuhr ins Zentrum, stellte den Wagen ab, forderte die deutschen Polizeibeamten auf, sorgfältig auf ihn zu achten, und sagte, daß sie vor Mittag voraussichtlich nicht zurückkommen würden.

Laszlo wetzte los, und Kreppel rief ihm noch nach, daß er beim Betreten des vornehmen Bordells gleich seine Devisen vorzeigen solle.

»Ich bin doch nicht doof«, rief der Freier zurück. Er genoß die sündigen Wonnen und verkürzte sie doch, weil er ein schlechtes Gewissen hatte wegen der Geldkoffer. Vielleicht traute er Theophil Kreppel doch nicht ganz, jedenfalls verließ er das Etablissement nach dem ersten Durchgang mindestens eine Stunde früher, als Kreppel berechnet hatte, ging zu Fuß in das Hauptgebäude der Polizei und stellte fest, daß Kreppel bereits um elf Uhr den Lancia einschließlich der Fracht abgeholt hatte.

Auch wenn er nicht sofort begriff, was das bedeutete, ahnte Laszlo das Schlimmste und rief in Schloß Labers an.

»Verschwunden?« schrie Kaffler mit überschwappender Stimme. »Mensch, der ist abgehauen! Diese Sau, diese verdammt Drecksau!«

Ein paar Minuten später lief in ganz Norditalien die Großfahndung nach dem flüchtigen Falschgeldagenten an, Gekado-Sache mit absolutem Vorrang.

Hauptmann Hammer betrat das in ein Hilfslazarett verwandelte Schulgebäude, als besetze er es. Seine Stiefel hämmerten auf den Steinboden. Er lief so schnell, daß ihm seine Männer kaum folgen konnten. Ein schläfriger UvD fuhr hoch, erkannte den Rang des Besuchers, wollte Meldung machen. Der Anführer der Feldgendarmen unterbrach ihn ungeduldig und fragte nach dem Chefarzt.

Man brauchte Werner Gudrat nicht zu wecken, er stand im OP-Raum. Am späten Abend war ein Transport Verwundeter angekommen, der Arzt hatte die ganze Nacht operiert. Ein Sani wollte den mit der Partisanenbekämpfung beauftragten Offizier aufhalten, aber Hammer stieß ihn beiseite, riß die Türe auf und ging auf den OP-Tisch zu.

Der Arzt, den seine Freunde Sauerbruch nannten, sah nicht auf. Erst als ihn der Hauptmann am Ärmel faßte und wegziehen versuchte, drehte er sich unwillig um.

»Nur einen Moment«, sagte Hammer, »ich muß -«

»Keine Zeit«, erwiderte der Stabsarzt. »Verschwinden Sie gefälligst aus dem OP-Raum.«

Dem Reserve-Duce flutete der Zorn über das Gesicht, es lief dunkelrot an, sog sich voll mit Blut wie ein Schwamm. Er präsentierte ein Schreiben, in dem ihm beim Kampf gegen subversive Elemente jede Vollmacht eingeräumt wurde.

Der Arzt warf keinen Blick darauf. »Ich hab' zu tun«, sagte er. »Und zwar noch lange.«

Hauptmann Hammer lächelte frostig, trat auf den Gang, gab

seinen Leuten Befehl, einfach durch die Krankenstuben zu streifen und die Patienten aus dem Schlaf zu reißen. »Wer stehen kann, den nehmt ihr mit!« befahl er. »Auch wenn er nur auf einem Bein steht. Beeilung, Herrschaften! Ich brauche mindestens sechs Mann - und zwar sofort.« Er zündete sich eine Zigarette an, stieß den Rauch wie unwillig aus. Als er merkte, daß seine Männer bei dem Heldenklauberfahren nicht so recht vorankamen, warf er die Zigarette weg, entschlossen, nachzuhelfen. Er riß die nächste Türe auf. Bevor er noch das Licht anknipste, meldete ihm ein Unteroffizier: »Hier liegen nur zwei Tote, Herr Hauptmann.«

»Das lass' ich gelten«, entgegnete er. »Aber los jetzt, treibt die anderen Drückeberger zusammen.«

Hammer hatte so laut gesprochen, daß ihn Oberjäger Kudella hörte. Noch schlaftrunken, fuhr er von seinem Feldbett hoch. »Sagen Sie noch einmal Drückeberger«, rief er zornig, ohne den Rang des Störenfrieds zu bemerken, »und ich werf' Sie durchs Fenster auf die Straße.«

»Da sehen Sie mal, wie Sie bei Kräften sind«, spottete Hammer. »Mann«, schiß er dann den Oberjäger zusammen, »nehmen Sie gefälligst Haltung an, wenn Sie mit mir sprechen.«

Der Schlesier folgte dem Befehl, langsam, wie in Zeitlupe, mit deutlichem Leck-mich-am-Arsch-Gesicht.

«Wie heißen Sie?«

»Oberjäger Kudella. Schußbruch am linken Oberschenkel. Drei Einschüsse. Knochen beschädigt. Laut Feststellung des Truppenarztes nicht geh-, nicht arbeits- und nicht kampffähig.«

»Aber zentnerschwere Weiber stemmen, das können Sie.«

»Dazu braucht man ja nicht die Beine, Herr Hauptmann«, antwortete Kudella, logisch, aber bockig und ein wenig stolz.

Hammer ließ es ihm durchgehen. Er hatte den über dem Stuhl hängenden Waffenrock des Verwundeten gesehen, auf dem die

Auszeichnungen Platznot hatten. »Fallschirmjäger?« fragte er.

»Jawohl, Herr Hauptmann.«

»Dekoriert mit dem Deutschen Kreuz in Gold?«

»Jawohl, Herr Hauptmann.«

»Einen Mann wie Sie suche ich«, versetzte Hammer, jetzt wesentlich freundlicher. »Stehen Sie doch bequem, Mann.«

Der Oberjäger griff nach seinem Stock und stützte sich darauf.

»Ich erenne Sie hiermit zum Wachhabenden.«

»Zum Wachhabenden für was, Herr Hauptmann?«

»Sondereinsatz«, erklärte der Vice-Duce. »Wir räuchern ein Partisanennest aus. Dafür brauche ich jeden Mann. Inzwischen müssen unsere Gefangenen bewacht werden. Nur ein paar Stunden, länger dauert es sicher nicht. Und das kann sogar im Sitzen geschehen.« Er bequemte sich zu weiteren Erklärungen. »Ich schätze, daß wir spätestens bis Mittag zurück sind, dann können Sie von mir aus wieder Betruhe in Anspruch nehmen.«

»Wer weist uns denn ein, Herr Hauptmann?« fragte Kudella.

»Sehen Sie, Sie begreifen rasch, Mann«, entgegnete Hammer. »Ich bringe Sie gleich selbst hin.« Er lächelte. »Sie werden mit dem Wagen hingefahren und zurückgebracht. Ist das ein Kundendienst?« Der Anführer der Feldgendarmen sah den kleinen Kunze und ging auf ihn zu: »Auch Fallschirmjäger?« fragte er.

»Jawohl, Herr Hauptmann«, erwiderte Sokrates stolz.

»Weder zimperlich noch wehleidig?«

»Nein, Herr Hauptmann«, schmetterte der Berliner zackig.

»Bestens«, versetzte Hammer und lächelte fahl. »Wie heißen Sie?«

»Fahnenjunker und Unteroffizier Kunze, Herr Hauptmann.«

»Auszeichnungen?«

»EK I, EK II, Silbernes Verwundetenabzeichen, Sprungab -«  
»Langt schon«, entgegnete der Vize-Duce lachend.  
»Kommen Sie mit.«

Hammer fing noch vier weitere Insassen des Lazarets für die Wachablösung auf dem Gutshof zusammen, unter ihnen einen Sani und einen Schreibstubenhengst.

Als sie das Gebäude verlassen wollten, stießen sie auf dem Gang mit dem Stabsarzt zusammen.

»Die leih' ich mir nur aus«, erklärte der Hauptmann.  
»Kurzfristig«, setzte er hinzu und präsentierte seine Vollmacht zum zweitenmal.

Diesmal las Dr. Gudrat das Schreiben Wort für Wort. Als er dem Chef der bei der Truppe ohnedies immer unbeliebten Feldgendarmen den Wisch zurückgab, sah er ihn lange und demonstrativ an, als wollte er sich überzeugen, daß das Goldene Parteiaabzeichen und das Kriegsverdienstkreuz I. Klasse tatsächlich so gut zusammenpaßten. Er hatte von dem Hauptmann bereits gehört. Hammer hatte einen Ruf wie Donnerhall. Dieser Scharfmacher trug einen großen Teil der Schuld daran, daß der Haß zwischen Deutschen und Italienern täglich explosiver wurde und die Friedhöfe wie die Befehlslazarette füllte.

»Und wenn Sie Ihre Vollmachten von Generalfeldmarschall Kesselring persönlich hauen«, konterte Dr. Gudrat, »ich dulde nicht, daß Sie sich hier als Heldenklau betätigen und meine Patienten zu ihrem Schaden -«

»Beschweren Sie sich«, erwiderte Hammer kalt und grinste zynisch. »Vielleicht kommen Sie sogar damit durch, aber das hat jetzt keine aufschiebende Wirkung.«

Der Arzt war kein Mann, der sich einschüchtern ließ. Er wußte zwar, daß es nicht ungefährlich war, sich mit einem Burschen wie Hammer, der Beziehungen nach ganz oben hatte, anzulegen, aber er hatte als Fallschirmjäger und als Frontarzt

einen ausgezeichneten Ruf und das entsprechende Lametta auf dem Waffenrock. Als Mediziner fühlte er sich dem Eid des Hippokrates verpflichtet, gerade im Krieg, und auch wenn Hippokrates keinen NS-Rang hatte.

Einen Moment lang war er versucht, Hammer gewaltsam an seiner Sammelaktion zu hindern, aber er unterdrückte den Impuls, nicht zuletzt, weil der Partisanenjäger seinen Freund Kudella zum Anführer der Requirierten gemacht hatte: Franz, die Kanaille. Er ließe sich nichts sagen, sich nicht einschüchtern, wußte, was zu tun sei, und würde sich und die anderen fünf schon wieder heil ins Ersatzlazarett zurückbringen.

»Hören Sie zu, Hauptmann Hammer«, sagte Gudrat mit einer Ruhe, über die er sich selbst wunderte. »Ich mache Sie noch einmal darauf aufmerksam, daß vier der sechs Männer, die Sie mitnehmen wollen, nicht dienstverwendungsfähig sind, im Einsatz schon gar nicht, und die anderen beiden - Sanitätsdienstgrade - von mir hier dringend benötigt werden.«

»Gut, Herr Gudrat. Der Ordnung halber: Ich nehme Ihren Protest zur Kenntnis und weise ihn zurück. Es geht hier nicht um das Wohl und Wehe einzelner, sondern um die Sicherheit aller.«

Der Stabsarzt hatte genug von der Diskussion, zumal er wußte, daß sie diesem gefühllosen Fanatiker gegenüber zwecklos sein würde. »Ich sage Ihnen hier vor Zeugen, Hauptmann Hammer: Wenn Sie entgegen meiner Warnung diese sechs Soldaten mitnehmen, werde ich mich darüber, unter Umgehung des Dienstweges, direkt bei der Heeresgruppe beschweren.«

»Tun Sie das«, erwiderte Hammer hämisch. »Aber wundern Sie sich nicht, wenn wir Ihnen demnächst wieder Soldaten einliefern, denen von den Partisanen der Schwanz abgeschnitten wurde.«

Kudella und Gudrat tauschten einen Blick wie ein Signal. Der

Oberjäger, der noch gar nicht wußte, um was es eigentlich ging, konnte sich auch keine direkte Befehlsverweigerung leisten, und der Freund ließ ihn stumm wissen, daß er ihm für alles, was geschehen konnte, Rückendeckung geben würde.

Hammer führte sein Aufgebot ab wie Gefangene; Gudrat sah ihm nach. »Stellen Sie mir eine Verbindung zum Generalarzt in Meran her«, sagte er dann zu seinem UvD.

»Jetzt, um drei Uhr früh?« fragte der Unteroffizier erschrocken.

»Sofort«, erwiderte der Stabsarzt scharf.

Sie saßen im Kübelwagen und rollten auf das Gut der Contessa zu. »Einunddreißig Zivilisten«, sagte Hammer, »einen haben wir bei uns als Lotsen. Sie sind im früheren Pferdestall eingesperrt. Das Gebäude hat nur einen Ausgang und keine Fenster. Ein Mann mit einer Maschinenpistole kann bequem auf einem Stuhl sitzend alle einunddreißig Geiseln in Schach halten. Sollten sie einen Ausbruch riskieren, legen Sie die Leute um, Oberjäger Kudella. Ich nehme an, daß das Standgericht diese Strolche morgen ohnedies zum Tode verurteilen wird.«

»Geiseln?« pickte Kudella das Wort auf. »Sind das gefaßte Partisanen oder gewöhnliche Zivilisten?«

»Fragen stelle ich«, versetzte Hammer arrogant.

»Und woher soll ich die Maschinenpistole nehmen?«

»Die erhalten Sie von uns. Wir verfügen über reichlich Waffen.«

Das hatte Hammer nicht sagen sollen. Dem früheren Oberleutnant stieß es auf, denn er hatte in Monte Cassino sich mitunter mit Händen, Klauen, Gewehrkolben und Steinen verteidigen müssen. Es fehlte ihm das geringste Verständnis dafür, daß Etappenhelden mit dem Goldenen Parteiaabzeichen und dem lächerlichen Kriegsverdienstkreuz über die Ausrüstung verfügten, die den Frontsoldaten abging.

Den Krieg hatte der Oberjäger zwar satt bis oben hin, aber er dachte an seine Kameraden, die vielleicht durchgekommen wären, wenn man die Hammers und ihre Kettenhunde nicht so großzügig mit MPs ausgestattet hätte, die sie ohnedies nur nutzten, um Fronturlauber zu kontrollieren und zu kujonieren.

»Ich mach' Sie darauf aufmerksam, Oberjäger Kudella«, fuhr Hammer fort, »daß diese Banditen aus der Pineta vermutlich versuchen werden, die Gefangenen zu befreien. Außerdem besteht die Gefahr, daß Sie von ihren Angehörigen belästigt werden. Stellen Sie zwei Mann vor den Pferdestall, die sich notfalls ablösen können, und die anderen vier sichern nach der anderen Seite. Lassen Sie niemanden in den Innenhof, kapiert?«

»Jawohl, Herr Hauptmann«, antwortete der Oberjäger und hielt seinen Zorn nieder, so gut es ging. Erst als jeder mit einer fabrikneuen Maschinenpistole und jeweils sechs Magazinen, dazu auch noch mit Eierhandgranaten, so viel sie wollten, ausgerüstet wurden, hatte Kudella es schwer, diesem unersetzen Mann mit seinem gedrungenen Körper und dem kahlen Schädel nicht an die Kehle zu fahren.

Eine Stunde später - es war jetzt schon heller Tag - war Hauptmann Hammer nach Grignano aufgebrochen unter Mitnahme der letzten Feldgendarmen, die bis jetzt die Gefangenen bewacht hatten. Inzwischen war in Triest bekannt geworden, wo die in der Nacht gefaßten Geiseln verwahrt wurden. Jetzt zogen vor den Außenmauern des Gutshofes Mütter, Frauen, Braute und Kinder auf, warfen sich weinend auf die Erde und bettelten um das Leben ihrer Angehörigen.

»Jag sie weg, Sokrates!« befahl der Oberjäger dem kleinen Kunze.

»Tu's doch selbst, Franz«, erwiderte der Junge aufsässig. »Die hängen sich an deine Stiefel und lecken sie ab. Ich kann überhaupt keine weinenden Weiber ertragen.« Abscheu und Verzweiflung machten ihn laut. »Und schon gar keine

weinenden Mütter.«

»Meinst du, ich?« fuhr ihn Kudella an und überließ es dem Sani, an der Hofeinfahrt die Italiener abzuwimmeln, auch die Kinder.

Kudella setzte den Schreibstubenhengst auf den Stuhl vor dem Stall, mit Überlegung, denn wenn die Geiseln, wie er hoffte, einen geschlossenen Ausbruch wagten, würde dieser Schießbunkundige am wenigsten Schaden anrichten. Die beiden anderen stellte er zur Absicherung mit Blickrichtung Pineta auf den Dachboden, öffnete zwei Luken und gab den Befehl, verdächtige Gestalten, die sich aus dem verseuchten Gebiet dem Gutshof näherten, sofort unter Beschuß zu nehmen. Gelernt ist gelernt, und so versuchte der Oberjäger festzustellen, ob noch weitere Zivilisten im Hause seien, und begann es mit Kunze zu durchsuchen. Wenn er auch keine Lust hatte, Hauptmann Hammers Befehle auszuführen, so wollte er sich doch auch nicht aus dem Hinterhalt überfallen lassen.

Im Wohnzimmer stießen sie auf die Contessa; sie saß beim Frühstück und war eine Überraschung auf leeren Magen.

»Mensch«, sagte Kunze halblaut und nicht ahnend, daß die Italienerin Deutsch sprach. »Bei der hast selbst du den Arsch zu tief unten, Franz.«

»Meinst du?« erwiderte Kudella, grinste und nahm Maß, tastete die helle Seidenbluse unter dem Morgenmantel ab, streichelte mit den Augen die Frisur, die Lippen, kam ins Träumen.

»Buon giorno, Signori«, sagte die Contessa mit dem Gesicht eines Kammerjägers bei der Wanzen Vernichtung. »Und den Arsch -«, fuhr sie deutsch fort und betrachtete den Berliner spöttisch, »wie Sie sich auszudrücken belieben, haben Sie bei mir beide zu tief unten.«

»Sie sprechen Deutsch?« entgegnete Kudella, ohne sich die Ohrfeige anmerken zu lassen. »Ist außer Ihnen noch jemand im

Haus?«

»Ja«, antwortete sie, »zweiunddreißig unschuldige Menschen, die hingerichtet werden sollen.«

»Einunddreißig«, verbesserte Kudella, der Perfektionist, und lächelte. »Und die sind alle unschuldig?«

»Was weiß ich«, versetzte die Contessa und drückte mit dem feinen Gespür der Frau auf den richtigen Knopf. »Ich bin weder Menschenfänger noch Polizist noch Hilfsaufseher.«

»Ich auch nicht«, erwiederte Kudella.

»Dann tun Sie mir leid«, sagte die Italienerin.

Der hochgewachsene, breitschultrige und ungebetene Gast mit den braunen Augen und den dichten, welligen Haaren lächelte. »Wenn ich etwas schätze, dann ist es Mitleid«, entgegnete er. »Vor allem mit mir.« Er humpelte an sie heran, ihre Erscheinung wie ein Kenner genießend. »Haben Sie noch nie etwas tun müssen, was Sie nicht wollten, Signora?« fragte er.

»Die Zeiten sind schlecht«, wich sie ihm aus und musterte ihn abschätzend, vielleicht eine Sekunde zu lang.

»Sind Sie verheiratet, Signora?«

Es ging ihn nichts an, aber die Italienerin antwortete: »Ich bin Witwe. Mein Mann war Offizier; mein Vater auch.«

»War ich auch einmal«, versetzte der Oberjäger, wenig verlegen. »Sie haben etwas gegen uns Deutsche?«

»Das ist nicht die richtige Formulierung«, erwiederte sie gedeihnt. »Ich habe etwas gegen den Plural, ob es sich um Deutsche, Italiener, Franzosen oder Amerikaner handelt.«

Kudella nickte, als hätte er sie verstanden.

»Männer in Massen«, fuhr sie fort, »das riecht bei mir, verzeihen Sie, immer ein bißchen nach Pissoir.«

»Wenn Sie wollen, Signora«, antwortete der Oberjäger und

deutete auf Kunze, »schicke ich den Kleinen hinaus. Ich wäre dann ein ausgeprägter Singular.«

Die Contessa betrachtete ihn wieder ein wenig zu lange und lächelte. Sie merkte, daß er sie auszog, ihr geschickt die Reizwäsche über den Kopf zog, mit den Haken zureckkam und heiße, zupackende Hände hatte. Einen Moment lang überließ sie sich dieser Impression, die Situation vergessend, in der sie schwebte. Sie spürte, einen der Männer vor sich zu haben, die sie mochte und die zumindest für Stunden halten würden, was sie nicht versprochen hatten.

Auch Kudella hatte sofort erfaßt, was im Drehbuch unter »stummes Spiel« abgehandelt wird. Es war nicht die Zeit für einen Flirt und auch nicht für einen Anschauungsunterricht für den Begleiter des Oberjägers, der fasziniert die Wirkung verfolgte, die sein Freund selbst noch in dieser Lage und noch dazu bei einer solchen Frau erzielte: es war offensichtlich, daß er ihr gefiel.

»Ich bin Verwundeter«, sagte Kudella. »Ich hab' überhaupt nichts mit dieser Geiselgeschichte zu tun.«

»Schlimm für Sie.«

»Übrigens wir alle sechs nicht. Wir mögen Störenfriede sein«, erklärte er, »aber keine freiwilligen.«

»Ich schätze gutes Benehmen«, konterte die Contessa.  
»Außerdem bin ich ein Mensch ohne Vorurteile.«

»Auch noch im März 45?«

»Immer«, versicherte sie.

»Sie gefallen mir«, antwortete Kudella.

»Grazie«, sagte sie. »Ich habe auch eine Schwäche für richtige Männer.«

»Meinen Sie nicht, daß ich lieber mit Ihnen eine Flasche Wein trinken oder Spazierengehen oder sonst was tun würde, als diese armen Schweine -«

»Tun Sie es doch«, unterbrach ihn die Contessa, erhob sich tändelnd, reckte sich, zeigte vor, was wirklich sehenswert war. Eine elegante Frau, noch in dieser Lage reizvoll, aufreizend, ein wenig ängstlich, ein bißchen zärtlich, doch über den Dingen stehend, außer vielleicht dem einen.

»Ich muß mich leider verabschieden«, sagte Kudella etwas hölzern und verzichtete darauf, das Haus zu durchsuchen. Er würde schon aufpassen, daß ihn keiner von hinten fassen konnte. Dafür hatte er ein Gespür, einen Instinkt, sonst hätte er den Krieg nicht vom ersten bis zum heutigen Tag überlebt. »Die ist unten nicht zugenäht«, stellte er dann fest. »Die hat Musike unterm Rock -«

Kunze nickte lebhaft, um anzudeuten, daß auch er nicht unmusikalisch sei.

»Wenn ich jetzt Zeit hätte«, versetzte der Kumpel, »bei der läuft was -«

»Wie war's mit 'nem kleinen Wachvergehen?« fragte Sokrates lachend. »Nahkampf auf Posten oder so?«

»Ach, Scheiße«, entgegnete Kudella.

»Wir sind eben Hilfseunuchen«, tröstete ihn der Freund. Kudella und Kunze machten die Runde durch ihre Postenkette.

»Mensch, Franz, meinste, daß dieser Schreibstubenhengst der Richtige ist, sie in Schach zu halten, falls sie einen Massenausbruch riskieren?«

»Garantiert nicht«, antwortete Kudella. »Der trifft keinen, höchstens aus Versehen.«

Sie grinsten beide. Sie waren zu sehr Mensch, um nicht erkennen zu lassen, daß es ihnen am liebsten wäre, wenn die Geiseln entkommen würden.

Acht Uhr dreißig. Nichts Verdächtiges zu sehen. Die Zeit ließ sich Zeit. Die Gutsbesitzerin unternahm einen Morgenspaziergang. Der Posten am Tor, umringt von

weinenden Angehörigen, fragte, ob er die Contessa passieren lassen dürfe.

»Natürlich«, entschied der Oberjäger. »Sie gehört ja nicht zu den Gefangenen.«

Sie drehte sich lächelnd um und nickte Kudella zu.

»Aber entfernen Sie sich nicht zu weit vom Haus, Signora«, rief er ihr nach. »Es könnte sonst gefährlich für Sie werden.«

Natürlich hätte er sie nicht allein gehen lassen dürfen, aber erstens hatte er keine Lust, sie zu schurigeln, zweitens war ihm alles zuwider, und drittens stellte er fest, daß sie gar nicht weit ging. Aus der Ferne sah Kudella einen Mann, der unter den Frauen stand, und jetzt der Contessa folgte. Er ging zum Tor und erkannte fluchend, daß der Bursche ausgerechnet sein Partner vom Schwarzen Markt war: Nino Savini.

Der Italiener ruderte mit beiden Armen, aber der Wachhabende stellte sich taub und blind. Er überlegte, wie der Italiener erfahren haben mochte, daß er hier eine Zwangsrolle als Wachhabender zu spielen hatte. Kudella wußte, daß er in Triest auf Schritt und Tritt von hundert Augen verfolgt und belauert wurde. Noch hielten sich die meisten Italiener zurück und trugen die Feindseligkeiten allenfalls im Blick, der den deutschen Soldaten Überdeutlich sagte, daß es Zeit wäre, das ungastlich gewordene Land zu verlassen.

Die Contessa kam zurück. »Ein guter Bekannter von Ihnen«, sagte sie. »Würden Sie ihm eine Minute geben, wenn ich Sie darum bitte?«

»Nicht jetzt«, entschied Kudella. »Es geht nicht!«

»Und wenn ich Sie noch einmal darum bitten würde - und das sehr herzlich?«

»Porca miseria«, fluchte der Oberjäger. »Laßt den Kerl durch«, rief er dem Posten am Tor zu.

Er sah, wie der Gefreite Nino nach Waffen durchsuchte, und

grinste: Bei Nino waren allenfalls Zigaretten, Nescafe oder Benzin zu holen.

»Ciao, Francesco«, begrüßte ihn der Italiener.

»Woher weißt du, daß ich hier bin?«

»Ich war im Lazarett«, antwortete er. »Ich hab' erfahren, daß du -«

»Was willst du?« unterbrach ihn der Oberjäger.

»Alfredo«, sagte er und deutete in Richtung Pferdestall: »Mein bester Freund. Er ist da drin. Er ist unschuldig. Ich weiß es, ich verbürge mich für ihn.« Er sah bekümmert aus, gequält: »Laß ihn laufen. Mir zuliebe.«

»Wie stellst du dir das vor, Nino?« fragte Kudella. »Was meinst du, was die mit mir machen, wenn ich -«

»Du hast doch keine Angst, Francesco. Du doch nicht.« Er sah, daß der Deutsche es nicht ungern hörte, und setzte hinzu: »Du tust doch ohnedies, was du willst.«

»Du hast doch wohl nicht alle Tassen im Schrank«, erwiederte der Oberjäger.

»Du kannst von mir haben, was du willst. Alfredo ist achtundzwanzig Jahre, ein wunderbarer Fußballspieler. Ein Schwimmeister. Ein fabelhafter Sportler - der einzige Sohn seiner Mutter.« Man sah Nino an, wie sehr ihm das Schicksal seines Freundes an die Nieren ging.

»Ich kann keinen laufen lassen«, erwiederte Kudella. »Das mußt du doch einsehen.« »Nur diesen einen -«

»Keinen«, entgegnete der Oberjäger, »oder alle.« Das Wort war gefallen. Im ersten Moment erschrak er selbst darüber. »Meinst du, daß ich das kann?«

Der Italiener schüttelte bekümmert den Kopf. »Vielleicht aber ein bißchen nachhelfen, Francesco, amico. Die schießen ihn doch tot, wenn du nichts tust.«

»Merda!« erwiederte der ungleiche Handelsfreund. »Hau bloß

ab, du Katzelmacher, bevor du mich um Kopf und Kragen bringst.« Er ging auf den Pferdestall zu. »Was los?« fragte er den Schreibstubenheini.

»Gar nichts«, erwiderte der Gefreite. »Manchmal jammern sie. Ich glaube, sie brauchen Wasser.«

»Wieso? Ein Pferdestall ohne Wasseranschluß?«

»Ja.« Der Sani deutete auf die Zisterne im Hof.

»Gut«, entgegnete Kudella. »Ich mach' das.« Er suchte einen Tränheimer, pumpte ihn voll, ging auf den Stall zu, schob den Riegel an der Tür zurück.

Der Mief traf ihn wie ein Fausthieb.

Einige der Geiseln bettelten, wimmerten. Andere waren zu stolz dazu, und zwei oder drei von ihnen wiesen so starre Gesichter auf, als hatten sie es bereits hinter sich.

Kudella stellte den Eimer mit Wasser vor sie hin und spürte, wie ihn alles ankotzte, der Krieg und die Zeit, die Partisanen und die Vergeltung und was sich die Sadisten beider Seiten ausdachten, um die Schweinereien noch säuischer zu machen.

Ein paar Italiener stürzten vor dem Wachhabenden auf die Erde. Er stieß sie mit den Stiefeln zurück. Sicher steckten einige von ihnen mit den Partisanen unter einer Decke, aber die meisten wollten nur überleben und sonst nichts und wurden von Hauptmann Hammer nur benutzt, um seine Statistiken aufzupolieren. In seinem Bericht konnte man dann lesen: »Drei tote deutsche Soldaten, einunddreißig gefäßte und hingerichtete Partisanen.«

Den Oberjäger ekelte vor der Dienstleistung, zu der man ihn verpflichtet hatte, und es ekelte ihn vor dem Geruch der Todesangst. Er hatte nie viel weiter gedacht als an die Verpflegung von morgen und an das nächste und übernächste Bett, an Flankensicherung und das richtige Aufkommen beim Sprung, an einen Urlaubsschein und was sich sonst der Mensch

in der permanenten Scheiße so alles wünscht. Nicht, woher sie kommt, und auch nicht, wohin sie führt. Kudella verschwendete auch keinen Gedanken daran, daß die Partisanen die Oberhand gewinnen und ihn dann für seine Beihilfe zur Geiselhingerichtung zur Rechenschaft ziehen könnten.

Vielleicht rumorte in ihm noch die Begegnung mit der Contessa, vielleicht war es Hammers brutaler Auftritt im Lazarett und Sauerbruchs Signalblick, vielleicht sogar sein Partner vom Schwarzmarkt oder auch die Frauen mit den blassen Gesichtern und den Kindern vor dem Tor, um bei dem Oberjäger das »Nachhelfen« auszulösen, und als perfekter Soldat ging er auch hierbei nicht mehr aus der Deckung, als unbedingt nötig war. Er drängte die ihn umringenden Geiseln zurück. »Wer ist Alfredo?« fragte er.

Ein abseits stehender Junge drehte sich langsam nach ihm um. Kudella gab ihm einen Wink, ihm in die Ecke zu folgen. Der Italiener konnte ein paar Worte Deutsch, Kudella einigermaßen Italienisch: »Ho parlato con Nino«, begann er. »Mit Nino, deinem Freund, capito?«

Der Junge nickte und sah ihn voll an. »Warst du Soldat?« fragte der Oberjäger. Alfredo nickte und nannte den Namen seiner Eliteeinheit, die sich in Nordafrika unter dem Wüstenfuchs Erwin Rommel ausgezeichnet hatte. So satt Kudella den Krieg auch hatte, spürte er doch einen Funken früherer Kameraderie, der auf ihn übersprang. »Nino desidera, daß ich dir helfe«, sagte er, »capito?« Der Italiener nickte wieder.

»Ma non posso... niente da fare.« Kudella versuchte zu erklären, daß die Gefangenen sich selbst helfen müßten.

Alfredo ließ ihn nicht mehr aus den Augen; er hatte erfaßt, daß ihm der Oberaufseher einen Ausweg zeigen wollte.

»Wir sind zu sechst«, erklärte Kudella. »Capito, siamo sei.« Er überzeugte sich, daß die anderen nicht zuhören konnten, als

er mit dem Italiener die Postenaufstellung beschrieb. »Zwei sind auf dem Dach, der dritte und ich werden jetzt kontrollieren, ob sie die Pineta richtig im Auge haben. Der fünfte steht am Tor, der sechste sitzt vor der Tür. Questi due non sono bravi soldati.« Er versuchte zu erklären, daß es harmlose Bürokrieger seien, und übersetzte: »Soldati del ufficio, guerrieri ehe scrivano.«

»Si«, erwiderte der Italiener und lächelte. Sein Blick hatte sich belebt, er sah sich unter den Geiseln bereits nach Komplizen bei dem Ausbruchsversuch um, und Kudella hoffte, daß er so sportlich wäre, wie er aussah und Nino ihn beschrieben hatte.

»La porta sara aperta«, raunte ihm Kudella zu, er lasse die Türe offen. »Ma presto, presto -« Er ging.

Der Posten auf dem Stuhl sah ihm entgegen, bemerkte nicht, daß Kudella vergaß, den Riegel wieder vorzuschieben. »Die sind ruhig«, erklärte der Wachhabende. »Ich glaube nicht, daß wir etwas zu fürchten haben. Aber die Pineta macht mir Sorgen.« Er winkte den kleinen Kunze herbei. »Sollten die sich rühren«, sagte er noch beim Abgang zu dem Schreibstuben-Sani, »dann feuerst du den ersten Feuerstoß über ihre Kopfe hinweg. Wenn das nichts nützt, mußt du gezielt schießen, klar?«

Der Posten nickte mit schlaftrigem Gesicht: es fehlten ihm ein paar Stunden Schlaf. Und seine letzte Schießübung war sicher längst verjährt.

»So, Kleiner«, sagte Kudella dann zu Kunze, »jetzt sehen wir mal, was sich oben tut.«

Sie stiegen auf den Dachboden. Der Oberjäger sah durch eine der Luken. »Hast du Dreck in den Augen?« fuhr er einen der Wächter an. »Siehst du nicht die dunklen Gestalten auf der Straße - bei der Pineta?«

»Hab' doch keinen Dreck in den Augen«, erwiderte der Genesende, ein im Erdkampf verwundeter Jagdflieger. »Laß die doch erst herankommen, die sind ja noch gar nicht in

Schußnähe.«

»Aber Maß kannst du doch schon nehmen«, entgegnete der Oberjäger feixend. »Wenn wir ihnen nicht rechtzeitig Warnschüsse vor den Bug knallen, rücken sie uns auf den Pelz und vermehren sich wie die Filzläuse. Und dann kannst du was erleben.« Er nahm die MP von der Schulter, schob den Lauf durch die Luke, legte den Finger an den Abzug.

Der kleine Kunze verfolgte die vorzeitige Zielansprache verwundert. Mit der MP konnte man auf diese Entfernung noch nicht einmal einen Lastwagen treffen, aber so schlau war der Franz auch. Wenn ein Eff-eff-Soldat es versuchte, mußte er dafür seine Gründe haben. Während Sokrates zwecklos über sie nachdachte, rotzte Kudella bereits den ersten Feuerstoß hinaus; die anderen folgten ihm automatisch.

Die Zivilisten auf der Straße blieben einen Moment stehen; mehr erschrocken als beeindruckt sahen sie um sich, um festzustellen, woher der Schußlärz kam: Sekunden später von ganz anderer Seite. Aus der Nähe. Unmittelbar danach waren auf dem Dachboden bereits die Hilfeschreie des Wachtpostens vor dem Pferdestall zu hören.

»Gequirlte Scheiße!« fluchte Kudella und humpelte voran, dem Fiasko entgegen.

Die Geiseln hatten bei einem geschlossenen Ausbruch den Posten vor der Tür überrannt; er lag schreiend am Boden und wurde entwaffnet. Die Befreiten stürmten auf den Ausgang zu, wo der zweite Schreibstubensoldat stand. Statt sie unter Feuer zu nehmen, drehte er durch und lief davon.

»Heiliger Bimbam«, keuchte der kleine Kunze, als er das Schlamassel sah.

Kreppel war nur bis Malnate gekommen. Kurz vor Varese, knapp zwanzig Kilometer vor seinem Ziel, platzte sein großer Coup. Er hatte Mailand in nordwestlicher Richtung verlassen, das Partisanengebiet von Como umfahren und war zuerst in

Saronno, dann eine halbe Stunde später in Tradate in Routinekontrollen der Feldgendarmerien geraten.

In beiden Fällen hatte es ihn nur ein paar Minuten Zeit gekostet. Er hatte einen Vorsprung von zwei Stunden und vielleicht noch länger, denn Maddalenas und Graziellas Arme würden diesen Tölpel von Laszlo im Palazzo d'amore festhalten wie Schlinggewächse.

In dem abgelegenen Nest Viggju erwartete ihn Carlo, ein entfernter Verwandter und bewährter Schmuggler. Er würde den Lancia verschwinden lassen und den Flüchtigen nebst seiner Beute gegen entsprechende Provision auf Schleichwegen über die Berge in die Schweiz einschleusen. Im Tessiner Grenzgebiet lebte ein nicht unbeträchtlicher Teil der Bevölkerung seit Jahrhunderten vom Schmuggel. In manchen Dörfern, wie zum Beispiel Dirinella am Lago Maggiore, verlief die Landesgrenze quer durch ein Grundstück; auf der Südseite seines Anwesens lebte der Besitzer in Italien, im Schlafgemach bereits in der Schweiz.

Kreppel fuhr zügig, aber nicht zu schnell, um nicht aufzufallen. In dem neutralen Land würde dann sein neuer Paß, handgefertigt in einem Außenlager des KZ Ebensee, der Passepartout sein für eine goldene Zukunft.

Die Straßensperre war so dicht hinter der Kurve errichtet worden, daß Kreppel sie fast gerammt hätte. »Ihr seid wohl vom wilden Affen gebissen!« schrie er die Kettenhunde an. »Soll ich mir das Genick brechen?«

»Steigen Sie aus!« sagte der Feldwebel. Er warf einen Blick in die Papiere, dann wechselte er einen Blick mit dem Unteroffizier. »Wohin fahren Sie?«

»Gekado-Sache«, erwiderte der Angehaltene. »Ich würde Ihnen raten, keine weiteren Fragen zu stellen.« Er wies noch einmal seine Sondervollmacht vor, aber er spürte bereits, daß es diesmal mehr kosten würde als ein paar Minuten. Wenn sie ihn

so lange festhielten wie vorgestern bei Brixen, war das Geschäft seines Lebens geplatzt.

»Hierher!« befahl der Feldwebel und wies auf ein verfallenes Gebäude auf der anderen Straßenseite.

Sie sperrten den Kofferraum auf, warfen nur einen Blick auf die Geldbündel. »Gesicht zur Wand«, schrie der Feldgendarm. »Hände nach oben!«

Sie waren zu dritt. Kreppel hatte keine Chance, ihnen zu entkommen; er folgte ihren Weisungen mit einem Gesicht, in dem Zorn und Angst gärten.

Sie durchsuchten ihn schnell und fachkundig, fanden die Pistole und nahmen sie ihm weg. Der Festgenommene sah aus den Augenwinkeln, daß die Straßensperre beiseite geräumt wurde. Er begriff, daß er in der Falle saß, und begann zu überlegen, wie er sich herauswinden könnte. Der Feldwebel und ein zweiter Kettenhund zerrten ihn in ihren Kübelwagen.

Der Unteroffizier fuhr im Lancia hinterher.

Ohne Absprache fuhren sie los, wie Männer, die ihr Ziel längst abgesprochen hatten.

»Was ist denn eigentlich los?« fragte Kreppel mit unsicherer Stimme. »Wohin bringt ihr mich?«

»Schnauze«, entgegnete der Feldwebel. »Oder wir stopfen Ihnen das Maul.«

Sie fuhren Richtung Como, von da nach Lecco weiter. Es ging nordwärts. Das konnte bedeuten, daß sie ihn ins Militärgefängnis von Sondrio oder aber nach Schloß Labers schafften. Seine Tätigkeit war zu geheim für eine militärgerichtliche Untersuchung, aber wenn er Gelegenheit bekam, mit Kaffler zu reden, ließe sich vielleicht noch eine Hintertüre aufstoßen.

Seine Ausrede war klar: Pietro Dossola hatte ihn im letzten Moment von Mailand nach Varese umgeleitet und den Termin

so knapp gestellt, daß er Laszlo, der sich in irgendeinem Puff herumtrieb, nicht mehr abwarten konnte. Vielleicht klang diese Darstellung nicht sehr glaubhaft, sie war aber auch nicht zu widerlegen.

Sie blieben auf der Straße nach Sondrio; auf einmal war Kreppel ziemlich sicher, daß sie ihn nach Schloß Labers schaffen würden. Mitten auf der Landstraße ging ihnen das Benzin aus; sie tankten aus einem Kanister nach, wenige Liter nur.

»Damit kommen wir nie ans Ziel«, sagte der Fahrer. »Wenn wir keinen Sprit auftreiben, seh' ich schwarz.«

Sie versuchten es in jedem Nest, durch das sie fuhren, hoffnungslos. Kein Mensch gab Sprit für Lire, und Devisen hatten sie nicht. Kreppel war schon versucht, sie ihnen aus seiner Privatschatulle anzubieten, aber sie waren so unfreundlich und unpersönlich zu ihm, und seine Handgelenke schmerzten höllisch von dem stählernen Achter. Sollten sie sehen, wo sie blieben. Es konnte nur gut sein, wenn sich der Zorn seines Freundes Kaffler inzwischen etwas abkühlte.

Sie verloren über zwei Stunden, und so war Laszlo - ein Wehrmachts-LKW hatte ihn von Mailand nach Meran mitgenommen und zwei Jabo-Angriffe überstanden - schon vor ihm auf Schloß Labers eingetroffen.

»Du Held«, begrüßte ihn der kahle Schloßherr wütend.

»Ich kann nichts dafür«, erwiderte Laszlo; seit seinen Kurierfahrten nach Madrid gab er sich mit Vorliebe für einen Südamerikaner aus; tatsächlich stammte er aus Siebenbürgen. In Rumänien hatte Kaffler vor dem Krieg Geschäfte gemacht und den später Angeworbenen schon als Halbwüchsigen kennengelernt. »Sie haben doch auch nicht gewußt, Sturmbannführer, daß Kreppel so ein krummer Vogel ist«, jammerte der Düpierte.

»Der Vogel hat ausgeschissen«, entgegnete Himmlers

Falschgeldagent Nummer eins.

»Er hat gesagt, daß er mit Dossola nur unter vier Augen sprechen kann, und -« Laszlo fing sich wieder. »Es klang ja nicht unglaublich.«

»Und warum bist du nicht beim Wagen mit dem Geld geblieben? Wo warst du? Fressen, Saufen und Picken, oder alles drei?« fuhr ihn der Chef der Tarndienststelle an.

»Ich hab' nur mal schnell einen Capuccino getrunken -« Ach nee, versetzte Kaffler. »Von zehn Uhr fünf bis elf Uhr drei.« Er goß sich ein Glas Schampus ein. »Dein Glück, daß wir diesen Schweinehund so schnell gefaßt haben und daß ich deine Eltern so lange kenne und überhaupt so ein gutmütiger Mensch bin -« Wie um es zu beweisen, schenkte er seinem bevorzugten Laufburschen jetzt auch ein Glas Veuve Cliquot ein, schob es ihm mit unsicherer Hand zu. »Ich gebe dir eine Chance, deinen Blödsinn wieder gutzumachen.« Sie leerten das Glas.

»Zum Glück ist das Geld ja noch vollzählig«, stellte Kaffler fest. »Die Sturmgewehre können wir uns allerdings schnitzen.«

Eine halbe Stunde später verfolgten sie vom Fenster aus Kreppels Ankunft. Die Feldgendarmen stießen ihn aus dem Wagen, trieben ihn in die Wachstube. Ein Kettenhund trug zwei Koffer hinter ihnen her.

»Herzlich willkommen«, höhnte der Chef des »3. Germanischen SS-Panzerkorps«. Er warf die leere Schampusflasche in den Papierkorb. »Und nun verdusfe, Junge, bevor meine Milde umschlägt«, schickte er Laszlo hinaus.

Kaffler hatte zu tun; auch er strickte an seiner Zukunft. Trotz der Wunderwaffen, von denen er ständig faselte, war er überzeugt, daß der Krieg verloren sei; er wußte längst, wie er die Bitternis der Niederlage sich persönlich versüßen wollte. Da er nicht unauffällig verschwinden konnte, mußte er wohl beim Zusammenbruch eine Weile untertauchen. Die dazu notwendigen Papiere lagen bereit, sein Fluchtkapital ebenfalls:

zweihundertfünfzigtausend Dollars, fünfhunderttausend Franken und ein ganzer Beutel Diamanten, lupenrein, so echt wie die Geldscheine. Privat wollte er mit Blüten nichts zu tun haben.

Er hatte seine Schätze in einem rost- und wassersicheren Stahlköfferchen verpackt, das in der Tresoranlage - zu der nur er den Schlüssel hatte - ganz hinten stand. Er würde es vergraben, für alle Fälle, denn er war nicht sicher, ob er nach dem Krieg an die unter »Reich« geführten Anlagen in der Schweiz herankommen konnte. Neben der Unterschrift Retloffs - oder eines anderen Strohmanns - war auch seine handschriftlich zu zeichnende Codeziffer nötig; der eine Kontobevollmächtigte konnte also den anderen blockieren. Waren sich beide jedoch einig - was in ihrem Interesse lag -, würden sie gemeinsam kassieren.

Eigentlich konnte nicht viel passieren; Retloff war ein recht verlässlicher Mann. Aber als solcher hatte bis heute morgen auch Kreppel gegolten. Vorsicht war in jedem Fall angebracht. Irgendwie waren seine Unteragenten und Saufkumpane alle Galgenvogel; andere würden sich auf eine solche Dreckarbeit auch gar nicht eingelassen haben.

Einer der SS-Posten klopfte an die Türe; Kaffler ließ ihn hereinkommen.

»Der Gefangene möchte Sie unbedingt sprechen, Sturmbannführer«, meldete der Mann.

»Bestellen Sie ihm, daß ich ein Dreckschwein wie ihn nicht mehr kenne, Hauptscharführer«, antwortete der Schloßherr.

»Kreppel spricht von Waffenkaufen«, fuhr der Mann fort.

»Basta«, verabschiedete Kaffler den Wachhabenden und befahl, Laszlo zu ihm zu schicken.

Der Schloßherr ging im großen Turmzimmer auf und ab, als sein Junge für alles den Raum betrat. Der Mann mit den Hängebacken setzte seinen Fußmarsch noch eine Weile fort, blieb dann abrupt stehen. »Das Reichssicherheitshauptamt, was

sage ich, Obergruppenführer Kaltenbrunner persönlich hat angeordnet, daß Kreppel unverzüglich zu erschießen ist.«

»Mein Gott -«, erwiderte der Kurier erschrocken.

»Wieso?« fragte Kaffler. »Hast du Mitleid?«

»Das nicht«, entgegnete der Dreißigjährige gedeckt.

»Das ist auch gut so, denn du wirst ihn umlegen, Laszlo.«

»Ich?« sagte der Volksdeutsche entgeistert.

»Sei froh, wenn ich dir eine Chance zur Bewährung gebe.«

»Einfach erschießen?« fragte er mit trockenem Mund. »Ohne Gerichtsurteil?«

»Die Sau hat es nicht anders verdient.«

Laszlo nickte. »Und ohne schriftlichen Befehl?« fragte er vorsichtig.

»Ohne bürokratischen Firlefanz. Zielansprache. Druckpunkt und dann -«

»Das - das -«, sagte der Bursche, der etwas gutzumachen hatte, »das kann ich nicht.«

»Du Waschlappen!«

»Ich führe jeden Befehl aus, Sturmbannführer, das wissen Sie doch.« Laszlo sprach schnell, ein Wort versuchte das andere zu überrunden. »Aber das - das -«

»Überleg dir's«, erwiderte Kaffler. »Wir starten in einer Stunde. Mit zwei Wagen.«

»Warum führen denn nicht die SS-Wachen die Exekution durch?«

»Wir sollen diese faule Geschichte unter uns austragen - RSHA-Befehl, Gekado-Sache -« Er sah auf seine Armbanduhr. »Also Punkt neunzehn Uhr dreißig.«

Sie fuhren mit ein paar Minuten Verspätung los, in zwei Kübelwagen. Im vorderen, der sonst dem Hausherrn zum persönlichen Gebrauch zur Verfügung stand, eskortierte ein SS-

Posten den gefesselten Kreppel, der Hauptscharführer ging ans Steuer, der Gefangene saß neben ihm, der zweite SS-Mann im Fond. Das andere Fahrzeug lenkte Kaffler selbst. Neben ihm saß Laszlo, so blaß und verstört, daß er sogar vergessen hatte, sich die übliche knallbunte Krawatte umzubinden.

»Aber die Nullacht hast du hoffentlich einstecken?«

»Ja«, antwortete Laszlo. »Ich - ich kann's einfach nicht.«

»Dann zeige ich einer Flasche wie dir, wie man so etwas macht«, entgegnete der Sturmbannführer nicht ganz ohne Wohlwollen. Grimmig setzte er hinzu: »Gelobt sei, was hart macht. Aber du bist nun mal 'n Weichmann.«

Der Laufbursche von Schloß Labers - sonst bereit zu vielen krummen Geschäften - wirkte erleichtert, daß sein Chef die Befehlsverweigerung so gelassen hinnahm. Sie fuhren Richtung Bozen, ein Wagen etwa dreihundert Meter hinter dem anderen. Die ersten beiden Ortschaften hatten sie passiert. Am Ortsende von Burgstall hielt, wie verabredet, der vordere Kübelwagen.

Oberscharführer Wickert stieg aus und trat an Kafflers Wagen heran. »Hier sollte ich weitere Befehle erhalten, Sturmbannführer«, sagte er, ein fahlblasser, unpersönlicher Typ.

»Ja. Ich steige jetzt um. Ich übernehme Kreppel. Sie fahren mit Ihrem Begleiter und Laszlo in meinem Wagen hinter mir her. Ich handle im direkten Auftrag des SS-Obergruppenführers Kaltenbrunner.«

»Ich weiß, Sturmbannführer«, erwiderte Wickert. »Wir fahren durch Gargazone nach Vilpian, dann zweige ich mit diesem Verbrecher ab. Sie warten gestoppte fünfundvierzig Minuten auf der Landstraße. Wiederholen Sie, Oberscharführer.« »Ich warte gestoppte fünfundvierzig Minuten auf der Landstraße.«

»Dann fahren Sie weiter und halten etwa fünf Kilometer nach Terlan. Hier sehen Sie meinen Wagen links am Straßenrand stehen. An dieser Stelle treffen wir uns also wieder. Los, steigen

Sie in meinen Wagen, Oberscharführer«, schloß er seine Anweisung. Er schickte den SS-Posten ebenfalls nach hinten und setzte sich ans Steuer. Dann fuhr er mit Kreppel los.

»Endlich, Friedrich«, sagte der Gefesselte erleichtert. Seine wieselnden Augen blieben einen Moment lang stehen, überzogen sich mit Hoffnung wie ein Glas mit Dunst. Die Sonne verschwand hinter einem Berg Rücken. Das Gras war schon grün, die Luft wirkte weich, wie wattiert; in Südtirol setzt der Frühling früher ein. Gleich müßte die erste Abenddämmerung in die Landschaft einfallen.

»Das - das ist doch alles ein saublödes Mißverständnis«, beteuerte Kreppel. »Dossola hat mich im letzten Moment nach Varese umgeleitet und - glaub mir doch, bitte, Friedrich, glaub mir.« »Dir?« entgegnete Kaffler. »Du wolltest mich betrügen. Mich, das Reichssicherheitshauptamt und das Reich.«

»Nein, bestimmt nicht.« Kreppels Stimme klang weinerlich; sie paßte überhaupt nicht zu seinem harten, wie eine Speerspitze vorspringenden Kinn. »Mach mir doch wenigstens die Fesseln auf. Mir fallen die Hände ab.«

»Hab' keinen Schlüssel«, behauptete Kaffler. »Es geschieht dir ganz recht. Du kannst dir in der Zwischenzeit überlegen, daß man einem Kameraden nicht in den Rücken fällt.«

»Hab' ich doch nicht getan, wirklich nicht.«

»Und warum hast du Laszlo einfach sitzen lassen?«

»Was kann ich denn dafür, wenn er sich stundenlang mit Weibern herumtreibt? Sollte ich sämtliche Puffs von Mailand durchsuchen oder dir Sturmgewehre besorgen?«

»Oder in die Schweiz abhauen?« erwiderte Kaffler. Er bog von der Straße ab, auf einen schwerbefahrbaren Seitenweg ein, rollte bergwärts weiter. Die Räder drehten sich langsamer, der Motor quälte sich.

»Wo fahren wir hin?« fragte Kreppel, von Angst gefoltert.

»Ich habe in der Nähe etwas zu erledigen«, erklärte Kaffler.  
»Dann bring' ich dich ins Wehrmachtsgefängnis nach Bozen,  
und was die dort mit dir machen, kannst du dir an den zehn  
Fingern abzählen.«

»Und -«, setzte Kreppel an, »und - können wir uns nicht  
arrangieren?«

»Arrangieren, wie?« fragte der Sturmbannführer. »Hast du  
was zu bieten?«

»Mensch, ich hab' so viel für dich getan - wir sind doch alte  
Kumpels, und - Mensch, Friedrich, denk doch an früher.«

Kaffler kannte sich aus. Ein paar hundert Meter noch. Die Stelle, die er ausgesucht hatte, dann, einen Kilometer weiter, sechshundert Meter Fußmarsch noch, querfeldein - und er war alle Sorgen um seine Zukunft los. Er ließ Kreppel jammern und sabbern, war nicht mehr ganz so abweisend, täuschte etwas Mitgefühl vor.

»Laß mich laufen«, bettelte Kreppel.

»Quatsch, und gefesselt kommst du nicht weit. Und was soll  
ich denn den anderen sagen?«

Der Schweiß rann Kreppel über das Gesicht. Zuerst versagte die Stimme, dann seine Schließmuskeln.

Er flehte, bettelte, erniedrigte sich.

Auf einmal hielt Kaffler an. »Dann steig schon aus«, sagte er.  
»Hau bloß ab, du Schwein!«

Mit seinen gefesselten Händen brachte Kreppel die Tür nicht gleich auf, dann schaffte er es, war draußen, versuchte, blindlings wegzulaufen.

Kaffler griff in den Handschuhkasten, holte die Nullacht hervor, zielte und schoß.

Schon die erste Kugel erwischte den Flüchtenden.

Kreppel fuhr herum, knickte ein; es sah aus, als machte er noch einen Kniefall vor seinem Mörder.

Einen Moment lang begegneten sich ihre Augen, dann wieselten sie nicht mehr in Kreppes Gesicht; sie standen still für immer.

Der Mann, der ihn erschossen hatte, fuhr los. Dann ließ er den Wagen stehen, entnahm ihm den Stahlkoffer und einen Behälter mit Zementbrei; er hatte monatelang über ein geeignetes Versteck nachgedacht und sich wirklich etwas einfallen lassen: Unter dem Sockel eines Bergkreuzes war ein künstlich geschaffener Hohlraum, gerade groß genug, um den Koffer aufzunehmen. Kaffler schob ihn hinein, schloß das Loch mit dem vorbereiteten Zementbrei, schüttete die Stelle mit Sand zu, legte Steine darüber.

Vielleicht war es eine Blasphemie, den Gekreuzigten als Wächter des heißen Geldes zu mißbrauchen, in jedem Fall aber war es ein sicheres Versteck. Selbst wenn nach dem Umbruch die Kommunisten die Macht ergreifen sollten - Südtirol ist ein frommes Land, und die Roten würden die Kruzifixe nicht antasten.

Kaffler fuhr zurück. Fast gleichzeitig kam von der anderen Seite befehlsgemäß der zweite Kübelwagen. Die Männer sprangen heraus, hoben mit dem Spaten eine Grube aus und legten den toten Kreppel hinein.

»Ehrlich gesagt, hat mir der Kerl am Schluß selbst leid getan«, sagte der Sturmbannführer zu Laszlo. »Aber Befehl ist Befehl!«

Es war schon finstere Nacht, als sie wegfuhrten, und wo sie gewesen waren, wußte eigentlich nur der Hausherr von Schloß Labers ganz genau.

Um zehn Uhr morgens glühte die Erde wie ein Rost. Eine großenwahnsinnige Märzsonne spielte verrückt. Keine Wolke stand am Himmel. Es würde ein heißer Tag werden, der das Blut schneller trocknen ließe, als es floß. Die alliierten Jabos flogen schon seit Stunden auf der Jagd nach Lokomotiven die

Bahnstrecken ab. Die militärische Abwehr hatte gemeldet, daß die Alliierten begännen, Truppen und Material für ihre Generaloffensive von Küste zu Küste zusammenzuziehen.

Das Finale im Süden. In Deutschland drohte dem Ruhrgebiet die Einschließung; hier wurde der Jahrgang 29 zum Volkssturm eingezogen; Fünfzehnjährige sollten das einstürzende Reich retten; Mädchen und Frauen mußten Schanzarbeiten leisten. Der Oberbefehlshaber Südwest, Generalfeldmarschall Kesselring, war aus Italien abberufen worden, um an der Heimatfront Generalfeldmarschall von Rundstedt abzulösen. Goebbels proklamierte: »Wir wollen lieber sterben als kapitulieren«, aber die Führungsmannschaft der Wehrmacht, vorwiegend bislang hitlerhörige Generäle, war endlich anderer Ansicht und sprach - wenn auch nicht vor ihren Soldaten - offen aus, daß der Krieg verloren war.

Tatsächlich hatten in der Schweiz - unter äußerster Geheimhaltung - durch Vermittlung eines eidgenössischen Abwehr-Majors bereits Verhandlungen über eine vorzeitige Beendigung der Kämpfe in Italien begonnen. Die Bedingung, die der Resident des US-Geheimdienstes, Allan Dulles, dem SS-Obergruppenführer Karl Wolff als Beweis für die Ehrlichkeit seiner Kapitulationsabsichten stellte, war hart: Er verlangte die Freilassung der italienischen Partisanenführer General Maurizio alias Ferruccio Parri und Major Usmiani als Vorleistung, um überhaupt in Gespräche einzutreten, die ohnedies mit dem »unconditional surrender«, der bedingungslosen Kapitulation, enden mußten.

Der SS-Obergruppenführer - pikanteweise langjähriger, persönlicher Adjutant Himmlers und sein Vertrauter - war zugleich Bevollmächtigter der Wehrmacht in Italien. Da Hitler aber längst begonnen hatte, keinem mehr zu trauen, waren ihm Generaloberst Heinrich Vietinghoff, der Nachfolger Kesselrings, und Gauleiter Franz Hofer als Reichsverteidigungskommissar an die Seite gegeben. Wenn

überhaupt, konnte nur Wolff die Entlassung der sicheren Todeskandidaten - beide persönlich mit Dulles befreundet - veranlassen. Er war intelligenter als die anderen Generäle der Runengarde und vermutlich auch menschlicher, und so hatte sich innerhalb der Heeresgruppe Südwest eine Verschwörung zwischen höheren SS-Führern und Generälen gebildet mit dem Ziel, ein beispielloses Blutbad und die restliche Zerstörung Oberitaliens mit seinen Industrieanlagen und unschätzbareren Kunstwerken zu verhindern.

Daß der Krieg verloren war, interessierte einen Fanatiker wie Hauptmann Hammer nicht; als strebte er seine Selbstvernichtung bewußt an, warf er täglich Funken in das Pulverfaß Oberitalien. Er durchsuchte, verhaftete, füllte die Gefängnisse mit Zivilisten, trat zu blutigen Vergeltungsaktionen an, die nicht minder furchtbar vergolten wurden.

Der Vize-Duce beobachtete die Ziegelei, langsam setzte er das Glas ab. »Es hat keinen Sinn, wenn wir noch länger warten, Kling«, sagte er zu seinem Leutnant, der die Ziegelei seit drei Stunden unter Beobachtung gehabt hatte, ohne besondere Vorkommnisse ausmachen zu können. »Ich denke, wir räuchern diese Wanzenbude jetzt zielstrebig aus. Los, Kling, ich übernehme den Feuerschutz.«

»Gut, Herr Hauptmann«, erwiderte Kling und wandte sich an seine Leute. »Machen wir uns auf die Socken.« Er griff sich Riccio. »Komm mit, amico!« Der Italiener ging mit emgeschlafenen Beinen immer langsamer, je näher sie sich, die Waffe im Anschlag, auf den Eingang zuschoben. Zuletzt riß sich der Lotse los wie ein Tier im Schlachthof, aber er hatte auch nicht mehr Chancen und wurde sofort wieder eingefangen, an die Spitze gestellt und als lebendes Schutzschild vor Leutnant Kling hergeschoben.

Fünf Meter noch.

Nichts rührte sich.

»Na also«, sagte Kling und drehte sich zu seinen Leuten um.

»Vorwärts im Namen des Unsinns!«

Drei Meter noch. Es blieb still. Einige Zivilisten, die sich aus dem Hintergrund genähert hatten, gingen eilig weiter.

Kling schob Riccio über die Schwelle, folgte ihm, dahinter Unteroffizier Grabert, dann der lange Meier und zwei weitere Feldgendarmen.

In diesem Moment geschah es.

Fernzündung.

Mit einem gewaltigen Krach flog das Gemäuer in die Luft, begrub unter seinen Trümmern Leutnant Kling, vier Soldaten und Riccio, den Igel, dessen Haare sich mehr denn je vom Kopf wegsträubten. Erst als sich die riesige Staubwolke senkte, war das Debakel ganz zu übersehen: eine Dynamitfalle.

Hauptmann Hammer hatte einen Offizier und vier Mann verloren.

Ohne Ausdruck im Gesicht betrachtete er, was von Leutnant Kling übriggeblieben war, die anderen wandten sich ab, einer mußte sich übergeben. Unteroffizier Grabert sah noch schlimmer aus, und vom langen Meier war überhaupt nichts mehr zu finden. Caligulas Handschrift, keine Frage. Für die Bergungsarbeiten ließ Hammer ein paar seiner Leute zurück, obwohl er wenig Hoffnung hatte, daß einer der Verschütteten noch lebend geborgen werden könne.

Der Partisanenjäger hatte es jetzt eilig; er vermutete, daß man ihn nach Grignano gelockt hatte, um während seiner Abwesenheit die Gefangenen auf dem Besitz der Contessa zu befreien. Hammer hatte nicht damit gerechnet, daß Caligula dabei einen Mann - Riccio - erbarmungslos opfern würde, aber im Untergrundkampf gab es täglich Rechenfehler, auf beiden Seiten, seitdem die Brutalität ausgeufert war.

Der Hauptmann mußte durch Triest hindurch. Schon bevor er

die Haftanstalt erreichte, wurde ihm gemeldet, daß die Geiseln bei einem geschlossenen Ausbruch aus dem Gutshof am östlichen Stadtrand getürmt seien. Seine Schneidezähne bohrten sich in die Unterlippe. Er war weiß vor Erregung, der Zorn lief ihm wie kochende Milch über das Gesicht, als er am hellen Tag an Engstellen zweimal hintereinander von Caligulas Leuten beschossen wurde. Sie fingen noch sieben der Geiseln ein, aber alle, die sich in Richtung Pineta abgesetzt hatten, waren entkommen.

Oberjäger Kudella, der Wachhabende, trat dem Hauptmann entgegen, groß, stämmig, breitbeinig und breitschultrig; er wirkte nicht eine Spur zerknirscht über das Fiasko mit den Gefangenen und trug noch dasselbe Leck-mich-am-Arsch-Gesicht wie bei der nächtlichen Zwangs Verpflichtung. »Melde Herrn Hauptmann -«, setzte er an.

»Sie Schlafmütze«, unterbrach ihn der Vize-Duce noch ziemlich beherrscht. »Kommen Sie mit, Sie Nachtwächter!« Er ließ sich erklären, wie die Geiseln entkommen waren, rekonstruierte alle Einzelheiten. »Der Riegel an der Tür zum Pferdestall war also nicht vorgeschoben«, resümierte er.

»Die Leute brauchten dringend Wasser«, erklärte der Wachhabende.

»Idiotisch«, erwiderte der Hauptmann. »Humanitätsduselei.« Seine Augen waren drohend und dunkel wie die Mündung einer Zwillingsflinte.

»Ich bin Soldat«, entgegnete der Oberjäger eher feststellend. »Ich quäle nicht unnötig Zivilisten. Im übrigen habe ich während des Ausbruchs mit drei Mann auf dem Dachboden einen Angriff aus der Pineta abgewehrt.«

»Angriff?« unterbrach ihn Hammer spöttisch. »Wo sind die toten Partisanen, wo die verwundeten, die gefangenen?«

»Ich hatte Befehl, die Pineta zu halten, Herr Hauptmann, und das habe ich auch getan.«

»Und warum haben Sie nur einen Mann vor die Tür gesetzt?«

»Weil Herr Hauptmann«, Kudella gebrauchte mit Wonne die überholte Anrede in der dritten Person, »mir gesagt hatte, daß ein Mann auf einem Stuhl sitzend genügt, um einunddreißig Personen in Schach zu halten.«

»Und warum haben Sie die Ausbrecher nicht verfolgt?« schrie Hammer.

»Mit was, Herr Hauptmann?« erwiderte der Oberjäger ruppig. »Mit vier Krüppeln und zwei Schreibstubenhengsten, die nicht schießen können?«

»Stehen Sie gefälligst anständig, Kudella«, fuhr Hammer ihn an. »Sie sind schuld, daß Leutnant Kling und vier meiner besten Leute heute morgen ins Gras gebissen haben.«

»Ich«, versetzte der Oberjäger, noch immer betont salopp, »oder Sie, Herr Hauptmann?«

Der Blick des Vize-Duce ging von Kudella zum kleinen Kunze, blieb einen Augenblick auf dem Waffenrock des Berliners hängen. »Fallschirmjäger«, schnaubte er verächtlich und spuckte die Silben aus wie Sand. »Schlumpsoldaten! Schlappschwänze! Feiglinge!« Seine Stimme kippte. »Defätisten!«

»Sagen Sie das nicht noch einmal«, versetzte Kudella und trat Hammer entgegen, Mord in den Augen.

Der Hauptmann wich vor dem Oberjäger zurück, der den Kopf gesenkt hielt wie ein Stier beim Angriff auf den Torero. Der Oberjäger schob sich an den Hauptmann heran, drängte ihn ab, bis zur Hauswand, obwohl er wußte, daß Kampfstiere, auch wenn sie den Matador töten, hinterher erschossen werden. Kudella wurde überflutet vom Zorn, und Stiere wollen bluten.

»Franz!« pfiff ihn der kleine Kunze zurück.

»Wenn Sie mich noch einmal einen Feigling nennen, Herr Hauptmann, zerquetsche ich Sie wie eine Fliege«, sagte Kudella

kalt.

Hammer rief seine Gendarmen herbei. »Nehmen Sie die Leute fest«, befahl er. »Alle sechs! Schaffen Sie sie ins Gefängnis!« Die Scham, vor dem Oberjäger zurückgewichen zu sein, hatte dem Vize-Duce rote Fingerabdrücke ins blasse Gesicht gedrückt, sein Kopf schwoll an wie ein Zeckenbauch. »Ich eröffne Ihnen, Oberjäger Kudella, daß gegen Sie und Ihre Männer ein Kriegsgerichtsverfahren eingeleitet wird wegen Wachvergehens an der Front, Befehlsverweigerung und Gefangenbegünstigung. Ich werde in dem Tatbericht, den ich heute noch einreiche, auch darauf hinweisen, daß vorsätzliche Sabotage vorliegen kann.«

Eine Stunde später wurden sie alle sechs auf einem Laster weggebracht; sie kauerten unter der Plane mit italienischen Zivilisten, die Hammer wahllos einsammeln ließ. Seine Vergeltungsaktion war bereits angelaufen, aber die sechs Mann aus dem Luftwaffenersatzlazarett konnte er nicht so ohne weiteres vor ein Standgericht stellen und erschießen lassen.

Um sie zu demütigen, ließ er sie in Triest in ein überfülltes Zivilgefängnis sperren, jeweils mehr als vierzig Gefangene in einer Zweimannzelle, so aneinander gepreßt, daß ihnen die Luft wegblieb. Sie fürchteten, am Gestank zu ersticken, diesem Gemisch von Schweiß, Schmutz und Angst, von überreizten Nerven und versagenden Schließmuskeln.

Sowie sich die Tür öffnete, ging ein Ruck durch die stickige, überfüllte Zelle. Unschuldige jammerten, Mörder beteten, Schieber weinten, Sadisten wimmerten, Galgenvögel kotzten. Nur einer, vermutlich ein Spitzel, zeigte ein idiotisches Dauergrinsen. Obwohl längst kein Platz mehr war, schleppte man immer wieder neue Gefangene an. Die Mauern füllten sich mit Angst, Kot und Tod.

Mitunter brach sich der Knall von Schüssen an der zerfressenen Gefängnismauer. Es gab keine

Erschießungspelotons mehr, hingerichtet wurde mit der Maschinenpistole, schlampig und rationell. Es hörte sich an, als würden spielende Kinder an der nächsten Ecke mit Knallerbsen werfen, aber Kudella wußte, welche Geschosse Hammer und seine Gendarmen verwandten.

Kunze stöhnte; da er kleiner war als sein Freund, quälte ihn die Atemnot heftiger.

»Nicht schlapp machen, Sokrates«, keuchte der Oberjäger. »Geschieht dir ganz recht, hattest du mich nicht daran gehindert, diese Sau von Hammer fertigzumachen.«

»Dann wärst du jetzt schon unter der Erde«, ächzte der Berliner, »statt in ein paar Wochen -«

»Quatsch«, versetzte Kudella. »Wir haben schon 'ne ganz andere Scheiße überstanden.« Seine Grimasse war ein verunglücktes Lächeln. »Schiß?«

»Was ist denn das?« röchelte der Kleine zurück.

Zwei Mann wurden geholt, drei gebracht. Ein alter Mann erlitt eine Herzattacke und wurde auf den Gang gelegt. Drei Zugänge, drei Abgänge, registrierte Kudella, plus minus Null; er machte sich breit, um Kunze mehr Luft zu verschaffen.

Am späten Abend kamen drei Kettenhunde, angeführt von einem Feldwebel. »Oberjäger Kudella«, rief er.

Kudella pflügte sich durch die Menge.

»Fahnenjunkerunteroffizier Kunze«, schrie der Feldwebel.

Der Kleine kam nicht durch, sein Kumpel nahm ihn am Arm und zog ihn im Gedränge hinter sich her wie ein mächtiger Dampfer ein winziges Beiboot.

Die Kettenhunde hatten unbewegte Mienen, sie kontrollierten die Soldbücher der Arrestierten, verglichen pedantisch die Fotos mit den Gesichtern. Der Alte mit dem Herzanfall lag bewußtlos auf dem Gang, keiner kümmerte sich um ihn.

»Laßt ihr den so einfach liegen?« fragte Kudella.

»Halten Sie die Klappe!« entgegnete der Feldwebel. Er gab keine Erklärung, ob ihre Gefangenen zur Vernehmung, in die Freiheit oder vor ein Standgericht geführt würden. Die Kettenhunde ließen auch offen, ob sie überhaupt Gefühle hauen und ihre Seele so aus Holz war wie ihr Gesicht.

Kudella und Kunze wurden über einen endlosen, dreckigen Gang geführt, der nach Terpentin, Pisse und Tränen roch, dann die Treppe hinunter, dem Ausgang zu.

»Haut bloß ab«, sagte der Feldwebel. »Und laßt euch hier nie wieder sehen!«

»Wir haben auch nicht die Absicht«, erwiderte der kleine Kunze.

Ein Mann in Offiziersuniform erwartete sie.

Es war Stabsarzt Dr. Werner Gudrat.

»Hast dir verdammt viel Zeit gelassen, Sauerbruch«, sagte Kudella grinsend. »Was meinst du, der Kleine wäre mir beinahe in diesem Mief erstickt.«

»Es war auch nicht ganz so leicht«, erklärte der provisorische Chefarzt des Luftwaffenersatzlazarets. »Ich mußte mich bis zum Kommandierenden General durchkämpfen. Inzwischen hatte sich dieser Hammer direkt an Hofer gewandt - eure vier Leidensgefährten sind schon im Lazarett, und -«

»Wer ist denn Hofer?« fragte Kudella.

»Sein Gönner. Ein Reichsverteidigungskommissar, sitzt in Bozen, der Gauleiter von Tirol.«

»Was hat der Gauleiter von Tirol in Triest zu bestimmen?« fragte Kudella.

»Was weiß ich«, brummelte der Freund, »vielleicht sucht Tirol Anschluß ans Meer.« Er fuhr langsam um die Ecke, beobachtete zwei Zivilisten im Hintergrund, die Partisanen sein konnten, aber die Verdächtigen gingen weiter. »Jedenfalls gab's einen beachtlichen Kladderadatsch zwischen General und

Gauleiter.« »Fein«, sagte Kunze. »Und?«

»Die Wehrmacht hat gesiegt«, erläuterte Sauerbruch und rang seinem angespannten, eingefallenen Gesicht ein sparsames Lächeln ab. »Vorläufig wenigstens.«

Sie setzten sich in den Kübelwagen und fuhren los. »Die Kriegsgerichtsuntersuchung konnte ich nicht niederschlagen lassen«, erklärte Dr. Gudrat, der sie aus dem besonders üblen Knast geholt hatte, »aber die U-Haft ist aufgehoben. Ihr steht nur noch unter Hausarrest im Lazarett - bis zur Aufklärung des Falles.«

»Von mir aus, Werner«, antwortete Kudella. »Vielen Dank übrigens - aber wer besorgt dir künftig dein Scheiß-Penicillin, Sauerbruch?«

»Da geh' ich dir einen Bewacher mit«, erwiederte der Mediziner. »Und zwar einen bewährten Schreibstubenhengst«, ergänzte der kleine Kunze mit scheinheiligem Gesicht. »Da kann dann nichts weiter passieren.«

»Wir kriegen das schon hin«, sagte der Stabsarzt. »Ich hatte mich noch in der Nacht telefonisch beschwert und darauf hingewiesen, daß ihr nicht dienstfähig seid. Bei dieser Version müssen wir bleiben. Laßt euch auf nichts anderes ein.« Er wandte sich an Kudella: »Du hast doch die Zivilisten nicht etwa absichtlich laufen lassen?«

»Frag mich was Leichteres, Sauerbruch«, erwiederte der Breslauer grinsend.

Sie hatten Hunger und Durst. Sie machten ein Faß auf. Sie feierten mit ihrem Kumpel Adrian Stemmer, dem es jetzt schon sehr viel besser ging. Aber sie durften Triest nicht verlassen. Hammer würde wie ein Schießhund auf sie aufpassen, und so saßen sie in der Falle, in Erwartung des Weltuntergangs in Italien.

Drei Wochen später, am 9. April 1945, begann nach einem vernichtenden, tagelangen Luftbombardement die langerwartete

Offensive von Meer zu Meer. Auf dem linken Flügel griffen die Engländer an, auf dem rechten stürmten die Amerikaner vorwärts. Die Front wankte und hielt, aber am 19. April stieß die 8. britische Armee über den Senio in den Raum Bologna-Ferrara vor. Der deutschen Abwehr drohte auf voller Breite der Einsturz.

Im Raum Triest herrschte eine gespenstische Ruhe vor dem Sturm. Die Kampfkraft der aus Istrien vordringenden Tito-Partisanen wurde immer größer. Der deutsche Verteidiger von Mailand, General Weidling, drohte, aus der Stadt ein italienisches Stalingrad zu machen.

Hauptmann Hammer war mit seinem Partisanenjagdkommando eine Woche vor dem Ausbruch der Offensive plötzlich aus dem Großraum Triest abgezogen worden; er hatte einen Wink erhalten, daß die Partisanenführer Maurizio und Usmiani aus dem Gefängnis verschwunden seien. Der Vize-Duce witterte Verrat und Sabotage; er begann, Oberitaliens Strafanstalten zu durchkämmen und auch das Personal zu vernehmen.

Von den Gesuchten fehlte jede Spur; noch wußte niemand, daß sie von General Wolff bereits am 8. März mit falschen Pässen in die Schweiz eingeschleust worden waren, um einen Fortgang der Kapitulationsgespräche zu ermöglichen. Die Amerikaner waren jetzt stärker daran interessiert, da auf einmal Gerüchte auftauchten, die Nazis wollten in einer »Festung Alpenland« einen »ewigen Krieg« führen. Nur die Franzosen hatten eine Gebirgsjägereinheit, und so drohte tatsächlich eine zeitraubende Verlängerung des Krieges, die sich vermeiden ließe, wenn die Heeresgruppe C vorzeitig aus dem Krieg ausschied und damit die Südflanke der natürlichen Bastion freigab. Die Sowjets stellten sich einem Separatfrieden in den Weg; sie wollten ihrem Vasallen Tito Zeit lassen, Triest vor den Italienern und Engländern zu erobern.

Während alles in der Schwebе war, drohten die Gespräche in

der Schweiz endgültig zu platzen. Eine Indiskretion - vermutlich durch die wilden Anstrengungen Hammers - mußte durchgesickert sein; jedenfalls wurde SS-Obergruppenführer Wolff Hals über Kopf von Hitler zum Rapport nach Berlin befohlen, und auf dieser Reise trug er gewissermaßen seinen Kopf bereits in der Hand.

Stabsarzt Dr. Gudrat hatte den Abgang des Menschenfängers Hammer genutzt, um sich noch einmal energisch für die Einstellung des Kriegsgerichtsverfahrens gegen Oberjäger Kudella und Fahnenjunkerunteroffizier Kunze einzusetzen. Die nahe Front überfüllte das Lazarett mit Verwundeten. Der junge Mediziner kam kaum mehr aus seinem improvisierten OP-Raum.

Zu einem Zeitpunkt, da Würzburg bereits von den Amerikanern und Wien von den Sowjets erobert worden war, gaben sich die Militärrichter strammer denn je. Die letzte Geheimwaffe des Dritten Reiches waren die Standgerichte. Versprengte, die im rückwärtigen Frontgebiet ohne Marschpapiere aufgegriffen wurden, konnten jetzt sofort gehängt oder erschossen werden. Gleichzeitig wurden die Frauen und Mädchen zum Bau von Panzersperren herangezogen und Jugendliche im besetzten Gebiet aufgefordert, Werwolf-Anschläge zu verüben. Soeben war der von den Amerikanern eingesetzte Bürgermeister von Aachen, Franz Oppenhoff, von verhetzten Desperados ermordet worden.

»Angeblich geht heute noch der Einstellungsbeschuß ab«, sagte Sauerbruch, der sich wieder einmal an die Strippe gehängt hatte, in einer knappen Arbeitspause. »Aber so oder so, ich will euch hier nicht mehr sehen. Überlegt euch einstweilen, wie ihr weiterkommt.«

Eine Stunde später saßen die drei Genesenden vor dem kleinen Straßencafe; ihren Gesichtern nach waren ihre Gedanken so trüb wie das Brackwasser im Hafenbecken. Der schlanke, hochgewachsene Hauptmann Stemmer trommelte

stumm mit den Fingern auf der Tischplatte; schon vom Typ her wirkte der Achtundzwanzigjährige wie ein Kriegsheld, zumal zwischen seinen Kragenecken die Blechkrawatte glitzerte. Kriegshelden waren allenfalls bei den alliierten Siegesparaden in London, Paris, Washington und Moskau gefragt; auf deutscher Seite war in diesen Apriltagen des Jahres 1945 ihr Kurswert unter Null gesunken.

Oberjäger Kudella brüllte nach der Kellnerin, zum drittenmal schon, und der stupsnasige, sommersprossige Benjamin des Trios, der kleine Kunze, hatte irgendwo eine Zeitung ergattert und verlas Hiobsnachrichten. »So war die Scheiße noch nie am Dampfen«, begann er. »Die Amis sind schon in Turin und rücken gegen Mailand vor, und die Tommies werden sich wohl bald in den Lagunen von Venedig aalen. Wer hätte gedacht, daß die Gotenlinie so schnell einstürzt.« Er blätterte die Zeitung um. »Und wir haben die Cassino-Front sechs Monate lang gegen Engländer, Franzosen, Polen, Neuseeländer, Maoris, Marokkaner und artverwandte Völkerschaften gehalten -«

»Halt doch lieber mal die Klappe, Sokrates«, fuhr ihn der Oberjäger an, aber der fixe Berliner war nicht zu bremsen: »Das mußte lesen: ›Der Klumpfuß zu Führers Geburtstag‹ -«

»Cameriera!« brüllte Kudella wieder und vergeblich.

»Der Führer wird den Völkern den Ausweg zeigen«, zitierte der Fahnenjunkerunteroffizier mit imitierender Polypenstimme. »Wir aber schauen auf ihn voll Hoffnung in einer tiefen, unerschütterlichen Gläubigkeit, trotzig und kampfesmutig stehen wir hinter ihm -«

»Nun hör schon auf mit diesem arischen Schmonzes«, unterbrach ihn Kudella und schüttelte sich.

»Die perverse Koalition zwischen Plutokratie und Bolschewismus ist am Zerbrechen«, zitierte der kleine Kunze unabirrt weiter. »Gott wird Luzifer, wie so oft schon, wenn er vor den Toren der Macht über alle Völker stand, wieder in den

Abgrund schleudern, aus dem er gekommen ist -«

»Das löst dann alle unsere Probleme.« Der Hauptmann zog die Oberlippe über die Schneidezähne. »Luzifer macht's möglich. Manchmal frage ich mich wirklich, wer die Blödmänner waren: die da oben oder wir -«

»Wir«, antwortete Kudella überzeugt. »Da gibt's keinen Zweifel - zumindest jetzt nicht mehr.«

Die Kellnerin schob sich an den Tisch heran. Sie hatte hübsche Beine und ein hübsches Gesicht. Ihr dunkles Kleid war tief ausgeschnitten, und der Brustansatz, den sie sehen ließ, konnte sich sehen lassen. Mit hochgezogenen Munddecken, ohne die drei Deutschen anzusehen, knallte sie den Liter Rotwein auf den Tisch. Sie streckte die Hand nach dem Geld aus und sah dabei zu ihren Landsleuten am Nebentisch; Deutsche waren für sie Luft, schlechte Luft.

»Die hat sich auch schon umgestellt«, sagte der kleine Kunze.

»Hoffentlich hat sie uns kein Rattengift in den Vino gemischt«, setzte Kudella hinzu, und einen Moment lang sah es aus, als wollte er sich die Italienerin greifen, um ihr Mores beizubringen. Er sah sie an und sagte: »Ne meno un asino ti chiavarebbe.«

Die Landsleute der Italienerin an den Nebentischen fuhren erschrocken auseinander; dann lachten sie verhalten. »Was hast du gesagt?« fragte der Kleine. »Nicht einmal ein Esel würde dich bumsen, hab' ich festgestellt, und zwar in Dantes feinstem Konjunktiv.«

»Wie ich dich kenne, würdest du jederzeit den Esel abgeben«, rügte ihn Stemmer. »Kommen wir wieder zur Sache«, wechselte er dann das Thema. »Die Russen sind schon in Wien; und die Amis pünktlich zu Führers Geburtstag in Nürnberg, der Stadt der Reichsparteitage. Wie lange wird's dauern, bis sie in Triest auftauchen?«

»Höchstens sieben, acht Tage«, erwiderte Kunze. »Aber das wäre noch lange nicht das Schlimmste. Bevor unsere angloamerikanischen Feinde kommen, sind diese Halsabschneider von Heckenkriegern da und machen Hackfleisch aus uns. Was meinste, was da los ist! Allein zweihunderttausend Partisanen und -«

»Mit den Italienern kann man sich arrangieren«, erwiderte Kudella. »Außerdem habe ich ein paar Freunde unter ihnen - aber Titos Serben und Kroaten, Montenegriner und Slowenen, da gibt's keine Genfer Konvention und keine Haager Landkriegsordnung, da heißt's nur: Licht aus! Messer raus!«

»Wir könnten uns natürlich Waffen verschaffen«, sagte der Hauptmann, »und versuchen, unseren Laden so lange zu halten, bis die Tommys da sind und wir in ordentliche Kriegsgefangenschaft -«

»Ich will keine ordentliche und ich will keine unordentliche Kriegsgefangenschaft«, schnaubte Kudella. »Ich will keinen Stacheldraht sehen, und ich will diese Scheißuniform ausziehen, und zwar so schnell wie möglich.« Er sah seine beiden Freunde an, goß sich hastig Rotwein nach und fuhr fort: »Ich hab' jetzt sieben Jahre Barras auf dem Buckel, die sechs beschissenen Monate beim Reichsarbeitsdienst noch gar nicht mitgerechnet - siebeneinhalb gestohlene Jahre, und fünf davon habe ich meine dämlichen Knochen hingehalten für Führer, Volk und Vaterland.« Kudella warf die halbgerauchte Zigarette im hohen Bogen weg und verfolgte interessiert, wie sich die herumlungernden Italiener auf sie stürzten. »Jetzt wird's Zeit, daß ich einmal an meine eigene Zukunft denke, auch wenn ich mit dem linken Bein in sie hineinhumpeln muß«, setzte er hinzu. »Verlaßt euch darauf, daß ich diese siebeneinhalb Jahre gestohlenes Leben wieder einbringe, und zwar Tag für Tag, mit Zins und Zinseszins.«

»Das ist 'n Wort«, erwiderte der kleine Kunze anerkennend. »Und 'n Programm.« Er zahnte wie einer auf der Eselsbank.

»Und vor allem 'n doller Zivilberuf, mit dem wirst du's weit bringen.«

»Wir müssen irgendwie aus dieser Rattenfalle herauskommen«, versetzte der Oberjäger überzeugt.

»Irgendwie«, wiederholte ihn Stemmer spöttisch, griff nach seinem Rotwein und schluckte ihn wie einen Schierlingsbecher. »Bloß mußt du schnell darüber nachdenken, wie, sonst kommt dein Geistesblitz zu spät.«

Der Wirt drehte das Radio lauter. Nachrichten in Italienisch hallten über den Vorplatz. Er schaltete sofort auf Musik um. Eine zärtliche Melodie, gesungen von einer breiten, sinnlichen Stimme, wehte über die Piazza. »Komm zurück«, summte Kudella die Melodie mit: »Ich warte auf dich - denn du bist für mich - all mein Glück. Komm zurück -«

»Falsch«, sagte Sokrates, »das ist französisch gesungen und heißt: J'attendrai, Ich werde warten.« Er griff sich eine der Zigaretten seines Kumpels. »Dreimal darfste raten, auf was die warten.« Er gab sich Feuer. »Daß du ihnen den Rücken zukehrst und sie dir in diesem Moment von hinten -«

»Er hat schon recht«, stimmte Stemmer zu. »Achthunderttausend Mann der Heeresgruppe C hocken im Schlammassel, aber wir hier in Triest sind die ärmsten Schweine.«

»Schlachtschweine«, entgegnete Kunze, »wenn wir nichts unternehmen - und zwar sofort.«

»Gut, kommen wir also zur Sache«, lenkte Stemmer ein. »Macht mir einen vernünftigen Vorschlag, wie wir Leine ziehen können, und die Gruppe Stemmer macht einen geschlossenen Sprung.«

»Doch ganz einfach«, erwiderte der sommersprossige Junge. »Franz verflüssigt sein Kapital, und wir verdünnisieren uns. Geld haste ja wohl noch immer genug«, wandte er sich an Kudella.

»Geld wie Heu«, bestätigte der Freund angeberisch. Er sah, daß sie Näheres über seinen Besitz erfahren wollten, und präzisierte: »Drei kleine Goldbarren, einen Solitär, zwei Halbkaräter, vierhunderteinundachtzig grüne Besatzungsdollars, dreiundfünfzig englische Pfunde, um von meinem Lire-Bündel und den Markscheinen gar nicht zu reden.«

Kunze hatte auf einmal eine Straßenkarte in der Hand, fuhr mit dem Zeigefinger über Gebirgspässe, Engstellen und verschlungene Pfade. »Also, zuerst nach Udine«, sagte er, »dann weiter über Gemona nach Carnia, Tolmezzo zum Plöckenpaß, Richtung Polinig nach Spittal an der Dräu, über den Katschberg weiter Richtung Salzburg. Wenn wir erst in Österreich sind, sind wir auch schon halb zu Hause, und -«

»Sachte, sachte!« bremste ihn Stemmer. »Wie willst du denn über die Berge kommen?«

»Wenn's sein muß, würde ich auch noch robben«, entgegnete der zierliche Junge, der seinen Kumpels nicht erst beweisen brauchte, wie zäh und ausdauernd er war. Wieder zeichnete sein Finger die Route nach. Es waren nur zwei Handbreit auf der Karte. »Vielleicht zweihundert Kilometer Luftlinie«, erklärte er. »Flieg, Vöglein, flieg«, sagte Kudella. »Wußte gar nicht, daß dir inzwischen Flügel gewachsen sind.«

»Quatsch«, erwiderte der Junge. »Das haben wir ja schließlich gelernt, wie man sich durchschlägt.«

»Da ist was dran«, stimmte Kudella zu, »aber so viele Partisanensperren, Stauungen, Wehrmachtsstreifen und Standgerichte wie auf dem Weg nach Österreich hast du in diesem ganzen Scheißkrieg noch nicht erlebt. Schon mal was gehört von der Festung Alpenland?« Er griff wieder nach dem Rotwein. »An jedem Baum hängen da am Eingang Deserteure oder Soldaten, die sich nicht rasch genug ausgewiesen haben oder zu schnell nach Hause wollten... Aber zeig mal her«, sagte er, nahm dem Jungen die Straßenkarte ab und feixte: »Wo ein

Wille, da auch ein Gebüscht.«

»Und was anderes hast du nicht im Hirn?« konterte Stemmer giftig.

»Wozu auch?« entgegnete der Oberjäger. »Ist doch das Schönste auf der Welt. Und völlig wetterunabhängig.« Wieder einmal zitierte er seinen Lieblingskalauer! »Ein Sport mit Zukunft.« Gleich wurde er wieder ernsthaft. »Ich glaube, wir sollten die Sache angehen. Wir haben doch gar keine andere Wahl: Fliegen können wir nicht, weil's keine Flugzeuge mehr gibt und auch keinen Sprit. Selbst wenn wir eine Maschine auftreiben und auch noch betanken könnten, würden uns die Amis doch sofort abschießen.«

»Und über die Adria?« fragte Stemmer. »Per Schiff?«

»Da kannste gleich die Flossen heben«, versetzte Kunze, »und ‹I surrende› sagen.«

»Aber mit den Marschpapieren, die uns der Dr. Sauerbruch ausstellen wird, putzen sich die Kettenhunde doch bloß den Hintern ab -«

»Nicht mit meinen«, erklärte Kudella grimmig. »Ich sage euch: Mich hält keiner mehr auf. Wenn die pampig werden, werd' ich's auch.«

»Bleiben also nur noch die Partisanen«, höhnte Stemmer. »Wenn dich zum Beispiel Titos Helden schnappen«, malte er eine mögliche Zukunft, »dann wachst du mit ausgestochenen Augen, aufgeschlitztem Bauch oder mit deinem abgeschnittenen Tauchsieder im Mund auf.«

»Dann wachst du eben nicht mehr auf«, versetzte Kudella und grinste schräg über seine faule Feststellung. »Das ist eben der Witz an der Sache.«

»Euren Humor möcht' ich haben«, entgegnete der Junge. »Wie oft waren wir schon in der Scheiße und sind immer wieder rausgekommen?«

»Ziemlich oft«, bestätigte Kudella und klopfte Kunze auf die Schulter. »Cameriera!« brüllte er. »Vino! Un litro di rosso, ma subito!«

Doch die Dekolletierte zeigte sich nicht mehr. Sie sahen zum Hafen hin, wo ein Trupp müder deutscher Soldaten erschien. Sofortrotteten sich die Italiener zusammen, Männer und Frauen, Halbwüchsige und Hafenmädchen, die sich in Erwartung der Sieger bereits herausgeputzt hatten. Sie alle wollten verhindern, daß im letzten Moment noch die Hafenanlagen gesprengt würden. Am lautesten gebärdeten sich dabei die Italiener, die am meisten Dreck am Stecken hatten, wie dieser Cesare zum Beispiel, der bis vor Wochen nicht aus Mussolinis Schwarzhemd gekommen war, Cesare Battaglia.

Der Umsturz machte ihm Bammel, deshalb wollte er sich öffentlich noch ein Alibi verschaffen. Er sah zögernd zu den drei Verwundeten hin, während ein paar Landsleute auf ihn einredeten. Er nickte und kam langsam näher, wie einer, der sich selbst anschieben muß. In seinem Gesicht stand ein schleimiges Lächeln. Als er in der Art eines Straßenköters zögerte, der noch nicht weiß, ob er beißen oder schwanzwedeln soll, riefen die anderen: »Avanti, Cesare, avanti.«

Kudella und seine Freunde sahen sofort, daß der Bursche etwas vorhatte.

»Kennst du den?« fragte Stemmer.

Der Breslauer nickte. »Bis vor kurzem der Oberfaschist«, sagte er. »Ein Denunziant. Ein Stückchen Scheiße.«

Cesare war jetzt bis auf fünf Meter herangekommen. Er ging, als schreite er über ein Hochseil und schiele dabei nach dem Netz. Er baute sich vor dem Oberjäger auf, aber Kudella sah durch ihn hindurch.

»Wollen Sie was von uns?« fragte Stemmer.

»Si«, antwortete Cesare und spuckte aus, haarscharf am Kopf Kudellas vorbei.

Die Zuschauer im Hintergrund lachten und klatschten, aber die drei Genesenden ließen sich nicht provozieren. Mehr schlafbrig als zornig sagte der Oberjäger: »Mach das noch einmal. Capito? Ancora una volta!«

Der Italiener sah nach seinen Anstiftern, um auszumessen, wie viele Sätze er brauchte, bis er sie als Deckung nutzen konnte. Die Haare hingen ihm wirr in die schweißnasse Stirn. Angst hatte seinen Mund trocken gemacht. Viel Speichel gaben die Drüsen nicht mehr her. »Eccolo!« rief er. »Für euch, strozzini!«

In dem Moment, als er ausspucken wollte, schnellte Kudella hoch, schnappte den Mann mit der rechten Hand und schüttelte ihn am Nacken, mit der linken zog er einen Stuhl herbei und hievte ihn hinauf. »So«, sagte er, »amico, nun zeig uns mal, was du kannst!« Er stieß Cesares rechte Hand hoch. »Wie heißt das? Viva il Duce«, sagte er und scheuerte ihm eine links. »Duce«, schrie er und gab ihm mit der flachen Hand den nächsten Schlag ins Gesicht. Dann ließ er von Cesare ab. »Los«, sagte er dann, »comin-ciare!«

Die Zuschauer schoben sich näher heran.

Keiner machte Anstalten einzugreifen. Offensichtlich gönnten sie alle Battaglia, den sie zuerst angestachelt hatten, eine Abreibung.

Der Renegat stand auf dem Stuhl, als hätte er bereits die Hosen voll. Zögernd hob er die Hand. »Duce«, röchelte er, »viva Mussolini!«

»Lauter!« schrie Kudella.

»Viva il Duce!« stöhnte Cesare.

»So ist's brav«, höhnte Kudella, »Jetzt reicht uns dein beschissener Duce«, sagte er dann und beförderte den Italiener mit einem Tritt vom Stuhl.

Der Mißhandelte flog ein paar Meter weit, blieb dann

wimmernd am Boden liegen, aber keiner machte einen Versuch, ihm wieder auf die Beine zu helfen. Als er endlich hochkam, humpelte er davon wie Judas vor dem letzten Akt, und länger hatte er auch nicht mehr zum Strick.

»Sinnloser Kraftakt«, stauchte Stemmer voller Anerkennung seinen Freund zusammen.

»Mag sein«, entgegnete der Oberjäger, »aber mir tut's gut - und dem Burschen vielleicht auch.«

»Vielleicht hängen dich in ein paar Tagen dafür die Partisanen.« »Oder ihn. Hast du nicht die Schadenfreude in ihren Gesichtern gesehen? Dieser Schwarzhemden-Heini wollte sich bei ihnen doch nur auf unsere Kosten anwanzen.«

Die Sirenen heulten wieder. In der Ferne rauschte ein Bombenteppich herunter. Irgendwo schoß die Flak. Den Detonationen nach mindestens sieben, acht Kilometer entfernt. Das Gemäuer zitterte. Der Putz bröckelte ab, aber die meisten Passanten gingen nicht in den Keller, sondern standen herum, tauschten Zigaretten gegen Butter oder Kaffee gegen Lire-Bündel. Die meisten sahen müde aus und heruntergekommen; die Angst vor der Zukunft hing an ihnen wie ein Geruch.

In diesem Moment hatte die kleine Piazza den nächsten Zwischenfall. Groß, langhaarig, elegant und unbekümmert kam eine Italienerin aus der Menge, ging mit schwingenden Hüften durch Scharren von Männern, sie starrten sie an, ihre Gespräche brachen ab. Die Dreißigjährige sah aus, als käme sie von einem anderen Stern, aus einer Welt, in der nicht geschossen und gestorben, geschoben und gezittert wurde.

»Schaut euch diese Puppe an«, sagte Stemmer. »An einem Tag wie heute - das ist doch wohl nicht zu fassen.«

»Mensch«, schrie der kleine Kunze. Ergriffen starnte er der Näherkommenden entgegen. »Die kennen wir doch«, schrie er aufgeregt. »Franz, das ist doch die Contessa vom Gutshof.«

Die Italienerin blieb einen Moment lang stehen, nickte

Kudella zu, lächelnd.

Er stand sofort auf und trat an sie heran. »Buon giorno, Signora«, sagte er. »Come va?«

»Grazie«, erwiederte die Contessa. »Mi arrangio.«

Er nahm ihre Hand, küßte die Fingerspitzen und beugte sich zu ihr hinab; sie raunte ihm etwas zu. Einen Moment lang sah es aus, als wuchere sie an ihm empor wie ein Schlinggewächs. Er starrte sie ungläubig an und sagte dann lachend: »Si, si, Signora, volontieri.« Er drehte sich nach seinen beiden Freunden um. »Muß was erledigen«, sagte er stolz wie ein radschlagender Pfau. »Bin gleich zurück. Wartet auf mich.«

»Sei vorsichtig!« rief ihm Stemmer nach.

Sie schob ihre Hand in seinen Arm, sie gingen weiter, wie zwei, die sich gefunden haben, auf die Zeit pfeifen und weder Angst vor einem Messerstich haben, noch daß ihnen die Haare abgeschnitten werden. Alle sahen ihnen nach und spürten einen Moment lang dasselbe Verlangen, die gleiche Sehnsucht und auch den nämlichen Verzicht. Es war, als tröte der Krieg einen Moment zurück, um vorzuführen, wie der Friede sein konnte.

»Mensch«, sagte der kleine Kunze bewundernd, »der Franz steht einfach auf und folgt ihr stante pene.«

»Hoffentlich in keinen Hinterhalt«, erwiederte Stemmer und sah den beiden nach, bis sie aus seinem Blickfeld verschwunden waren.

Das harte Pflaster von Triest war keine Blumenwiese, aber die Italienerin und der Deutsche gingen Hand in Hand wie ein Paar im Park, nur humpelte der große Oberjäger und ärgerte sich darüber, daß er dieses Monte-Cassino-Souvenir zeitlebens wohl nie mehr loswerden würde.

Kudella starrte die Contessa an : Der Wind spielte mit ihrem gelben Frühlingsfähnchen, hob Konturen ab, nach denen sich

auch und besonders ein Krüppel sehnen konnte.

Die junge Frau ging auf hohen Absätzen und reichte ihm dadurch bis zur Schulter. Sie sah aus wie das Titelbild eines Modejournals, wie es sie im Frieden einmal gegeben hatte, Blickfang auf Hochglanzpapier. Die dreckige, blutige Gegenwart, die Zeit der Angst und des Terrors schienen ihr so wenig anzuhaben wie die Blicke der Passanten, die die unzeitgemäßen Zwei anstarnten, voller Haß und voller Hunger. Auch die Contessa mußte aus ihren Gesichtern lesen, daß ihre Landsleute sie am liebsten gleich steinigen würden, aber sie übersah es, als wollte sie damit ausdrücken, daß man mit diesen schlimmen Zeitläuften nur dann fertig wurde, wenn man sie ignorierte.

Die Contessa hatte einen mächtigen Protektor, und sie würde ihn bald auch dringend brauchen, zumindest in den nächsten Wochen und Monaten, in denen zwanzigtausend Italienerinnen in öffentlicher Schaustellung kahlgeschoren würden. Haare wachsen zwar nach, nicht jedoch bei den siebentausend italienischen Frauen und Mädchen, die - der Kollaboration mit den Deutschen beschuldigt - nach der Demütigung formlos erschossen würden.

Sie waren dabei, aus dem Gewirr der kleinen, engen Gassen der Piazza herauszutreten und sich der breiten Verkehrsstraße zu nähern, wo die Contessa ihren zerbeulten Topolino abgestellt hatte. Wer in dieser Zeit in Oberitalien einen Wagen fuhr, konnte es nur mit Genehmigung der Deutschen; wer die Fahrerlaubnis erhielt, arbeitete mit der Besatzungsmacht zusammen und mußte sich früher oder später dafür verantworten.

Vom Meer kam der üble Geruch verfaulter Fische. »Das Wetter wird umschlagen«, sagte die Italienerin.

»Sie haben recht, Contessa«, erwiderte ihr Begleiter und betrachtete sie wieder bewundernd. »Wie schaffen Sie es nur, in

dieser miesen Zeit so prächtig auszusehen?«

»Ganz einfach«, entgegnete die rassige Repräsentantin des schönen Geschlechts. »Ich gebe mir Mühe und lass' mich nicht gehen.«

»Mein Kompliment«, sagte der Mann, dessen Heimatstadt seit Wochen von den Sowjets eingeschlossen war und keine Chance mehr hatte, dem Russensturm zu entgehen. »Lei è la più bella della città.«

Obwohl seine Begleiterin eines Mannes ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, waren Kudella die drohenden, gehässigen Blicke der herumlungernden Zivilisten, der Frauen wie der Männer, sogar der Kinder, nicht entgangen. Er war nicht zimperlich, aber doch froh, den Spießrutenlauf hinter sich zu haben. »Vielleicht sollten Sie sich mit mir doch nicht so in aller Öffentlichkeit zeigen«, sagte er.

»Ich tu', was ich will«, erwiderte die Italienerin. »Ich habe keine Angst.« Sie sah ihn voll an. »Sie doch auch nicht.«

»Nicht übertrieben«, versetzte er.

»Außerdem handle ich im Auftrag.« Sie stieg in ihren Wagen, öffnete von innen die rechte Tür.

»Auftrag von wem?«

»Ich bringe Sie zu ihm«, antwortete die Contessa. Sie wußte, daß der Deutsche einen ganz anderen Verlauf der Begegnung erwartet hatte, und fuhr mit ihren Fingerspitzen besänftigend über seinen Handrücken. »Ein paar Minuten Geduld noch, Signor Kudella«, sagte sie. »Wir werden gleich da sein.«

Sie fuhr zügig, geschickt; ihr Begleiter starre nicht mehr in hassende Gesichter, sondern auf ihre Knie, registrierte aber dabei, wohin die Fahrt ging: zuerst kreuz und quer durch Triest, als wollte die Italienerin unsichtbare Verfolger abschütteln. Der Oberjäger konnte niemand ausfindig machen, der sich an sie gehängt hatte.

Die Häuser mit ihren veralteten Fassaden sahen krank aus und verfallen wie die Menschen. Manche Gebäude glichen eher Abbruchobjekten als bewohnbaren Behausungen. Das Gemäuer zeigte Einschüsse, Leprafassaden, in denen noch Bombensplitter steckten.

Sie fuhren in den Ostteil der Stadt, dessen Kern schon längst kein deutscher Soldat mehr betrat, zumindest nicht freiwillig und nicht allein. Das Viertel gehörte zu den Quartieren, die von den Partisanen kontrolliert wurden, von Partisanen unterschiedlicher Qualität, unter ihnen Freibeuter, die unter dem Vorwand der Resistenza blutige Bandenkriege austrugen. Freilich waren sie in letzter Zeit mit starker Hand von einem Phantom namens Caligula geeint worden.

In der Region Fiume-Triest-Görz-Udine zeigten sich die Untergrundkämpfer, an denen sich der versetzte Hauptmann Hammer mit seinem Sonderkommando trotz seiner blutigen Strafaktionen die Zähne ausgebissen hatte, besonders stark. Sie drängten vor allem aus Südosten, aus Istrien, gegen Triest vor. Partisanen kontrollierten seit dem März - trotz deutscher Besatzung - bereits dreiundvierzig italienische Regionen. Obwohl es noch immer nicht zu dem ganz großen Schlag und der ihr folgenden deutschen Antwort gekommen war, hatten die Partigiani fast einunddreißigtausend Männer und Frauen verloren, etwa doppelt so viele wie die Besatzungsmacht Soldaten.

»Wir sind da«, sagte die Contessa und stieg aus.

Ihre Haare fielen von der linken auf die rechte Schulter; sie sperrte den Wagen ab, schob ihre Hand wieder in den Arm ihres Begleiters, zog ihn auf die andere Straßenseite: »Hier gleich.«

Der Oberjäger hatte die Orientierung verloren, aber er sagte sich, daß es auch nicht mehr wichtig war, da ihn das Abenteuer, auf das er sich eingelassen hatte, längst in der Hand hatte. Er war leichtsinnig gewesen wie schon öfter in seiner militärischen

Laufbahn - und eines Tages mußte es ja einmal geschehen, auch wenn er schon so oft seinen »außerplanmäßigen Geburtstag« begangen hatte.

Die Contessa lotste den Deutschen zu einem alten Haus. Der Eingang war wie ein dunkles Loch, das ihn wohl verschlingen würde. Sie stiegen in den zweiten Stock hoch; die alte Holztreppe knarrte. Wer immer sich im Haus aufhielt, mußte es hören. Es roch nach schmutziger Wäsche und Salsa Bolognese. Irgendwo redete eine Frau schimpfend auf ein Bambino ein. Der Junge greinte und schrie.

Zu sehen war niemand, aber Kudellas Empfindung, als deutscher Soldat in Triest unter ständiger Beobachtung zu stehen, verstärkte sich noch mehr. Er hatte schon wiederholt festgestellt, daß die Italiener alles wußten über jeden einzelnen, vor allem, wenn er sich - wie er - schon seit Monaten in dem Ersatzlazarett aufhielt. Vermutlich hatten sie die Besatzungssoldaten besser im Blick als die deutsche Garnison die verdächtigen Italiener, und suspekt waren nahezu alle geworden. Wenn einer auf den Knopf drückte, ein Mann wie Caligula zum Beispiel, stünde alles in Flammen, und nach Feueropfern brauchte dann nicht erst gesucht zu werden. Jedenfalls: Die Aussichten waren beschissen.

Die Contessa blieb vor einer Türe im zweiten Stock stehen, klopfte an.

»Avanti«, kam von drinnen eine undefinierbare Stimme.

Die Italienerin öffnete die Tür, trat aus dem Halbdunkel ins Helle.

Kudella, der ihr folgte, war einen Moment lang wie blind und rieb sich, als er wieder sehen konnte, noch immer die Augen.

Der Mann, der ihn erwartete, ein dunklhaariger, hübscher Bursche mit dunklen Augen, war Nino Savini, sein ehrlicher Partner bei krummen Geschäften. »Salve, Francesco«, sagte er.

»Du?« erwiderte Kudella überrascht. »Wozu diese

dramatischen Umstände?«

»Erkläre ich dir gleich«, entgegnete der Italiener; er wandte sich an die Contessa. »Besten Dank«, sagte er. »Wir brauchen höchstens eine Viertelstunde«, verabschiedete er sie und drehte sich wieder dem Oberjäger zu. »Die Signora wird dich dann zurückbringen.«

Kudella sah ihr bedauernd nach.

»Ja«, stellte Nino fest, »sie ist hübsch. Wir haben beide den gleichen Geschmack, aber leider ist die Dame für uns zur Zeit unerreichbar.« Er lächelte faunisch. »Setz dich doch, Francesco.« Er bot ihm eine Zigarette an. »Vino?« fragte er.

»Si, prego«, antwortete der Oberjäger.

Der Geschäftspartner schenkte ein; selbst trank er Wasser. »Du mußt weg von Triest«, begann er.

»Weiß Gott«, erwiederte der Deutsche. »Aber sag mir, wie?«

»Ich werde dir helfen«, entgegnete Nino.

»Du? Mir?« fragte Kudella. »Warum?«

Der Schwarzhändler hatte noch seinen treuen Hundeblick, aber irgendwie wirkte er verändert; er war nicht mehr der unbekümmerte Sunnyboy, der von flotten Schwarzhandelsgeschäften und von der Hand in den Mund lebte, er glich auf einmal eher einem Verschwörer, der die Hand am Abzug hat. »Ich lasse mir nichts schenken«, stellte er fest.

»Unsere Geschäfte waren immer zu beiderseitigem Nutzen«, spöttelte der Fallschirmjäger.

»Va bene«, entgegnete Nino. »Aber der letzte Posten steht noch offen. Du hast Alfredo und die anderen Geiseln laufen lassen.«

Kudella zuckte mit den Schultern.

»Du hast sicher einiges riskiert dabei -«

»Nicht viel«, erwiederte der Oberjäger gleichgültig,

»Außerdem hat sich Alfredo sehr geschickt angestellt.«

»Jetzt werden wir einiges riskieren, um dich und deine Freunde durchzubringen. Capito?«

»Was heißt wir?« fragte Kudella.

»Wir heißtt der Oberste Kommandeur des ›Comitato nazionale di liberazione‹ in Norditalien Ost.«

»Caligula?« fragte Kudella.

»Si, Francesco.«

»Den Mann gibt's wirklich?«

»Und ob«, entgegnete der hübsche Italiener. »Ich will dir was verraten: Sono capitano« und setzte nach Enthüllung seines Hauptmannsrangs hinzu; »E suo aiutante.«

»Ich denke, du bist Schleichhändler?« versetzte Kudella so verwundert wie verärgert.

»Im Auftrag Caligulas.«

»Da hast du mich ja schon reingelegt.«

»Zu deinen Gunsten«, versicherte Nino. »Denn jetzt schaffen wir dich nach Hause.«

»Warum?« fragte Kudella zum zweitenmal. »Hammer hat doch für deinen Alfredo einen anderen Italiener erschießen lassen.«

»Dieser Bastard«, erwiderte Nino. »Aber Alfredo lebt. Und der ist mein Freund.« Mit herzlicher Kälte setzte er hinzu: »Nicht der andere, der erschossen wurde.«

»Schrecklich, diese Scheiße.« Kudella stand auf, ging ans Fenster, sah auf die Straße. Die Contessa saß im Topolino mit dem offenen Dach. Sie sah den Oberjäger und winkte herauf. Er lächelte ihr zu. Dann drehte er sich wieder Nino zu. »Schwamm drüber«, schob er zwiespältige Empfindungen beiseite. »Ich nehme eure Hilfe an - ich hab' gar keine andere Wahl.«

»D'accordo, Francesco.«

»Und wie wollt ihr das anstellen?« fragte Kudella.

»Du erhältst einen Passierschein, unterschrieben von Caligula. Kein Italiener wird euch etwas tun. Wir geleiten euch, bis ihr auch keine jugoslawischen Partisanen mehr zu fürchten habt. Für die deutschen Wehrmachtsstreifen kann dir vielleicht der Chefarzt im Lazarett Marschpapiere ausstellen.«

»Unter Umständen«, antwortete der Oberjäger und wunderte sich einmal mehr, wie gut Nino über die Verhältnisse bei der deutschen Besatzung Bescheid wußte. »Aber wie kommen wir weg?«

»Mit einem Wagen.« Ein angedeutetes Lächeln blendete sich gleich wieder aus. »Wir besorgen dir alles Erforderliche. Auch Benzin. Und jetzt erschrick nicht, sondern hör mir gut zu.«

Ein ungeheuerer Knall zerriß das Gespräch. Eine mächtige Detonation ließ die Glasscheiben zerspringen, Mörtel rieselte von der Wand. Sie sprangen ans Fenster und sahen, daß der Fiat mit der Contessa explodiert war.

Aus dem Wagen schossen hohe Stichflammen.

Eine Frau in der Nähe schrie gellend. Der Rauch beizte die Augen, ohne zu mildern, was sie sehen mußten: ein Gewirr von Trümmern. Ein zerfetzter menschlicher Körper zwischen geplatzten Reifen und über die Straße verstreuten Armaturen. Dazwischen das zitronengelbe Sommerfähnchen, zerfetzt und voller Blut.

Langsam begriff Kudella, daß man der Contessa - schon bevor sie ihn hierher gebracht hatte - eine Bombe in den Wagen gelegt haben mußte und daß er wieder einmal einen außerplanmäßigen Geburtstag erlebt hatte. Er kannte den Tod in vielen Spielarten und hatte doch fälschlich angenommen, daß dem Sensenmann keine neue Variante mehr einfallen könnte.

»Vieni«, drängte Nino. »Wir müssen weg, bevor die Polizei kommt.«

Sie hasteten über die knarrende Treppe hinunter, über einen Hinterhof, durch ein Labyrinth lichtloser Gassen, zu einem Parkplatz.

Zehn Minuten später setzte der Italiener Kudella in der Nähe seiner Freunde ab. »Heute abend«, sagte er. »Vergiß nicht: Via Monfalcone. Die Firma heißt ›Mascagni e Figli‹ Ihr müßt heute noch weg - ich bereite alles vor.«

Nino startete mit Vollgas.

Kudella sah ihm nach und hoffte, daß es zu keinem weiteren Betriebsunfall kommen würde, weil italienische Patrioten seinem Partner, ihn versehentlich für einen Kollaborateur haltend, eine Bombe in den Wagen eingebaut hatten.

»Natürlich könnt ihr die Marschpapiere haben«, sagte zwei Stunden später Stabsarzt Dr. Gudrat zu Kudella. »Ich unterschreib' euch, was ihr wollt. In den nächsten Tagen gehen unsere Wechsel ohnedies alle zu Protest.« Sie standen am Gang vor dem OP-Raum, wo ein Verwundeter zur Operation fertig gemacht wurde. »Am besten gehst du in die Schreibstube und diktierst dir den Wisch gleich selbst.« Der Arzt lächelte flüchtig. »Einfälle hast du ja, Franz, das muß man dir lassen.«

»Du bist ein feiner Kerl, Werner«, erwiederte Kudella, aber das hörte Sauerbruch schon nicht mehr und wollte es auch gar nicht hören.

Der Oberjäger ging ein paar Türen weiter zu dem Schreibstuben-Sani, der damals bei dem Ausbruch der Geiseln im Gutshof der Contessa die Waffe weggeworfen hatte, ohne zu schießen.

»Also, fangen wir an«, sagte er zu dem Obergefreiten. »Nun spann mal den Marschbefehl ein.« Einen Moment lang war er irritiert, weil er an die Contessa gedacht hatte, aber wenn er zu viel dachte und zu langsam handelte, würden er und seine Freunde den gleichen Weg gehen wie die Ermordete. »Hauptmann Adrian Stemmer, Oberjäger Franz Kudella und

Fahnenjunkerunteroffizier Wolfram Kunze, alle drei Verwundete des Luftwaffenersatzlazaretts von Triest«, begann er zu diktieren, »haben den Befehl, den als Folge eines Luftangriffs am Herzschlag verstorbenen General der Infanterie Franz-Wilhelm Falkentreff nach München zu seinen Angehörigen zu überführen und sich dort unverzüglich zur weiteren Behandlung in das Luftwaffenheimatlazarett zu begeben. Wegen seiner Verdienste für Führer und Reich hat die Heeresgruppe C die Überführung der sterblichen Hülle des Generals in seine Heimatstadt angeordnet. Das Luftwaffenersatzlazarett Triest hat auch den Leichenpaß ausgestellt. Alle Dienststellen der Wehrmacht, der Waffen-SS und der Partei werden gebeten, den drei verwundeten Soldaten, die weder marsch- noch kampffähig sind und sich für die Überführung freiwillig gemeldet haben, behilflich zu sein.« Er beugte sich über den Schreibstuben-Sani und las den Text. »Im Tippen bist du besser als im Schießen«, sagte er anerkennend. »Na ja, jedem das Seine. So, und jetzt noch mit deutschem Gruß, Stempel, Servus, etcetera -«

»Moment«, entgegnete der Obergefreite. »Den Leichenpaß noch. Wie alt ist denn der Tote?«

»Was weiß ich«, erwiderte Kudella. »Der wird doch erst noch besorgt. Schreib mal: geboren 1900, sie müssen ihn halt dann entsprechend zurechtschminken.« Er überlegte einen Moment. »Paß auf, Sportsfreund«, sagte er dann, »jetzt stellst du mir den gleichen Marschbefehl noch einmal aus, aber ohne den Toten, kapiert? Könnt' ja sein, daß wir ihn unterwegs verlieren, und da wollen wir dann nicht so nackt dastehen.« Er klopfte dem Mann auf die Schulter. »Dank' dir, Kumpel. Falls wir dieses Schlamassel überleben, werden wir eines Tages zusammen einen heben, nicht?«

Dr. Gudrat unterschrieb mit blutiger, doch unschuldiger Hand. »Tut mir einen Gefallen und laßt euch nicht gleich erwischen«, brummelte er. »Ich hab' schon genug Scherereien

mit euch gehabt.«

»Und tu uns den Gefallen, Werner, und komm heil durch«, entgegnete Kudella. »Wenn du schlau wärst, kämst du gleich mit uns mit.«

»Ich bin nun mal kein solcher Schlaumeier wie du«, versetzte der Arzt.

Es war ein rascher, unsentimentaler Männerabschied. Erst als die drei Freunde im Kübelwagen saßen, fiel ihnen ein, was alles zu sagen gewesen wäre.

»Nun spitzt mal die Ohren«, begann Kudella. »Jetzt sag' ich euch, was im Drehbuch steht.« Er berichtete, wie der Durchbruch in die Heimat vor sich gehen sollte.

Hauptmann Stemmer schüttelte den Kopf.

»Dufte Idee«, begeisterte sich Sokrates, »hätt' auch von mir sein können.«

»Erstens ist sie nicht von dir«, versetzte Franz, »und zweitens auch nicht von mir.« Er grinste. »Von mir sind nur die Moneten, die wir brauchen werden, wenn uns der Sprit ausgeht.«

Ein Kübelwagen brachte sie in die Via Monfalcone. Kudella brauchte sich nach der Firma Mascagni e Figli nicht durchzufragen: vor dem Haus stand ein pompöser Leichenwagen, altmodisch, viereckig, hochbeinig.

»Totenautos bringen Glück«, sagte Sokrates.

»Das einzige, was wir außer Sprit noch brauchen«, erwiderte Adrian, »viel Sprit und noch mehr Dusel.«

Sie betraten das Haus. Sie spürten nicht die Beklemmung der meisten Menschen im Inneren eines Beerdigungsinstituts; sie hatten seit Jahren mit Toten zu tun gehabt, mit eigenen wie mit unbekannten. Beim Angriff waren sie über Leichen geschritten, beim Rückzug hatten sie ihre Gefallenen zurücklassen müssen.

Sie gingen in den Raum, der wie ein Atelier aussah und in dem die Leichen hergerichtet wurden, bevor man sie aufbahrte.

Der Tote lag im offenen Sarg, mit gefalteten Händen, bekleidet mit der Uniform eines deutschen Infanteriegenerals. Zwei Leichenkosmetiker arbeiteten noch an seinem wächsernen Gesicht, verliehen ihm einen markigen, doch auch friedlichen Ausdruck. Sie waren noch nicht ganz zufrieden damit und verbesserten ihr Werk immer wieder. Es war auch nicht so leicht, aus einem ambulanten Gemüsehändler, der mit dem Fahrrad in den Vororten hausiert hatte, einen deutschen General zu machen.

Nino Savini beobachtete ihre Arbeit schweigend. Dann nickte er Kudella zu.

Sie traten beiseite.

»Wo habt ihr den her?« fragte der Oberjäger.

»Er ist heute mittag gestorben. Enrico Mazotti. Achtundvierzig Jahre.«

»Gestohlen?« fragte Kudella leicht bekümmert.

»Nein, nein«, erwiderte der problematische Freund vom Schwarzmarkt und vom Untergrund. »Enrico hat keine Angehörigen. Er hat sich bestimmt nicht träumen lassen, daß er einmal so schön hergerichtet und eine so große Reise antreten wird... Schade, daß er es nicht mehr erleben kann«, setzte er hinzu. »Zum ersten Mal ist Enrico in seinem Leben richtig rasiert und hat saubere Fingernägel... Nun hör gut zu, Francesco«, begann er wieder mit Nachdruck. »Wichtig ist, daß ihr die Reiseroute genau einhaltet, wenigstens, solange ihr auf italienischem Gebiet seid. Wir lotsen euch an den Jugoslawen vorbei. Unsere Leute haben euch auf der ganzen Strecke im Auge. Sie passen auf euch auf, und sie haben den ausdrücklichen Befehl von Caligula, euch behilflich zu sein, wenn ihr in Schwierigkeiten kommt. Capito, amico?«

»Si, si, Signor«, entgegnete Kudella.

Nino entfaltete eine Karte, fuhr mit dem Finger die Route entlang. »Also, nichts wie weg von den verdammten Tito-

Leuten! Das heißt für euch, auf Nordwestkurs bleiben: nach Palmanova, nach Pordenone über Vinorio Veneto bis Pieve di Cadore - kommst du mit?«

»Klar«, versicherte der Oberjäger.

»Die Karte kannst du behalten. Ich hab' die Strecke rot angezeichnet. Weicht nicht von ihr ab! Du weißt, daß wir vor einem Aufstand stehen. Aber selbst in diesem Fall gilt für euch noch Caligulas Schutz.«

»Wie schön«, erwiderte Kudella. »Dein Caligula muß wirklich ein großer Mann sein.«

»Du wirst noch von ihm hören«, überging Nino den Spott. Sie gingen wieder zurück.

»Wirklich ein schöner General«, sagte Adrian nachdenklich und setzte hinzu: »Wir werden ihn gut behandeln.«

»Aber kahl sieht er aus«, warf der kleine Kunze ein. »Schaut doch mal an, diese nackte Heldenbrust.« Er ging mit gutem Beispiel voran, nestelte sein EK I vom Waffenrock.

»Gut, daß du daran denkst, Sokrates«, sagte Kudella und opferte sein Spiegelei, das »Deutsche Kreuz in Gold«.

Bei so viel Großzügigkeit wollte sich Adrian nicht lumpen lassen. Er band sich die Blechkrawatte ab und warf sie den Leichenwäschern zu. Sie befrachteten den Gemüsehändler mit Lametta. Dann schraubten sie den Zinnsarg zu, trugen ihn hinaus und schoben ihn in das prächtige Leichengefährt.

Das Vehikel war schwarz, feierlich. Auf seinen Seitenwänden stand groß in Silberschrift PAGE, es war eine gute Parole für die drei, die dabei waren, dem Schlamassel von Triest von der Schippe zu springen - sie wollten in den Frieden reisen.

»Alles an Bord«, erklärte Nino. »Schaufeln, Sandsäcke, Schneeketten, sechs Reservekanister und der Tank randvoll. Damit kommt ihr mindestens bis zur Österreichischen Grenze.

Zwei-Liter-Maschine, nimmt jeden Berg. Und denkt daran», sagte er noch einmal und schüttelte Kudella die Hand, »Leute von uns sind immer in eurer Nähe.«

»Grazie, Nino«, erwiderte Kudella. »Und was machen wir dann mit dem Toten und dem Wagen?«

»Ihr könnt ihn an der Grenze stehen lassen - oder auch weiterfahren. Das müßt ihr entscheiden. Wenn ihr auf Heimatgebiet seid, ist das alles eure Sache. Vielleicht habt ihr Glück und das Wetter schlägt um, sonst müßte ihr jede Nacht durchfahren. Viel Zeit habt ihr nicht. Die Amerikaner haben bei Guastalla bereits den Po überschritten und Bologna, Ferrara und Verona erobert und dringen gegen Mailand vor. Wenn sie sich mit den Engländern auf dem linken Flügel vereinigt haben, wird für sie Norditalien zu einer Spazierfahrt.«

»Woher weißt du das?« fragte Kudella.

»Aus bester Quelle«, erwiderte der Junge mit einem andeutenden Lächeln. »Verlaß dich darauf.«

Seine Hundeäugen verfolgten, wie die Begleiter seines Schwarzmarktpartners reichliches Fluchtgepäck in den Wagen luden: Proviantpakete mit Salami und Prosciutto di Parma, Konserven aller Art, Zivilklamotten und Wolldecken; er lächelte, denn er wußte, daß Kudella seine Stunde X schon lange vorbereitet hatte. Zuletzt kamen auch noch zwei Maschinenpistolen, Eierhandgranaten und reichlich Munition zum Vorschein.

»La guerra e finita«, sagte der Italiener. »Oder willst du noch weiter Krieg spielen?«

»Bestimmt nicht«, versicherte der Schlesier. »Aber nackt geh' ich nicht auf die Reise - ich schieß' mir den Weg frei, wenn einer versucht, mich aufzuhalten.«

Ob so viel Vehemenz wirkte der italienische Fluchthelfer mit den Partisanenbeziehungen einen Moment lang erschrocken.

»Sag mal, Nino«, sprach Kudella jetzt mit verändertem Tonfall, »was wird eigentlich aus dem Luftwaffenersatzlazarett Triest?«

»Du denkst an deinen Freund?«

Der Oberjäger nickte. »Dr. Sauerbruch macht mir Sorge.«

»Ich hoffe nur, daß die Jugoslawen nicht schneller sind als wir«, entgegnete der Leichenbeschaffer. »Von uns hat er nichts zu befürchten. Euer Freund hat immer wieder italienische Zivilisten behandelt, und ihr wißt ja«, sagte er mit einem gewissen Lächeln, »wir Italiener sind nicht undankbar.« Er sah auf die Uhr, es dämmerte bereits. »Ciao, Francesco«, verabschiedete er den Deutschen. »Und buon viaggio!«

Kudella setzte sich ans Steuer, Stemmer hockte sich neben ihn, und der kleine Kunze versuchte, auf den Benzinkanistern Platz zu nehmen. Es war kein richtiger Sitz, deshalb trat er an diesem Abend des 24. April auf dem Sargdeckel den Start an.

Ohne Zwischenfall kamen sie durch Triest, rollten durch Monfalcone und fuhren auf der Landstraße nach Palmanova weiter. Adrian Stemmer übernahm die Navigation; er hatte die Karte mit der eingezeichneten Route auf den Knien, sagte jeweils die nächste Ortschaft an, die sie passieren mußten. Schon mit dem ersten Blick hatte der Hauptmann festgestellt, daß die eingezeichnete Nordwestroute die beste Lösung war, denn die besser ausgebauten und kürzere Strecke über Udine nach Villach wurde weitgehend von jugoslawischen Partisanen beherrscht. Wenn sie versuchten, hier durchzukommen, konnten sie sich gleich zu dem Toten im Sarg legen.

»Wie weit traust du eigentlich diesem Nino?« fragte Adrian.

»Frag mich was Leichteres«, zitierte Franz einen seiner Lieblingssätze. »Ganz trau' ich nicht einmal mir selbst.« Er wurde gleich wieder ernst. »Gar nicht so leicht zu beantworten«, sagte er dann. »Einerseits ist Nino ganz verläßlich, aber -«

»Kannst du dich vielleicht etwas deutlicher ausdrücken?«

fragte Sokrates von hinten.

»Ich bin ziemlich sicher, daß Nino mir persönlich nicht in den Rücken fällt. Aber die reine Dankbarkeit nehm' ich ihm auch nicht ab. Irgendein Nebengeschäft ist bei dem Jungen immer drin. Der verkauft dir das Blaue vom Himmel oder die Seele seiner Großmutter ... Aber das ist jetzt nicht unsere Sorge. Mit jedem Kilometer sind wir ein Stück näher an München.«

»Ich frage mich, ob wir nicht von der eingezeichneten Route abweichen sollten«, enteisnete Adrian.

»Das geht doch gar nicht«, antwortete Kudella. »Oder weißt du 'ne bessere?«

»Nein.«

»Na also.« Er sah im Rückspiegel Kunzes schmerzgepeinigtes Gesicht: »Wie sitzt du denn da hinten?« fragte er den Kleinen.

»Beschissen wär' geprahlt«, erwiderte der. »Mir tut der Arsch weh, daß es nicht mehr feierlich ist.«

»Nun spiel nicht die Prinzessin auf der Erbse«, erwiderte Franz lachend.

»Prinzessin?« schrie Sokrates gereizt. »Erbse?« Er erhob sich, um vorzuweisen, daß er direkt auf einem Sargscharnier saß.

»Klemm dir doch eine Decke unter deinen Luxushintern, du Arsch«, erwiderte Kudella, rauh, aber herzlich.

»Wenn ich doch keine finde -«

»Decken müssen unter dem Proviant liegen«, schaltete sich Adrian ein. »Such, such, such.«

»Wie viele Kilometer sind es eigentlich bis München?« fragte Sokrates.

»Noch viele«, antwortete Adrian lapidar. »Wenn wir in diesem Tempo vorwärtskommen, können wir vielleicht schon in drei, vier Nächten dort sein.«

»Hoffentlich noch vor den Amis«, unkte Kudella; die Amerikaner waren schon in Stuttgart.

Plötzlich fielen in der Nähe Schüsse. Während er bremste, war Adrian schon draußen mit der entsicherten MP. Der kleine Kunze brauchte sieben, acht Sekunden länger, bis er es schaffte. Es hörte sich an wie ein Nachtgefecht, gut einen Kilometer weiter nördlich. Entweder kämpften italienische Partisanen gegen eine deutsche Wehrmachtstreife oder bereits Jugoslawen gegen Italiener, jedenfalls galt es nicht ihnen.

»Nichts wie weg«, sagte Stemmer, und sie flitzten wieder in ihr Leichenauto.

Die ersten dreißig Kilometer schafften sie ohne weiteren Zwischenfall. Zunehmend befrachtete sich der Himmel mit schweren, trächtigen Wolken. Kurz vor Palmanova platzte er wie ein Ballon. Ein wolkenbruchartiger Regen zwang zum Anhalten. Die Scheibenwischer kamen nicht mehr nach, und die wegen der Verdunkelung nur einen kleinen Spalt geöffneten Scheinwerfer gaben kein Licht mehr her. Die Ausreißer nutzten die Zwangspause für eine Rast.

Sie blieben zwei Stunden liegen, fielen über ihre Vorräte her, tranken Tee dazu. Sie hatten abgesprochen, während ihrer Fluchtreise auf jeglichen Alkohol zu verzichten. Kudella packte seine Devisenbestände aus, verteilte sie bedächtig auf drei verschiedene Häufchen, die Summen immer wieder nachzählend, als fiele es ihm schwer, sich von ihnen zu trennen.

»Teile mit Weile«, sagte Adrian lachend.

»Quatsch«, erwiderte der Breslauer. Er füllte die drei Drittel jeweils in einen Brustbeutel ab. »Hängt euch das um«, sagte er, »für alle Fälle, könnte ja sein, daß wir uns auf dieser Scheißfahrt verlieren.«

Auch der Hauptmann und der kleine Kunze waren jetzt für die letzten Tage des Krieges, dank Kudellas Fürsorge, steinreich: US-Dollars, britische Pfunde, Brillantsplitter und

Goldmünzen waren unter Umständen ein viel sicherer Passierschein als gefälligkeitshalber ausgestellte Partisanendankbarkeit. Das Geld war nur Mittel zum Zweck. Die drei Fallschirmjäger wollten nur nach Hause, weiter gar nichts. Keiner von ihnen hatte die Absicht, gegen Ende einer Odyssee unsagbar reich zu sein, Millionen in Devisen zu einem Zeitpunkt zu besitzen, da ihre Leidensgenossen hungerten, dürsteten, froren und bangten.

Der Sturm ging in einen soliden Landregen über, und sie konnten weiterfahren. Adrian löste Franz am Steuer ab. Die Straße war schmal, die Nacht finster, der Regen verschmierte die Scheiben. Der Fahrer mußte höllisch aufpassen, fuhr im zweiten Gang, konzentriert. Trotz der Anstrengung hoffte er, daß es die ganze Woche noch weiterregnen würde. Bei Schlechtwetter konnten die Jabos nicht starten, und das ermöglichte ihnen mit ihrem Trauergeschäft auch am Tag ein Fortkommen.

Die Regengüsse hatten die Straßen leergefegt, aber am Ortsausgang von Palmanova hielt sie die erste Militärstreife auf. Ein betagter Oberleutnant las die Marschpapiere und schüttelte den Kopf. »Für so was haben die Sprit«, schimpfte er. »Und wir müssen die Partisanen mit dem Fahrrad verfolgen.«

»Das ist nicht der erste blödsinnige Befehl, den ich in diesem Krieg ausführe«, erwiderte Kudella.

»Weiß Gott nicht«, entgegnete der Oberleutnant überzeugt. »Kann ich mal eure Soldbücher sehen?« Jetzt erst erkannte er Stemmers Offiziersrang, machte sicherheitshalber eine Ehrenbezeigung. Dann sah er die vielen Benzinkanister neben dem Sarg und bekam Stielaugen. Er kontrollierte die Soldbücher gründlich und gab sie zurück. »Zwei Kanister Benzin muß ich beschlagnahmen«, sagte er. »Tut mir leid. Notstand.«

Sieben, acht Feldgendarmen standen hinter ihm; es lohnte sich nicht, sich wegen vierzig Liter Sprit mit ihnen anzulegen,

zumal es ja von dem Mann noch ganz anständig war, daß er nicht die gesamte Reserve vereinnahmte.

»Ich werde mich beschweren«, sagte Hauptmann Stemmer gelassen, als die Kettenhunde die zwei Kanister wegschleppten.

»Das habe ich befürchtet«, entgegnete der Oberleutnant mit einem krummen Lächeln. »Ich weiß nur nicht, wo Sie sich beschweren könnten. Gute Fahrt«, sagte er dann zu Kudella, »seht mal zu, daß ihr heim zu Muttern kommt.«

Sie fuhren wieder los.

»Der war doch noch ganz manierlich«, stellte der kleine Kunze fest.

»Der schon«, erwiderte Kudella, »aber wart mal die anderen ab. Und wenn uns jeder beklaut, dann kannste den Leichenkarren den Brenner hochschieben, Sokrates.«

Der Morgen des 25. war grau und düster, der Regen ließ nicht nach. Die drei Leichenüberführer feierten das Schlechtwetter wie einen Lotterietreffer, denn die Jabos brauchten sie in dieser Waschküche nicht zu fürchten. Sie durchführen enge Ortschaften, rollten vorbei an Zivilisten. Kein Italiener hielt sie auf. Totenautos haben auf der Sonnenhalbinsel inoffiziell die Vorfahrt. Die Südländer betreiben einen regelrechten Totenkult. Nirgendwo gibt es pompösere Beerdigungen und gepflegtere Friedhöfe als jenseits der Alpen.

In Codroipo wurden sie von der nächsten Streife aufgehalten. Vor und nach Casarsa gerieten sie in einen Stau und lagen über eine Stunde fest. Die nächsten zwei Kilometer brachten sie schrittweise hinter sich. Kunze fluchte, und Kudella tröstete ihn mit den Worten: »Kleinvieh macht auch Mist.« Sie waren eine Nacht und einen ganzen Tag gefahren und hatten jetzt an die hundertzwanzig Kilometer zurückgelegt. Das Schlechtwetter hielt an, und das machte ihnen weiterhin gute Laune.

Der Fiat-Motor mit den verschlissenen Kolben brummte unwillig, nahm aber doch die Steigungen. Er brauchte viel Öl

und hatte einen enormen Benzindurst. Der Carro funebre mit der unzeitgemäßen Aufschrift PAGE mußte schon viele Tote zu entfernten Friedhöfen gebracht haben. Alle zwanzig, dreißig Kilometer wechselten sich die Soldaten, die sich in die Heimat durchschlagen wollten, am Steuer ab, nutzten jeden Aufenthalt, um aus dem Kanister nachzutanken, nicht weil es nötig war, sondern weil sie den Schaden weiterer feldpolizeilicher Begehrlichkeit so klein wie möglich halten wollten.

Der Krieg ging zu Ende; wie lange sich seine Agonie auf diesem Schauplatz noch hinziehen würde, wußte keiner. Es gab keine Zeitung, keine verlässlichen Nachrichten im Radio, nur idiotische Gerüchte. In Pordenone, wo es Kudella gelang, an einer Tankstelle fast hundert Liter Benzin zu einem Phantasiepreis in US-Dollars aufzutreiben, hörte er, daß die ersten amerikanischen Panzer schon in Trient stünden und zum Brenner durchfahren würden.

»Das stimmt sicher nicht«, sagte Stemmer. »Ohne Luftunterstützung fahren die US-Panzer nicht. Das kennen wir doch. Und seit gestern nacht regnet es in ganz Oberitalien Schusterjungen.«

»Dein Wort in Gottes Ohr«, entgegnete Kudella.

Was genau sich zur Zeit an der Front ereignete, konnten sie nicht wissen. Aber es war ihnen klar, daß der Zusammenbruch des deutschen Widerstands die Straßen immer mehr überschwemmen und verstopfen müßte. Hitler hatte den Vorschlag der Heeresgruppe Süd, am nördlichen Po-Ufer rechtzeitig eine neue Verteidigungslinie aufzubauen, abgelehnt. Jetzt war eingetreten, was Generaloberst Heinrich von Vietinghoff befürchtet hatte: der Einsturz auf voller Frontbreite.

Die Alliierten hatten ein Jahr und zehn Monate gebraucht, um ihn herbeizuführen, aber jetzt standen sie bereits sechzig Kilometer vor Mailand, und nur Straßenstaus und Versorgungsprobleme konnten sie befristet aufhalten.

Während sich die 10. deutsche Armee noch halbwegs geordnet vom Gegner lösen konnte, war die 14. auseinandergesprengt. Es gab nur noch einzelne Widerstandsinselfn, jedoch keine zusammenhängende Verteidigungslinie mehr. Einzelne Kampfgruppen spielten Krieg oder Rückzug auf eigene Faust. Zwischen den bedrängten Wehrmachtstruppen, die oft wie an Land gestrandete Schiffe liegen blieben, bewegten sich Tausende von italienischen Flüchtlingen. Einer von ihnen hieß Benito Mussolini; er hatte den Palazzo Feltrinelli in Salò am Gardasee verlassen. Begleitet von SS-Wachen, dem italienischen Goldschatz und seiner Mätresse Clara Petacci, flüchtete er nach Mailand. Die wenigen Freunde, die ihm noch geblieben waren, schlugen ihm vor, seinen Tod vorzutäuschen und ins Ausland zu flüchten. Er selbst träumte davon, sich mit dreitausend Getreuen im Veltlinertal zu verschanzen und dabei den Tod zu suchen.

Dieses Vorhaben scheiterte schon daran, daß der Marionettendiktator nicht einmal mehr dreißig Getreue zusammenbrachte.

Am 25. verhandelte der Duce - auf Vermittlung des Mailänder Kardinals Ildefonso Schuster, eines bauernschlauen Kirchenfürsten - über eine blutsparende Kapitulation mit Vertretern des »Comitato nazionale di liberazione«; er hoffte auf Gnade für seine Schwarzhemden, wenn er befahl, vorzeitig die Waffen zu strecken. Die Verhandlung hatte in relativ guter Atmosphäre begonnen; die Standpunkte näherten sich einander. Die Partisanen ließen erkennen, daß sie sich an einen Waffenstillstand halten und Vergeltungsaktionen unterlassen würden, dann bestand Marschall Graziani, der Vertraute Mussolinis, darauf, die Deutschen vor diesem Schritt rechtzeitig zu verständigen.

»Die Deutschen?« erwiderte der Gegenspieler General Cadorno scheinheilig. »Die verhandeln doch schon seit Wochen in der Schweiz hinter dem Rücken der Italiener mit den

## Alliierten in gleicher Sache.«

Mussolini verließ, gedemütigt und verärgert, das erzbischöfliche Palais. Fast gleichzeitig brach in Mailand der Aufstand aus. Sirenen riefen zum Generalstreik auf. Die Zivilisten rotteten sich in einer Stadt zusammen, deren Plätze und Straßen noch von der deutschen Garnison beherrscht wurden. Mit einer Kolonne von dreißig Fahrzeugen verließ Mussolini, selbst am Steuer eines Alfa Romeo, Mailand in Richtung Corner See. Clara Petacci lehnte es ab, sich in Sicherheit zu bringen. Die Fahrt war mühselig; es goß in Strömen.

»Es ist mein Schicksal, das mich kreuzigt«, hatte der Duce bei der Abreise in Mailand festgestellt. Einen Tag später geriet er bei Donso in einen Hinterhalt der Partisanen.

Diesmal sollte Mussolini recht behalten.

Es war der 28. April. Die Ausreißer von Triest fuhren an diesem Tag durch Cordignano und San Giacomo und blieben dann in den engen Straßen von Vittorio Veneto hängen, zuerst vor dem einen Altstadttor, dann vor dem anderen.

Sie zwängten sich in das Piavetal, blicklos für die felsigen Hänge und den Frühling, der links und rechts am Wegrand aufblühte. Die Straße war jetzt frei. Stemmer drückte das Gaspedal ordentlich durch und kam fast auf vierzig Sachen.

Wild nahm er die nächste Kurve.

Und da geschah es. Ein Straßenhindernis, erst im letzten Moment sichtbar; er trat die Bremse durch, der Wagen brach zuerst nach links und dann nach rechts aus, bevor seine Stoßstange in die Baumstämme knallte.

So schnell Kudella auch nach der Waffe griff und ausstieg, diesmal kam er zu spät.

Sie wurden von einem Rudel abenteuerlicher Gestalten umringt. Immer mehr kamen aus dem Wald, mit bärtigen,

drohenden Gesichtern. Einige von ihnen trugen rote Armbinden. Alle waren bewaffnet.

Kudella fluchte und hoffte, daß es schnell gehen möge. Stemmer wunderte sich, daß sie ihm die MP nicht aus der Hand rissen. Der kleine Kunze murmelte bloß: »Alles Scheiße, deine Emma.«

Der Partisanenführer deutete auf den Wagen und redete auf seine Leute ein. Die meisten zogen sich in ihre Waldverstecke zurück und legten sich wieder auf die Lauer. Drei, vier Mann begannen, die über die Straße gelegten Baumstämme so beiseite zu räumen, daß sich das Totenauto vorbeizwängen konnte.

»Va bene«, sagte der Mann, dem sie die Weiterfahrt verdankten. »Lei puo passare.« Der Anführer genoß ihre verdutzten Gesichter und setzte lächelnd hinzu: »Saluti di Caligula.«

»Mensch«, sagte Kunze, »die hätten uns glatt erschossen. Dein Freund Nino ist wirklich ein dufter Kumpel.«

»Und dieser Caligula, der sogar Kommunisten in Schach hält, muß ein ganz besonderes Kaliber sein«, stellte Adrian fest.

Jedermann wußte, daß sich in den Reihen der italienischen Partisanen bereits die Kämpfe der Nachkriegszeit abzeichneten und dabei die Kommunisten die aktivste Rolle spielten. Sie nutzten den Kampf, um Terrain gegen ihre innenpolitischen Gegner von morgen zu gewinnen, Vermögenswerte an sich zu bringen und durch Terror potentielle Gegner einzuschüchtern, und deshalb scherten sie immer wieder aus der Einheitsfront aus, wie zum Beispiel ein Buchhalter namens Walter Audisio, der als selbsternannter Oberst Valerio in dem kleinen Ort Azzano auf den Höhen über dem Corner See ein Massaker auf eigene Faust und Rechnung inszenierte.

Die Toten hingen, die Füße in der Schlinge, mit den Köpfen nach unten, halbnackt, an der Tankstelle des Piazzale Loreto in Mailand, in der Nähe des Hauptbahnhofs: der Duce, seine

Mätresse und einige weitere Würdenträger des Faschismus, von einem Lastwagen herangekarrt und jetzt ausgestellt wie Schweinehälften im Schlachthof. Insgesamt hatte Oberst Valerio im Auftrag der Kommunistischen Partei, unter Umgehung des Befehls des zuständigen Partisanenchefs, fünfzehn Funktionäre und Nutznießer des faschistischen Regimes erschießen lassen. Ein sechzehnter wurde in Mailand aufgestöbert, vom Pöbel verprügelt, dann vor den Leichenberg gestellt und in diesem verdreckten, heruntergekommenen Stadtteil füsiliert. Der Mob in der früheren Hochburg des Faschismus, der sich vor kurzem noch an der Parole »Glauben! Gehorchen! Kämpfen!« berauscht hatte, steigerte sich in einen Blutrausch. In einem widerlichen Exzeß wurden die Leichen bespuckt, an den Haaren gezerrt, als Zielscheiben zerschossen, mit Messerstichen traktiert.

Mussolinis Goldschatz war und blieb für immer verschwunden. Angeblich hatte sich Clara Petacci noch vor ihren Freund geworfen, aber wie die Exekution genau verlaufen war, sollte niemals aufgeklärt werden, weil alle Beteiligten, mit Ausnahme des kommunistischen Partisanenhauptlings selbst, der später Abgeordneter des italienischen Parlaments wurde, in den ersten Wirren der Nachkriegszeit unter dubiosen Umständen umkamen.

Während sich das Piazzale Loreto in ein Bestiarium verwandelte, weilte Retloff, der Schweizer Hauptagent von Schloß Labers, zum letzten Mal in Mailand, um unmittelbar vor Torschlüß noch Konten aufzulösen und Spuren zu verwischen; er wußte, daß er schleunigst in die Schweiz zurückkreisen mußte, denn wenn - wie zu befürchten - dieser Blutrausch an der Tankstelle sich wie eine Flutwelle in ganz Norditalien verbreiten würde, könnten ihn weder seine Sonderstellung im Auftrag des Reichssicherheitshauptamts noch sein bewährter Passierschein bei den Partisanen noch seine spezielle Tätigkeit für den Schweizer Geheimdienst schützen.

Dem notorischen Opportunisten war es gelungen, gleichzeitig

auf drei Hochzeiten zu tanzen, ohne dabei aus dem Takt zu geraten. Retloff war längst nicht so gutmütig, wie sein Gesicht auswies, aber Massenexzesse stießen ihn ab. Unter Ausnutzung des Schlechtwetters brach er sofort nach Meran auf. Er wollte bei seinem Chef und Freund Kaffler die letzten Blüten einsammeln und sie in die Schweiz transferieren, bevor es zu spät dafür wäre.

Als Mitarbeiter des schweizerischen Geheimdienstes käme er ungefragt und unkontrolliert nach seinem letzten Ausflug über die Grenze. Er war über Lugano eingereist, aber dieser Rückweg war Retloff jetzt wegen der Partisanen doch zu gefährlich; er würde von Meran aus über den Reschenpaß in die Eidgenossenschaft zurückkreisen, seine diversen Tätigkeiten liquidieren und sich nur noch der Aufgabe widmen, ein reicher Mann zu sein, der noch viel reicher werden wollte, unvorstellbar reich.

Er kam nach Meran durch, wie er immer durchgekommen war, mehrfach kontrolliert, doch letztlich unbelästigt. Er mußte nur aufpassen, jeweils an der richtigen Stelle die rechten Papiere vorzuweisen, aber darin hatte er große Übung.

Der Regen ließ nach. Als der Falschgeldagent am Abend auf Schloß Labers eintraf, war der Wind dabei, die Wolken am Himmel beiseite zu räumen, und der Mann aus Zürich, mit dem Nebenwohnsitz in Moscia am Lago Maggiore, konnte sich ausrechnen, daß man auf den alliierten Feldflughäfen gerade daranging, die Flugzeuge aufzutanken.

Kaffler gab sich unbesorgt und trinkfroh. Er saß gewissermaßen auf seinen gepackten Koffern, aber er konnte nicht weg, solange ihn nicht der RSHA-Befehl dazu erreichte, obwohl es nach den Vorfällen in Mailand nunmehr höchste Zeit war, seine Zelte im Schloß abzubrechen. »Du bist wirklich tüchtig, Beat«, lobte er seinen Gast. »Daß du das in Mailand noch in Ordnung gebracht hast, rechne ich dir hoch an.«

»Schon im eigenen Interesse«, erwiderte der Eidgenosse. »Eine saubere Vergangenheit ergibt eine anständige Zukunft.« Er zündete sich eine Zigarette an; er sah, wie sehr die Hände Kafflers beim Öffnen der Schampusflasche zitterten. »Für mich nicht«, wehrte er ab, als ihm der Blütenvertriebschef eingleißen wollte. »Ich fahre gleich weiter - unter Ausnutzung der Dunkelheit.«

»Du hast's gut«, entgegnete der Sturmbannführer. »Du fährst über die Grenze, wäschst dir die Hände in Unschuld und lebst den Rest deiner Tage sorgenfrei von deinen satten Provisionen.«

»Nun werd bloß nicht zum Neidgenossen«, erwiderte der Schweizer lachend. »Deine Provisionen waren ja wohl noch viel fetter als meine. Und einen Schweizer Paß mit allen Stempeln und dem nötigen Zubehör kannst du dir doch wohl selbst noch ausstellen.«

»Das schon«, versetzte Kaffler gedeckt, »aber meine SS-Posten kann ich nicht wegschicken. Sie passen auf mich auf, in jeder Hinsicht. Schließlich bin ich ja auch ein Millionentreuhänder.«

»Ich will dir mal was sagen, Friedrich. Seit zehn Jahren sind wir dicke Freunde. Nie hat es was zwischen uns gegeben, keine Unstimmigkeit, keine Differenzen bei der Abrechnung.«

»Das stimmt wirklich«, bestätigte der Schloßherr. »Auf dich habe ich mich immer verlassen können. Du und Laszlo, ihr seid die Besten von allen.«

»Du kannst dich auch weiterhin auf mich verlassen. Deshalb geb' ich dir einen Rat: Schüttle deine SS-Wachen ab und verschwinde, solange es noch Zeit ist.«

»Das - das kann ich nicht«, erwiderte Kaffler. »Ausgeschlossen. Das will ich auch gar nicht.«

»Nach meinen Informationen, und du weißt, ich hab' sehr gute, haben zwei deutsche Offiziere im Auftrag der Heeresgruppe C bereits im alliierten Hauptquartier in Caserta

die vorzeitige deutsche Kapitulation unterschrieben.«

»Aber das ist doch unmöglich«, entgegnete Kaffler rauh.  
»Das wäre ja -«

»Unmöglich?« spottete der Besucher. »Ich kann dir sogar die Namen sagen: Oberstleutnant von Schweinitz und Major Werner. Sie sind gestern von Frankreich mit einer Sondermaschine nach Unteritalien abgeflogen. Ich erwarte ständig die Bekanntgabe der Kapitulation. Dann sitzt du hier in der Falle.«

Das Hefeteiggesicht geriet in Gärung, lief auf; es sah aus, als würden die Hängebacken überquellen. Der Schloßherr auf Zeit kippte ein Glas Veuve Cuquot, goß sich sofort nach, aber so viele Flaschen, wie er noch im Keller hatte, konnte er in einem halben Jahr nicht austrinken; außerdem brauchte er gerade jetzt einen klaren Kopf. »Du weißt, Beat, daß ich fair bin, deshalb kann ich meine Auftraggeber jetzt nicht im Stich lassen.«

»Dann paß bloß auf, daß du nicht auch bald an einer Tankstelle baumelst«, erwiderte Retloff brutal. »Und zwar mit dem Kopf nach unten.«

»Wenn endlich der Befehl zumstellungswechsel kommt, verwandle ich mich in einen Wehrmachtsoffizier«, eröffnete der Sturmbannführer seine persönlichen Zukunftspläne. »Ich tauche für 'ne Weile unter, irgendwo in Deutschland, wo mich keiner suchen wird. Wenn sich diese beschissene Zeit dann einigermaßen beruhigt hat, komme ich zu dir, in die Schweiz, und dann«, sagte er ohne Nachdruck, »dann sehen wir weiter.«

»Und das schöne Geld liegt einstweilen ungenutzt brach - und wenn dir was zustoßen sollte, sogar für immer.«

»Ich kann's nicht ändern«, erwiderte Kaffler. »Aber wenn mir was zustoßen sollte, brauche ich ja auch kein Geld mehr.«

»Stimmt«, versetzte der Mann aus Zürich, »aber es ist ziemlich egoistisch gedacht.«

»Jeder ist sich selbst der nächste«, erklärte der Chef des »3. Germanischen SS-Panzerkorps«. »Falls du eine bessere Idee hast, Beat, laß sie mich wissen.«

Retloff ging an die Tür, riß sie auf, überzeugte sich, daß es keine Zuhörer gab; trotzdem dämpfte er seine Stimme. »Nun paß mal auf, Friedrich«, begann er. »Das ist dir doch wohl klar, daß die Engländer längst von diesen Fälschungen wissen und sie nur geheimhalten, damit nicht ihre ganze Währung zusammenbricht.«

Der Strohmann fauler Riesensummen nickte.

»Sie werden also, sowie der Krieg zu Ende ist, ihre derzeitigen Banknoten ungültig machen und gegen neue, die sie sicher längst gedruckt haben, austauschen.«

»Nehm' ich auch an«, erwiderte Kaffler.

»Und wenn du dann einen größeren Betrag einwechseln willst, schauen sie dir scharf auf die Finger.«

»So ist es. Wie gut, daß wir den größten Teil unseres Gewinns in Dollars und in Beteiligungen angelegt haben.«

»Und den kleineren Teil als Kapitalanlagen für uns persönlich«, stellte Retloff fest. »Da frage ich mich natürlich, was aus den immensen Kapitalansammlungen für das Reich werden soll, wenn es das Reich nicht mehr gibt.«

»Das Reich wird schon seine Rechtsnachfolger haben«, erwiderte Kaffler ausweichend.

»Für gewaschene Gelder?«

»Laß mal, Beat, das ist momentan nicht unsere Sorge.«

»Momentan nicht«, erwiderte der Besucher. »Aber schon bald. Dann brauchst du mich.«

»Und du mich. Und dann weißt du, daß du einen verlässlichen Partner hast. Meinst du, das ist Zufall? Ich bin Menschenkenner, verlaß dich drauf. Diese gewaltigen Summen kann einer allein gar nicht verdauen.«

Der Mann aus Zürich trank jetzt doch ein Glas auf die bewährte Freundschaft.

Eine halbe Stunde später fuhr Retloff los, im Gepäck sämtliche Pfundblüten, die im Tresor von Schloß Labers noch verwahrt waren. Fast eine Million, die diesmal nicht nach dem üblichen Schlüssel aufzuteilen waren, sondern fünfzig zu fünfzig, als Vorschuß auf ein Geschäft, dessen Ausmaße sich noch gar nicht übersehen ließen. Im Einverständnis mit Kaffler sollte Retloff eine Beteiligung an der Privatbank Künderli & Gyger erwerben und sie immer mehr ausbauen. Nach Liquidierung des Dritten Reiches konnten aus seinen Falschgeldvertretern ehrenwerte Bankiers werden.

Der Anruf, auf den der Schloßherr auf Abbruch seit Tagen gewartet hatte, kam am nächsten Morgen, nicht, wie erwartet, aus dem von den Russen belagerten Berlin, sondern aus dem idyllischen Bad Aussee im Salzkammergut. Seltsamerweise waren die Informationsstränge noch weitgehend intakt. Vielleicht hatten sie die Partisanen nicht zerschnitten, um sich selbst untereinander verständigen zu können.

»Kaltenbrunner«, meldete sich eine bekannte Stimme.  
»Können Sie mich verstehen?«

»Jawohl, Obergruppenführer«, bestätigte Kaffler beflissen dem RSHA-Chef.

»Die Operation Bernhard ist beendet. Sie lösen heute noch Schloß Labers auf«, befahl der Anrufer.

»Jawohl, Obergruppenführer.«

»Sorgen Sie dafür, daß nichts zurückbleibt. Kein Briefwechsel, keine Restbestände, keinerlei Hinweis auf Ihre Tätigkeit. Verbrennen Sie unverzüglich, was es an Schriftlichem gibt. Das ist ein Befehl, Kaffler.«

»Jawohl, Obergruppenführer.«

»Danach kommen Sie auf schnellstem Weg in die Festung

Alpenland. Hierher, zu mir. Obersturmführer Wickelt und drei Mann werden Sie während des Transports abschirmen. Die anderen Männer Ihres SS-Begleitkommandos werden zur kämpfenden Truppe versetzt. Verstanden?«

»Jawohl, Obergruppenführer«, erwiderte Kaffler und sagte zu dem mächtigsten Mann des deutschen Polizeiapparats nach Heinrich Himmler: »Ich habe Ihnen eine Meldung zu machen.« Er zögerte, da er nicht wußte, ob man sie dem Telefon anvertrauen durfte.

»Sprechen Sie«, befahl Kaltenbrunner.

»Ich erfahre über eine Querverbindung zum schweizerischen Geheimdienst, daß zwei deutsche Offiziere im Auftrag der Heeresgruppe C in Caserta über eine Kapitulation hinter dem Rücken des Führers verhandeln.«

Der Mann am anderen Ende der Leitung schwieg.

Kaffler wartete ab.

»Sprechen Sie weiter!« befahl der RSHA-Chef.

»Ihre Namen sind Oberstleutnant von Schweinitz und Major Werner. Sie werden heute noch in Bozen via Schweiz zurückerwartet.«

»Schweinerei!« erwiderte der Mann in Bad Aussee. »Ich werde Gauleiter Hofer sofort informieren. Er wird mit den Verrätern abrechnen.« Nach einer kurzen Pause setzte der Anrufer hinzu: »Hören Sie, Kaffler, das bleibt unter uns.«

»Jawohl, Obergruppenführer.«

»Und passen Sie auf sich auf«, sagte Kaltenbrunner, nicht mehr im kalten Befehlston. »Sie wissen ja, daß Sie noch benötigt werden.«

Der Mann, der heute noch den Namen wechseln würde, lächelte maliziös vor sich hin. Wie sehr er noch benötigt würde, wußte er nur zu gut. Es war ein klarer Fall, der nicht einen Ansatz von Übertreibung oder Lüge enthielt. Er hatte rechtzeitig

dafür gesorgt, daß ihm nichts zustoßen konnte, weil man ihn brauchte.

Ohne Kaffler lief nichts. Gar nichts. Keiner kam ohne seine Hilfe jemals an das gehortete Geld heran. Seine - wenn auch anonyme - Unterschrift war notwendig, wenn Gelder oder vorsorglich erworbene Industriebeteiligungen liquidiert werden sollten.

Einen Moment lang überlagerte der Stolz auf sich selbst den Schmerz über den Abschied von dieser gepflegten Umgebung. Seinen schönen Weinkeller mußte er zurücklassen, das Tafelsilber, das Porzellan, die Teppiche, und auch auf seine Notgroschen im Steinsockel des Bergkreuzes mußte er vorläufig verzichten. Aber er hatte sich in einer Zeit, in der man sich auf nichts mehr verlassen konnte, eine beispiellose Lebensversicherung zugelegt; sie schützte ihn sowohl vor den Nazis wie vor seinen Komplizen. Zwar war er ein alter Mitstreiter des Führers und seinerzeit sogar aus dem Ausland heimgekehrt, um Hitler beim Wiederaufbau Deutschlands zu helfen, und hatte sich später - wenn auch nur wenigen bekannt - Verdienste um das Reich erworben; aber Geld weckt Neid, und so war es sicher nicht unklug gewesen, bei seinen Mitwissern gar nicht erst die Versuchung aufkommen zu lassen, ihn etwa auf die einfachste Weise zum Schweigen zu bringen.

Kaffler machte sich da keine Illusionen. Nur Tote reden nicht - aber Tote können auch keine Geldanweisungen mehr unterschreiben. Wenn die Erben des Dritten Reiches jemals an das von ihm angelegte Multivermögen herankommen wollten, mußten sie ihn hüten und hegen wie einen Augapfel. Gerade nach dem Zusammenbruch benötigten die gestürzten Größen mehr denn je ihn und seine sauberer Scheine oder seine nach erstklassigen kaufmännischen Gesichtspunkten als Beteiligungen in neutralen Ländern vorsorglich angelegten Vermögenswerte.

Seine raffinierte Vorsorge schützte Kaffler auch vor den

Strohmännern, seinen Komplizen. Zwar waren sie auch jetzt, kurz vor der Stunde Null, noch seine vertrauten Freunde, aber Geld verbessert ja nicht den Charakter, es schärft nur das Profitstreben, bläst es zur Habgier auf. Es hatte sicher schon anständigere Menschen gegeben als seine Vertrauten, die für weit kleinere Beträge zu Halunken geworden waren.

Einen Moment lang dachte er wieder an Retloff, seinen verlässlichsten Vertrauten, der ohne jedes Risiko in der Schweiz saß und nur auf ihn zu warten brauchte. Freilich vergeblich, wenn er sich nicht beeilte, denn Tieffliegerangriffe und Partisanenüberfälle waren das Kleingedrückte seiner Lebensversicherungspolice.

Laszlo kam wie gerufen.

»Wir müssen weg«, sagte der Chef einer aufzulösenden Tarndienststelle. »Und zwar heute abend noch.«

»Weiß schon.«

»Wieso weißt du das?« fragte Kaffler überrascht.

»Von Obersturmführer Wickert«, erwiderte der Rumäniendeutsche mit einem gewissen Lächeln. »Kaltenbrunner hat zuerst mit ihm telefoniert.«

Einen Moment war der Vertriebschef der Pfundblüten verärgert, aber eigentlich war er sich immer darüber im klaren gewesen, wie sehr er unter Kontrolle stand. Er schluckte den Ärger hinunter und sagte sich, daß er mit vier SS-Männern als Eskorte sicherer und bequemer reiste als auf eigene Faust. Solange die Anweisungen des RSHA-Chefs noch galten, hatte er überall freie Durchfahrt. »Du kommst mit, Laszlo«, ordnete er an. »Wir bleiben zusammen.«

»So ähnlich habe ich mir das auch vorgestellt«, entgegnete der Junge für alles. »Reisen wir in Uniform oder in Zivil?«

»In Uniform natürlich«, antwortete der erfolgreiche Geschäftsmann. »Natürlich nicht in SS-Montur. Ich bin ab

sofort für jedermann Heinrich Krug, Major der Reserve.«

»Jawohl, Herr Major«, entgegnete Laszlo und schlug lachend die Hacken zusammen.

Als sie in der ersten Abenddämmerung mit zwei Kübelwagen aufbrachen, gab es auf Schloß Labers keinen Brief, keine Notiz und nicht eine Blüte mehr. Der Hausherr und sein Adlatus führten nur echte Devisen mit sich, kleine Mengen in handlichen Scheinen, eine Menge Lebensmittel und bloß Handgepäck.

Sie saßen im hinteren Kübelwagen.

Kaffler drehte sich noch einmal um. »Mensch«, sagte er, »mindestens dreihundert Flaschen Veuve Cliquot bleiben zurück, vom Bordeaux und Burgunder überhaupt nicht zu reden.«

Er trug jetzt Wehrmachtsuniform mit geflochtenen Schulterstücken. Soldbuch und Marschpapiere waren auf die neue Identität abgestimmt. Und da selbst auf der Flucht noch Unterschiede sein mußten, stellte Laszlo nur den Oberfeldwebel Manfred Keller dar. Er war nicht unzufrieden mit dem niedrigen Rang. Es war ganz gut, wenn man sich beim Zusammenbruch kleiner machte, als man war.

Sie fuhren durch das Passeiertal über den Jaufenpaß nach Sterzing und weiter zum Brenner, zwei unter Tausenden.

Die Verhandlung hatte in einer Lichtung, direkt an der Straße von Bozen nach Cortina d'Ampezzo, stattgefunden, eine Farce von weniger als drei Minuten, bei der der Ankläger, Major Hammer, auch als Vorsitzender aufgetreten war. Die Beisitzer, zugleich die Schergen, saßen auf kleinen Hockern an einem Klapptisch. Die vier Soldaten, Versprengte, die man vor fünf Minuten aufgegriffen hatte, standen abseits mit gefesselten Händen, bewacht von kroatischen Hiwis.

»Herrschaften, das dauert mir alles viel zu lange«, trieb Hammer seine Feldgendarmen zur Eile an. »Wenn ihr die Prozedur immer so pomadig vollstreckt, laufen uns in der

Zwischenzeit Dutzende von Feiglingen querfeldein davon.«

»Dann müssen wir die Leute eben erschießen«, maulte Oberfeldwebel Schwegler. »Aufhängen braucht nun mal seine Zeit.«

Der Mann hatte kurze, abstehende Haare, eine Zahnlücke und eine krumme Nase, war stiernackig und schielte; er schien schon rein optisch der rechte Mann für die Blut- und Dreckarbeit zu sein, die sich für ihn in der Erkenntnis erschöpfte, daß es besser sei, zu hängen als sich hängen zu lassen. Er war auch kein solches Nervenbündel wie der neben ihm stehende Unteroffizier Ledig, der Schriftführer des Fliegenden Standgerichts.

Der vor kurzem vom Hauptmann zum Major beförderte Chef der Geheimen Feldpolizei sah auf die Uhr. »Das bringt mich um den Abschreckungs-Effekt, Schwegler«, schimpfte er. »Wir schuften doch schließlich nicht zum Vergnügen.« Er wurde schon seit einer Stunde in Cortina erwartet. »Dann macht eben kurzen Prozeß und erschießt die Verurteilten ausnahmsweise«, entschied er.

»Erst müssen noch die genauen Personalien in die Todesurteile eingetragen werden, und wenn's noch so pressiert«, protestierte Unteroffizier Ledig mit überdrehter Stimme. »Ich bin dafür verantwortlich, daß die Vorschriften genau eingehalten werden.«

»Sie Bürohengst«, entgegnete der Major gereizt, »Sie Paragraphenschuster.««

Der Schriftführer duckte sich leicht. Seine abstehenden Ohren zuckten wie Meister Lampes Löffel bei der Annäherung des Jägers. Er klappte das erste Soldbuch auf und trug die Daten in das vorgefertigte Formular ein: Vorname, Nachname, Geburtsdatum, Dienstgrad, Heimatanschrift, Einheit, Tag, Ort und Delikt. Das Delikt war immer das gleiche: »Fahnenflucht und Feigheit vor dem Feind.«

Major Hammer verfolgte, weiß vor Zorn, die

Umständlichkeit seines Unteroffiziers.

Mussolini war tot, aber der Mann, den Freund wie Feind spöttisch den »Vize-Duce« nannten, wütete aktiver denn je. Aus dem berüchtigten Chef eines Partisanenjagdkommandos war der Ankläger, Vorsitzende und Vollstrecke eines Fliegenden Standgerichts geworden, das in der ganzen Operationszone Alpenvorland eingesetzt war. Der wegen seiner Terrormethoden meistgehaßte Mann im italienischen Untergrund war dabei, entsprechende Emotionen auch bei seinen eigenen Landsleuten zu zünden. Major Hammer hatte sich zum unumstrittenen Herrn über Leben und Tod deutscher Soldaten aufgeworfen. Zwar sah selbst die unhaltbare Standgerichtsordnung des Reichsjustizministers vom 15. Februar 1945 vor, daß die Todesurteile von jeweils drei Standrichtern verhängt und vor der Vollstreckung durch den Reichsverteidigungskommissar bestätigt werden mußten - worauf verzichtet werden konnte, wenn er nicht erreichbar war -, aber der Major ernannte einfach seine Feldgendarmen zu Beisitzern. Und der Reichsverteidigungskommissar war Gauleiter Hofer, sein besonderer Gönner. Hammer konnte in den letzten Tagen vor dem Untergang mit vorfabrizierten und blanko unterschriebenen Todesurteilen plötzlich überall zwischen Front und Festung Alpenland auftauchen, sich die nächstbesten Versprengten greifen, verurteilen, aufhängen, einsteigen, weiterfahren und weiterhängen.

Der Major wußte so gut wie jeder andere, daß der Krieg verloren war, aber wenn er schon den Zusammenbruch nicht aufhalten konnte, wollte er sich wenigstens noch an denen rächen, die seiner Meinung für den Bankrott verantwortlich waren. In den letzten Tagen des Dritten Reiches erlebte Hammer den Höhepunkt seiner Karriere und steigerte sich vom Machtrausch in den Blutrausch, auf Vernichtung programmiert, selbst noch auf die eigene.

Viele seiner Kettenhunde hatten sich von ihm weggemeldet,

weil sie sich lieber noch an der Front verheizen als von dem Major zu Hilfshenkern degradieren lassen wollten. Das Sonderkommando war aufgefüllt und vervierfacht worden, mit kommandierten SS-Soldaten sowie mit russischen und kroatischen Freiwilligen.

Die Terroreinheit arbeitete in acht Gruppen. Hammer hatte erfahren, daß Versprengte den Plöckenpaß als Schlupfloch nutzten, um sich nach Hause durchzuschlagen; er wollte es selbst übernehmen, die Lücke abzudichten.

Mit einem Tag Verspätung, denn gestern hatte er sämtliche schweizerischen Grenzübergänge besetzen lassen, um den aus Caserta zurückkehrenden Parlamentären aufzulauern. Sodann waren im Auftrag des Gauleiters in Bozen durch das Sonderkommando Hammer vier Soldaten und Offiziere gehängt worden. Sie hatten im Verdacht gestanden, in die Operation Sunrise, die geheimen Kapitulationsverhandlungen in der Schweiz, verwickelt zu sein. Das war zwar Gauleiter Hofer selbst auch - um so mehr Grund hatte er deshalb, sich jetzt deutlich von den Verrätern zu distanzieren. Mord mit Rückendeckung: Hammer wurde von Hofer und dieser wiederum von RSHA-Chef Kaltenbrunner abgeschirmt. Und alle drei schienen zu erreichen, was beabsichtigt war: die Verhinderung einer vorzeitigen Kapitulation auf dem italienischen Kriegsschauplatz.

Am 28. April war sie im alliierten Hauptquartier in Caserta unterzeichnet, aber noch immer nicht verkündet worden. Auf einmal gab es im deutschen Hauptquartier in Bozen nur noch halbeingeweihte und halbherzige Halbhelden, wenn man von SS-General Wolff absah, der wider Erwarten den Rapport bei Hitler und Himmler in Berlin überlebt hatte, aber nach seiner Rückkehr am Coriner See von einer Partisaneneinheit eingeschlossen worden war.

Während der englische General Alexander darauf wartete, daß sein deutscher Gegenspieler die Kapitulation bekanntgab,

um seinerseits seinen Truppen die Kampfeinstellung zu befehlen, herrschte auf beiden Seiten Funkstille, wurde weiter gekämpft, weiter getötet und weiter gestorben und drohte weiterhin ein furchtbares Blutbad durch einen Massen aufstand der italienischen Bevölkerung.

»Fertig zur Exekution, Herr Major«, meldete der stiernackige Oberfeldwebel stramm; er tat, was man ihm befahl, ohne Eifer, doch auch ohne Mitleid, abgestumpft wie ein Lohnschlächter, der im Akkord arbeitet und auch noch Überstunden machen muß.

»Alsdann, Beeilung, Schwegler«, erwiderte Hammer, zündete sich eine Zigarette an, beobachtete aus gut hundert Metern Entfernung die von ihm befohlene Hinrichtung. Der Jüngste, ein achtzehnjähriger Junge, warf sich auf die Knie und flehte lauthals um sein Leben. Ein Kroate nietete ihn mit einem MP-Feuerstoß auf die Erde, zerfetzte ihm den Oberkörper. Ein zweiter Delinquent versuchte, mit gefesselten Händen davonzulaufen; er wurde abgeknallt wie ein Hase bei der Treibjagd. Der sommersprossige Obergefreite aus Stettin wollte seinem Mörder, der bis auf zwei Meter an ihn herangegangen war, noch ins Gesicht spucken, er schaffte es nicht. Der vierte, schlampig getroffen, stieß gräßliche Schreie aus, bis Schwegler hinzutrat, um ihm den Fangschuß zu geben.

Die Leichen wurden wie Mehlsäcke auf einen Lastwagen geworfen. Es genügte dem Standrichter nicht, arme Teufel ums Leben zu bringen; er befahl, ihre massakrierten Körper noch in den Dienst der Terrorpropaganda zu stellen und die Hingerichteten an einer Straßenkreuzung zur Abschreckung so lange auszustellen, bis der Verwesungsgeruch unerträglich würde. Das Fliegende Standgericht führte ungelenk von kroatischen Analphabeten gemalte Schilder mit der Aufschrift »Wer den Tod in Ehren fürchtet, stirbt in Schande« gleich im Dutzend mit sich.

Major Hammer fuhr im Kübelwagen voraus, am hellen Tag,

trotz der Tieffliegerangriffe, die ihn bisher verschont hatten. Ohne Zwischenfall erreichte er Cortina d'Ampezzo, schlug sein Quartier im »Corona« auf, wo er die Tagesmeldungen seiner mobilen Schergenkommmandos erwartete. Die beiden Parlamentäre von Caserta waren noch immer nicht aufgetaucht, aber die Straßen, über die sie kommen mußten, blieben von Kettenhunden blockiert.

Mitunter waren jetzt intakte Wehrmachtseinheiten ohne Befehl auf dem geschlossenen Rückzug nach Norden. An sie traute sich kein Standrichter heran. Aber entlang der Alpenkette war eine deutsche Gebirgsjägerdivision in Stellung gegangen, die den Befehl hatte, nur Soldaten mit gültigen Marschpapieren durchzulassen.

Am frühen Abend wies der Standrichter ein neues Kommando ein, das sicherheitshalber die Straße zum Plöckenpaß überwachen sollte. Dann erreichte Hammer im Hotel ein Alarmruf von der SD-Außenstelle in Triest. »Obersturmführer Blaurock«, meldete sich eine unbekannte Stimme. »Hauptsturmführer Kißkalt hegt verwundet im Lazarett - ich hab' den Laden hier kommissarisch übernehmen müssen.«

»Schon gut«, erwiderte Hammer ungeduldig. »Wie sieht's bei euch aus?«

»Beschissen«, entgegnete der SS-Offizier. »Morgen, spätestens übermorgen müssen wir räumen und uns nach Udine absetzen.« Nach einer kurzen Pause kam er zur Sache. »Ich bin hinter einer tollen Schweinerei her, Herr Major, und bitte Sie um Ihre Hilfe. Ich hab' soeben erfahren, daß ich Sie in Cortina erreichen kann, es geht um ein einmaliges Gangsterstück dreier Deserteure.«

Der Anrufer berichtete im Telegrammstil, daß Genesende des Luftwaffenersatzlazarets Triest, Fallschirmjäger, von denen zwei unter kriegsgerichtlicher Überwachung stünden, mit entwendeten und gefälschten Marschpapieren desertiert seien.

»Und zwar«, sagte Hauptsturmführer Blaurock, »handelt es sich um einen Hauptmann Stemmer, einen Oberjäger Kudella und einen Fahnenjunkerunteroffizier Kunze. Kudella und Kunze hatten vor ein paar Monaten Partisanen begünstigt und -«

»Aber das weiß ich doch«, antwortete Hammer. »Ich kenne meine Pappenheimer.« Er war elektrisiert, aber man konnte es seiner Stimme nicht anhören. In seinem blassen Gesicht standen auf einmal wieder rote Tupfen, wie damals nach dem Zusammenstoß mit dem Oberjäger.

»Diese Schweinehunde haben ein Totenauto gestohlen und die Leiche eines italienischen Zivilisten als deutschen General maskiert, den sie angeblich nach Deutschland überführen sollen. Die Marschpapiere haben sie nach Angabe des Stabsarztes Dr. Gudrat auf der Schreibstube des Luftwaffenersatzlazarets Triest gestohlen und den Wagen nebst Toten bei einer Bestattungsfirma Mascagni e Figli. Es handelt sich um ein altes Fiat-Modell mit der Aufschrift PAGE. Auf der Heckture prangt der Firmenname.«

»Mascagni e Figli«, wiederholte Hammer. Seine Oberlippe schob sich über die Schneidezähne.

»Die drei Deserteure wurden wiederholt kontrolliert. Ein Oberleutnant der Feldgendarmerie hat ihnen in Palmanova sogar Benzin abgenommen, ließ sie aber wie alle anderen Streifen ziehen, da er nicht wissen konnte, daß sie mit gefälschten Dokumenten reisen, übrigens mit echten Stempeln versehen.«

»Kann ich diese Schweine noch fassen?« fragte Major Hammer, ungeduldig wie ein Rennpferd beim Start.

»Das letzte Mal wurden sie in Longarone kontrolliert. Absolut zuverlässige Information. Ich nehme an, daß sie jetzt in Richtung Ospedale-Pieve-di-Cadore weiterfahren. Wenn Sie ihnen eine Streife entgegenschicken, Herr Major, können Sie diese Lumpen noch abfangen.«

»Das«, erwiederte Major Hammer mit einer von Genugtuung

durchtränkten Stimme, »übernehme ich selbst. Besten Dank, Obersturmführer«, setzte er hinzu. »Ende.« Er legte auf und scheuchte seine Männer, die sich bereits hingelegt hatten, hoch, um eine geeignete Stelle bei Pieve di Cadore ausfindig zu machen, wo er den Verhafteten auflauern würde.

Unteroffizier Ledig war nicht auffindbar. Sie wollten ohne ihn abfahren, aber im letzten Moment war er zur Stelle, kassierte einen Anschuß und nahm schweigend Platz.

Der Anrufer in Triest, der sich Obersturmführer Blaurock genannt hatte, drehte sich nach dem schmalen Mann mit der Künstlermähne um und lächelte. »Konnte nicht besser klappen«, sagte er. »Die Sau läuft blind in die Falle.«

Caligula nickte; er hatte in Triest, wo es im Endspurt zwischen Italienern und Jugoslawen um Stadt und Region ging, Wichtigeres zu tun, aber aus Haß gegen Hammer leistete er sich eine Extravaganz. Der Partisanenführer wußte, daß er nicht alle fassen konnte, die den Tod verdient hatten, aber diesen einen wollte er haben, und dafür scheute er weder Mühe noch Aufwand.

Caligula hatte seit langem den Menschenfänger überwachen lassen und die drei Fallschirmjäger mit ihrem Carro funebre als Köder ausgelegt. Es war ihm gelungen, einen von Hammers Leuten umzudrehen und ihn als Informanten zu nutzen. Wenn der Mann funktionierte, mußte in den nächsten Minuten Ninos Optimismus bestätigt werden.

Das Telefon klingelte.

Nino nahm den Hörer ab.

»Klappt«, sagte der Mann, der die Verbindung zur Laus hielt, die in Hammers Pelz saß. »Sie rücken soeben in Richtung Passo Monte Croce vor.«

»Gut«, erwiderte Nino und gab im Auftrag Caligulas dem Partisanenunterführer mit dem Decknamen Sulla letzte Anweisungen.

Kaffler kam nur bis Matrei. Seit Sterzing rollten die beiden Kübelwagen nur noch stotternd. Einige Radumdrehungen, zehn Meter, vielleicht fünfzig, hundert waren bereits ein Glücksfall. Über ihnen, in großer Höhe, flogen Bomberpulks nach Restdeutschland. Diese Viermotorigen brauchten die Männer auf dem Weg nach Bad Aussee nicht zu fürchten, aber immer wieder kreisten über ihnen alliierte Nahaufklärer wie Geier um die Karawane.

Es war zu befürchten, daß sie die Jabos herbeifunkten würden.

Von allen Männern seines SS-Begleitkommandos konnte Himmlers abberufener Falschgeldagent den Obersturmführer Wickelt am wenigsten leiden, weil er sich am unpersönlichsten gab. Der Mann rauchte nicht, trank nicht, nahm keine Geschenke an, ein temperamentloser Temperenzler, bar jeden Humors. Augen von einem verwaschenen Blau wie zerlaufene Tempera, fast farblose Haare, einer dieser bevorzugten Typen, die ebenso gut für die nordische Rasse wie für die Pigmentarmut Modell stehen konnten.

»Wenn wir erst einmal von dieser verdammten Hauptstraße herunter sind und uns seitwärts in die Berge schlagen, wird nicht mehr so viel los sein«, sagte Laszlo. »Weder auf der Straße noch in der Luft.«

»Glaub' ich auch«, erwiderte Kaffler.

Seine Worte verloren sich im übermächtigen Motorenlärm.

Sie wurden gerade von den ersten Bomberformationen überflogen, die von ihrem Einsatz im Norden wieder zu ihren italienischen Feldflughäfen zurückkehrten, vollzählig, im exakten Formationsflug wie bei einer Militärparade.

Die Kolonne stand wieder. Zwischen den vorderen und den hinteren Kübelwagen hatten sich drei Lastzüge geklemmt. Es sah aus, als würde es lange nicht mehr weitergehen. Kaffler kletterte aus dem Wagen, zündete sich eine Zigarette an und ging mit Laszlo auf und ab, stets im Blick des

Obersturmführers, der seine Verachtung der Wehrmachtsuniformen seiner Begleiter deutlich zeigte.

»Wie stellst du dir eigentlich deine Zukunft vor, Laszlo?« fragte Kaffler.

»Weiß nicht«, erwiderte der Benjamin von Schloß Labers. »Soweit hab' ich eigentlich noch gar nicht gedacht.«

»Aber ganz arm wirst du sie wohl nicht antreten«, fuhr sein seitheriger Arbeitgeber fort. »Du kannst doch nicht dein ganzes Geld mit bunten Krawatten, Maßhemden, modischen Anzügen und Luxusnüssen verjubelt haben.«

»Alles nicht«, antwortete Laszlo. »Aber ziemlich viel.«

»Verschwender«, erwiderte Kaffler lachend. »Macht nichts«, setzte er hinzu, freundlich wie ein lieber Erbonkel. »Das ersetzt' ich dir alles und noch viel mehr, wenn du weiterhin loyal zu mir hältst.«

»Aber da gibt's doch wohl keinen Zweifel«, entgegnete Laszlo heftig.

»Keinen Zweifel«, wiegelte der Ex-Schloßherr von Labers sofort ab. »Wenn erst einmal der Krieg zu Ende ist, wirst du so reich werden, wie du es dir jetzt nicht einmal in deinen Träumen vorstellen kannst.«

Der junge Mann in der Uniform eines Oberfeldwebels nickte. Er war nicht so naiv, wie er wirkte; er hatte seine eigenen Vorstellungen von der näheren Zukunft, und zwar gleich in zwei Versionen: eine mit Kaffler, eine ohne ihn. Ihm konnte es recht sein, daß ihn sein Chef mit auf die Reise nach Bad Aussee genommen hatte, wo er ausgezeichnete Beziehungen nach allen Seiten hatte, selbst zu den Falschmünzern im Häftlingskittel.

Während des Gesprächs hatte sich Kaffler gut zwanzig Meter vom Kübelwagen entfernt, und prompt rief ihn dieser Wickelt an: »Sturmbannführer, gehen Sie nicht so weit weg, damit wir gleich losfahren können, wenn die Strecke wieder frei ist.«

»Du Scheißkerl«, murmelte Kaffler zwischen den Zähnen.

Er erfaßte immer deutlicher, daß seine ganz große Zukunft erst beginnen würde, wenn das System, dem er sie verdankte, hinweggefegt war. Je später er ins Salzkammergut kam, desto besser war es für ihn. Am liebsten wäre er dort erst eingetroffen, wenn sie den Obergruppenführer bereits gehängt hatten. Er erschrak selbst über seine ketzerischen Gedanken, aber ein Vollblutopportunist wie er wußte genau, wann es an der Zeit war, die Fronten zu wechseln.

Um es dem Obersturmführer zu zeigen, entfernte er sich noch ein paar Meter weiter vom Kübelwagen. »Nun paß mal auf, mein Junge«, redete er auf Laszlo ein. »Wir müssen nur hier durchkommen und dann im Salzkammergut in Ruhe den Weltuntergang überleben. Danach gehen wir ein paar Wochen oder Monate auf Grund. Wenn wir wieder auftauchen, sind wir gemachte Leute.« Mit einem satten Lächeln setzte er hinzu: »Geschäftsleute.«

Laszlo betrachtete ihn ungläubig, aber interessiert.

»Du bleibst mein junger Mann. Und meine rechte Hand«, fuhr Kaffler fort. »Ordentliche Geschäfte, keine faulen Sachen. Und Unmengen von Geld, so viel, daß du es nicht mehr zählen kannst.«

»Das klingt wirklich gut, Sturmbannführer.«

»Major, bitte«, entgegnete Kaffler. »Wir werden unsere eigene Gesellschaft haben. Über die ganze Welt verteilt. Holding in der Schweiz. Filialen in Monte Carlo, Panama, Montevideo, Buenos Aires, Rom und Lima, und weiß Gott noch wo, sicher auch bald in den USA. Wir werden mit allem handeln, was Geld bringt. Beteiligungen an Bankhäusern, Schiffahrtslinien, Hotelketten, an der Stahlindustrie und an pharmazeutischen Konzernen. Natürlich nur in Ländern, die den Krieg gewonnen haben oder zumindest neutral waren. Selbstverständlich alle Geschäfte nur auf Dollarbasis, den Dollar

zu vier bis fünf Friedensmark, wohlgemerkt.«

Sie gingen ein Stück zum Kübelwagen zurück, entfernten sich dann wieder in der Gegenrichtung.

»Du wirst dann nicht mehr mein Spezialkurier sein, Laszlo, sondern mein Direktor«, fuhr der Ex-Schloßherr fort. »Nicht mehr für eine Provision, sondern für ein anständiges Salär mit Gewinnbeteiligung. Sagen wir mal Anfangsgehalt fünfundzwanzigtausend im Monat.«

»Fünfundzwanzigtausend?« erwiderte der Junge verblüfft.

»Dollars«, versicherte der Mann in der Majors uniform.

»Fünfundzwanzigtausend Dollars?« vergewisserte sich Laszlo kopfschüttelnd; er machte ein Gesicht wie ein Glatzkopf, dem ein Quacksalber dichten Haarwuchs verspricht.

»Mindestens«, beteuerte der Multihehler des Dritten Reiches. »Ja«, setzte er klassisch werdend hinzu, »die Treue ist kein leerer Wahn.« Einen Moment lang dachte er an Kreppel, den er erschossen hatte. Sein Gesicht verkrampte sich. So hätte er sich nicht exponieren sollen, noch dazu wenige Monate vor dem Finale. In anderen Fällen war er immer in Deckung geblieben; nur ein einziges Mal hatte er auf Befehl vor indirekten Zeugen ein Exempel statuiert, das er jetzt bedauerte. Aber von seinen Leuten wußte ja nur Laszlo davon, und dem Jungen würde er den Mund mit Dollarscheinen stopfen.

In der Luft lag ständig Motorengebrumm. Dem Ex-Sturmbannführer fehlte das Gehör des Frontsoldaten, der schon akustisch die Gefahrengrade richtig einschätzt. Kaffler sah nur, daß der Liberator-Pulk diesmal viel niedriger aus Süden anflog, erfaßte auch noch, daß die Soldaten von ihren Fahrzeugen wegspritzten und im Gelände Deckung suchten.

Kaffler und Laszlo liefen automatisch davon, so schnell sie konnten, blindlings weg von der Straße, der eine nach links, der andere nach rechts. Ringsum krachte der Bombenteppich, mit dem die Viermotorigen die Brennerstraße unterbrechen wollten.

Der vordere Kübelwagen mußte den ersten Volltreffer hinnehmen. Die beiden SS-Männer, die in ihm gesessen hatten, wurden zerfetzt. Dann kreprierte Bombe um Bombe. Die Druckwellen der Explosionen machten das Trommelfell taub. Rauch beizte die Augen, blendete sie. Sowie er sich etwas verzog, fegten die Jabos heran und feuerten im Tiefflug auf alles, was sich noch bewegte.

Laszlo war durch die Druckwellen der Explosion zu Boden geschleudert und von Sand und Dreck zugeschüttet worden. Benommen schaufelte er sich frei, begreifend, daß der faule Zauber vorbei war. Er erhob sich mühselig, sah an sich entlang, als könnte er nicht begreifen, daß er nicht verwundet worden war. Mechanisch stapfte er zu dem Wagen zurück, oder besser zu der Stelle, an der der Wagen gestanden hatte. Das Gefährt war Schrott, zehn Meter daneben lag, mit ausgebreiteten Armen, von einer MG-Garbe zersägt, Obersturmführer Wickelt, auf der anderen Seite, etwa gleich weit entfernt, sein Fahrer, oder besser, was von ihm übriggeblieben war.

Jetzt hörte Laszlo auch die schrillen Schreie der Verwundeten. Aus den Wolken von Tod, Gestank und Vernichtung schälten sich die Konturen einiger Männer, die das Schlamassel heil überstanden hatten. Kaffler war nicht unter ihnen. Laszlo suchte eine halbe Stunde nach dem Mann in der Majorsuniform. Er zwang sich, die zerrissenen Toten genau anzusehen. Er fragte die Überlebenden nach seinem Chef aus; vergeblich. Da wurde dem Laufjungen von Schloß Labers klar, daß der Mann, der ihm eine goldene Zukunft bescheren wollte, zu den Toten gehören mußte, die durch Volltreffer bis zur Unkenntlichkeit zerstückelt worden waren.

Laszlo hielt es für unwahrscheinlich, daß Kaffler den Angriff und seine Folgen ausgenutzt hatte, um sich zu verkrümeln - möglich war freilich alles.

Der Pseudo-Oberfeldwebel gab es auf, sich immer neue Möglichkeiten auszudenken. Es war Zeit, an sich selbst zu

denken.

Auch die Drei von Triest hatten in den letzten zwei Tagen mehr gestanden, als sie gefahren waren, obwohl die Nebenstrecke, auf der sie sich befanden, langst nicht so überfüllt war wie die Brenner-Route. Ihre Hoffnung, noch vor den Amerikanern München zu erreichen, sank auf Halbmast. Kudella hatte bei einer seiner Beschaffungsaktionen in einer entlegenen Trattoria soeben im Äther die Meldung eines US-Soldatensenders aufgefischt, daß die amerikanischen Truppen das Konzentrationslager Dachau befreit hätten.

Von Dachau nach München waren es achtzehn Kilometer, und das war genau die Strecke, die sie gestern geschafft hatten. Nicht nur die ständigen Kontrollen, Absperrungen und Verstopfungen hielten ihre Fahrt auf - der Carro funebre hatte offensichtlich die Grenze seiner Leistungsfähigkeit erreicht und zeigte fortwährend neue Gebrechen.

Am Dienstagabend waren sie in Triest aufgebrochen, jetzt war bereits Sonnabend, und sie lagen fest und reparierten noch an der Zündanlage herum; mal fiel der Anlasser aus, dann das Licht. Wenn sie den Wagen instandgesetzt hatten, mußten sie von nun an auch am Tage weiterfahren, wenn sie nicht gleich hier abwarten wollten, daß die Angloamerikaner sie einholten.

»Probier's doch noch mal, Sokrates«, rief Stemmer dem kleinen Kunze zu.

Der Junge aus Berlin zog den Anlasser; er hatte schon Blasen an den Fingern, aber nichts rührte sich. Ihre Laune näherte sich bei strahlendem Frühlingswetter dem Gefrierpunkt. Erst gegen Mittag schafften sie es, stiegen ein und rollten los.

Sie schwiegen alle drei, aber jeder dachte wohl dasselbe, daß sie das Risiko vergeblich auf sich genommen hatten, da ihre Reise nun doch in einem POW-Camp enden mußte.

»Nun paßt mal auf, Freunde«, sagte der kleine Kunze auf

einmal, und ohne den Blick von der Straßenkarte zu nehmen, fuhr er fort: »Wenn wir schon nicht nach München kommen, dann weiß ich vielleicht doch einen Ausweg -«

»Dann zeig ihn uns ganz schnell«, höhnte Kudella.

»Innerhalb der Alpenkette«, erklärte der Berliner, »könnte ich euch einen Schlupfwinkel anbieten, daß euch die Augen übergehen.« Sein Finger fuhr in nordöstlicher Richtung auf der Karte entlang.

»Nun mach's nicht gar so spannend«, versetzte Adrian zwischen Hoffnung und Enttäuschung.

»Ein stillgelegter Bauernhof am Fuß des Höllengebirges«, sagte Kunze, »zwischen dem Traunsee und dem Attersee im Salzkammergut. Gehört meinem Stiefvater, einem Wiener.«

»Was meinst du, wie überbelegt das Haus sein wird«, erwiderte Stemmer.

»Er hat sich aber auch noch als Asyl ein Almhaus in den Bergen ausgebaut«, fuhr Sokrates fort. »Die Kufloh-Hütte. An die zwölfhundert Meter hoch, nur zu Fuß erreichbar, das letzte Stück. Weit und breit kein Mensch, ganz einsam und richtig romantisch. Eigene Quelle, eigene Forellen. Und jetzt kommt der Clou: Lebensmittel in Masse, die reinste Schlaraffenlade, reicht für Monate, vielleicht noch langer -«

»Und woher weißt du das?«

»Weil ich sie im letzten Urlaub mit dem Rucksack selbst hinaufgeschleppt hab' - Tag für Tag bis zum Überdruß.«

»Für wen?«

»Für meinen Stiefvater. Ihr wißt ja, daß meine Mutter noch einmal geheiratet hat. Und ich hab' geflucht und geschwitzt und geschleppt: Rauchfleisch, Schmalz in Büchsen, Dosenleberwurst, Zucker, Mehl, Ölsardinen, Marmelade, Fruchtkonserven, Schnaps, Schokolade, alles in rauhen Mengen.«

»Ist dein neuer Vater eigentlich Gemischtwarenhändler?« fragte Kudella.

»Mein Stiefvater«, korrigierte ihn der Kleine. »Nee, das hat er alles für sich und seinen Unterschlupf auf die Seite gebracht. Ein Raffke, wie er im Buch steht.«

»Wo das Paradies liegt, wissen wir also«, spöttelte Stemmer, »nur nicht, wie wir hinkommen sollen.«

»Sprung auf, marsch, marsch!« rief Kudella lachend. »Auf zu den sieben Zwergen hinter den sieben Bergen!«

»Schneewittchens Fata Morgana«, sagte Stemmer.

»Hört endlich auf mit dieser Blödelei«, stoppte sie Kunze. »Werft lieber einen Blick auf die Karte: Wenn die Amis in München sind, kommen sie ganz schnell auch nach Innsbruck und nach Salzburg -«

»Und auch ins Höllengebirge«, erwiderte Stemmer.

»Aber zuletzt«, versetzte der Berliner.

»Da hat er natürlich recht«, bestätigte Kudella. »Sokrates, der Weise.« Er betrachtete aufmerksam die Karte. »Du meinst, wir fahren nach San Stefane di Cadore, nicht nach Bruneck, sondern über Arnbach, Lienz, quer durch die Hohen Tauern weiter -«

»So ist es«, erwiderte der kleine Kunze.

»Und wie willst du über den Großglockner kommen?«

»Notfalls zu Fuß«, entgegnete er und wies auf den Sarg. »Irgendwann müssen wir uns ja ohnedies von unserem Kameraden und Reisegefährten verabschieden.«

»Du wirst lachen«, lenkte Kudella ein. »Sokrates hat recht.«

Vor ihnen der nächste Stau. Eine Offiziersstreife. Die dritte des Tages.

Kunze, der am Steuer saß, reichte mit blasiertem Gesicht die Marschpapiere durchs Fenster.

»Aussteigen!« fuhr ihn ein Hauptmann aus dem Hintergrund

an.

Alle drei mußten das Gefährt verlassen und außer den Marschpapieren auch noch die Soldbücher vorzeigen. Der Hauptmann ging sie von vorne bis hinten durch; ihn interessierten sogar die Urlaubseintragungen sowie die Orden und Ehrenzeichen.

»Haben Sie schon demobilisiert, Herr Stemmer?« fragte er ironisch den Ranggleichen.

»Wieso?«

»Weil Sie Ihr Ritterkreuz nicht mehr tragen.«

»Muß ich bei der eiligen Abreise vergessen haben«, antwortete der Verwundete und lächelte. »Werd' mir eben ein neues besorgen müssen, wenn ich noch dazu komme.«

Der Hauptmann mit dem schmalen Kopf sah von einem zum anderen, hielt die Soldbücher unschlüssig in der Hand. Er las den seltsamen Marschbefehl schon zum dritten Mal, mit dem gleichen Kopfschütteln wie alle anderen Streifen vor ihm. Seine Feldgendarmen sahen ihn an; auch sie wußten nicht, was sie mit diesem Leichentransportkommando anfangen sollten.

»Herr Stemmer«, sagte der Streifenführer dann, »Ihre Papiere sind soweit in Ordnung, aber ich habe meine Vorschriften. Ich muß - und ich bitte um Ihr Verständnis dafür - den Sarg öffnen lassen.«

»Bitte«, erwiderte Stemmer und dachte einen Moment lang daran, daß der Anführer der Kettenhunde ja dann auch gleich seine Blechkrawatte finden würde.

Der Hauptmann gab seinen Männern einen Wink. Sie schraubten den Zinnsarg auf, hoben den Deckel und traten zurück. Der Anführer der Feldgendarmen beugte sich über den Toten: Er sah die Uniform, den Generalsrang, die Auszeichnungen und den martialisch-friedlichen Gesichtsausdruck, den man dem Findeltoten verliehen hatte. Er

nahm Haltung an und grüßte mit respektvoll ausgestrecktem Arm. »Gut, Herr Stemmer«, sagte er dann. »Sie entschuldigen, aber es mußte sein.«

Sie lachten über den Zwischenfall noch bis kurz vor Pieve di Cadore. Immer wieder äffte der kleine Kunze die Ehrenbezeugung vor dem italienischen Gemüsehändler nach. »Gut gemacht, Enrico«, sagte Sokrates und kloppte auf den Sargdeckel. »Wenn's nach mir geht, kriegste 'n anständiges christliches Begräbnis. Wir wissen, was wir dir schuldig sind.«

Sie lachten wieder.

Dann verging es ihnen. Im letzten Moment wurde ein auf der Straße liegendes Drahtseil hochgezogen.

Kudella drückte fluchend die Bremse durch. Der Wagen kam ins Schleudern und machte noch ein paar Sätze, bevor er stand.

»Ihr blöden Hammel!« schrie der Schlesier die Feldgendarmen an. »Sollen wir uns das Genick brechen wegen euch Arschlöchern?«

Derbe Fäuste hielten ihn fest, zogen ihn aus dem Wagen. Er schüttelte sie ab. Durch einen Kolbenstoß in den Rücken wurde er außer Gefecht gesetzt. Jetzt sah er hinter den Hiwis in deutscher Uniform Major Hammer und verwünschte sich, weil er ihn auf dem Gutshof nicht fertiggemacht hatte.

Russen und Kroaten waren auch über die beiden anderen Genesenden hergefallen, so plötzlich, daß sie keine Chance gehabt hatten, an ihre MPs heranzukommen. Die Hände wurden ihnen auf den Rücken gebunden, mit Drahtschlingen, die tief ins Fleisch schnitten. Auch ihre Füße wurden gefesselt.

»Die Burleske mit dem Leichentransport ist zu Ende«, sagte Major Hammer. In seiner Stimme schäumte Triumph. »Elemente wie euch hatte ich damals gleich hängen lassen sollen.«

Im Stehen zog er seine Farce von Standgerichtsverhandlung

ab: Er, Oberfeldwebel Schwegler und ein zweiter »Beisitzer« verurteilten die drei Aufgegriffenen zum Tode durch Erhängen.

»Reichsverteidigungskommissar Hofer hat die Urteile bereits bestätigt«, stellte Hammer fest. »Sie sind sofort zu vollstrecken.«

Er trat ein wenig zurück, während der praktisch veranlagte Schwegler einen Baum suchte, dessen wuchtige Aste für die Exekution geeignet wären.

Sie rissen Adrian Stemmer die Schulterstücke ab und hängten ihm das Schild um : »Ich sterbe als Feigling.« Obwohl Kudella gefesselt war, mußten ihn noch zwei Mann festhalten, als sie ihm das Kainszeichen anhefteten.

Die Hiwis trugen Stemmer zu dem Baum wie eine große, schwere Puppe, und der Münchener begriff, mehr angeekelt als zornig, daß er seinen Vater und seine kleine Schwester nie mehr wiedersehen würde. Er betrachtete die Berge mit den schroffen Zinnen und dem satten Grün an den Hängen. Einen Moment lang spürte er den Frühling, dann schmolz sein ganzes Leben auf den einen Wunsch zusammen, vor diesen Schlächtern nicht schwach zu werden.

Stemmer hatte sich abgewöhnt, über den Tod, und was nach ihm kam, viel nachzudenken, weil solcherlei Meditationen nur zu Verzögerungen führten, wenn es darauf ankam, schneller zu schießen oder zu töten als der andere. Und jetzt, in diesen wenigen Sekunden, die sie brauchen würden, um ihn hochzuheien und ihm die Schlinge um den Hals zu ziehen, war die Zeit zu kurz, um derartige Überlegungen anzustellen. Er sah unverwandt dem untersetzten, kahlköpfigen Hammer in die Augen, bis der Major den Blick zur Erde senkte.

Als sie ihn hochziehen wollten, geschah es.

Plötzlich knallten Schüsse.

Jeder war gezielt.

Acht Mann des Fliegenden Standgerichts fielen um wie Kegel. Hammer griff nach seiner MP.

Bevor er sie in Anschlag hatte, schoß sie ihm Unteroffizier Ledig aus der Hand.

Dann fielen die Partisanen über den Major und die bisher verschonten Mitglieder seines Aufhängestabs her, überwältigten und fesselten sie. Die Partisanen, verwegene, abgerissene Typen, denen Schweiß und Haß im Gesicht standen, mußten die Vorposten lautlos erledigt haben - Messerarbeit. Bereits während der »Standgerichtsverhandlung« waren sie wohl ganz in der Nähe gewesen und hatten ihre Ziele sorgfältig ausgesucht.

Um Stemmer, Kudella und Kunze kümmerten sich die Partisanen, zu denen offensichtlich der Unteroffizier gehörte, der Hammer die Waffe aus der Hand gefeuert hatte, nicht. Die anderen mußten sich mit auf dem Rücken zusammenggebundenen Händen in einer Reihe aufstellen.

Der Anführer des Partisanenkommandos, ein kleiner Mann mit scharfen Gesichtszügen, trat auf die Gefangenen zu. Sein Blick blieb an dem stiernackigen Schwegler hängen. »Du«, sagte er und fuhr mit der flachen Hand unter dem Kinn durch, grinste, deutete auf Major Hammer, »du ihn hängen oder -«, setzte er, der im Untergrund Sulla hieß, hinzu und drückte den Lauf seiner MP gegen den Bauch des Oberfeldwebels.

Schwegler begriff, daß er tun sollte, was er immer getan hatte: Befehle ausführen. Er verfiel ohne Skrupel in seine Beschäftigung, ohne Eifer und ohne Mitleid, ein Lohnschlächter am Fließband, miserabel bezahlt.

»Sie Drecksack!« schrie Hammer. Er beneidete die Toten seines Kommandos, denn er wußte, daß er kein so schnelles Ende finden würde. Seine Schließmuskeln versagten, aber er wollte lieber mit vollgeschissenen Hosen sterben als die Partisanen um Gnade anbetteln. Er spuckte Schwegler ins Gesicht.

Der Stiernacken wischte sich gleichgültig den Speichel weg, bevor er seinem Chef die Drahtschlinge um den Nacken legte.

»Nicht so«, sagte Sulla und deutete mit dem Pistolenlauf auf die Fußknöchel Hammers.

Schwegler begriff, daß er den »Duce di riserva« mit dem Kopf nach unten aufknüpfen sollte, wie der tote Mussolini an der Tankstelle aufgehängt gewesen war. Er winkte seine Hiwis herbei. Einer preßte dem Major die Hand auf den Mund, um die Schreie zu ersticken. Hammer biß zu. Der Mann mußte fluchend auslassen. Zwei Hiwis kippten den Major wie eine Kinderwippe, ein dritter wickelte die Drahtschlinge um seine Füße.

Mit vereinten Kräften zogen sie ihn hoch.

Hammer schrie wie ein Tier im Schlachthof. Er baumelte hin und her wie ein Pendel, mit dem Kopf so knapp über dem Boden, daß seine Haare ihn berührt hätten, wenn er nicht kahl gewesen wäre. Sein Schädel schwoll an, wurde dicker, wie ein roter Ballon, in den Luft hineingepumpt wurde, immer mehr, so lange, bis er platzen mußte.

Die Schreie kamen etwas leiser, gedämpfter. Das Pendel schlug nicht mehr voll aus. Von der Hand troff Blut, lief über das entstellte Gesicht.

Kudella begriff, daß es von der Schußverletzung kam. Der Oberjäger überlegte, wie lange es dauerte, bis ein Mensch, der so gequält wurde, es überstanden hatte. Dann fragte er sich, ob und wie sie auch ihn und seine Freunde töten würden.

Sulla winkte seinen Leuten, rief ihnen etwas zu.

Sie nahmen den Drei von Triest die Fesseln ab. Die Befreiten schüttelten Arme und Hände, um die abgestorbene Blutzirkulation wieder in Gang zu setzen.

»Haut ab«, sagte Sulla, der an sie herangetreten war, »bevor wir es uns anders überlegen.« Er betrachtete die drei

Begnadigten, als bedaure er es, sie ziehen lassen zu müssen. Dann sah er einen Moment zu Hammer hin, dessen Kopf noch mehr angeschwollen war und sich blau zu färben begann. »Saluti di Nino«, teilte er ihnen den Grund seiner Großzügigkeit mit. »Los, schnell!« Er lächelte ungut und rang sich noch ab: »Buon viaggio.«

Die Partisanen kassierten die MPs im Wagen und die Munition, dann konnten die Ausreißer von Triest weiterfahren. Sie waren noch keine dreihundert Meter vom Ort des Grauens bei Pieve di Cadore entfernt, als sie hinter sich Schüsse hörten. Kein Feuerwechsel, sondern eine Serie aus einer Maschinenpistole, wenn sie an einer Reihe aufgestellter Männer entlangfährt.

Sie waren übereingekommen, auf ihrer Reise keinen Tropfen Alkohol anzurühren, aber jetzt tranken sie gierig eine ganze Feldflasche Grappa aus.

»Na ja«, sprach Kudella seinen profanen Nekrolog, »dieses Schwein und seine Spießgesellen haben es ja auch nicht anders verdient.«

Sie kamen jetzt zügig voran - von einer Reifenpanne abgesehen, ohne weiteren Zwischenfall. Die Gebirgsjäger ließen sie durch die Sperrkette, die sie vor die Festung Alpenland gelegt hatten.

Kurz vor dem Großglockner ging ihnen das Benzin endgültig aus. In dem Ort Winklern holten sie den Totengräber herbei und brachten ihn mit Geld und guten Worten so weit, den falschen General zu beerdigen, und damit es schneller ging, halfen sie dabei mit.

»Ciao, Enrico«, sagte der kleine Kunze und warf eine Schaufel Sand hinterher.

Kudella, der Tüchtige, hatte bereits drei Fahrräder, Rucksäcke und Satteltaschen besorgt. Sie ließen den Carro funebre einfach stehen und nahmen an Vorräten und Ausrüstung

so viel mit, wie sie schleppen konnten.

Am 30. April 1945 erschoß sich Adolf Hitler in der Katakombe der Berliner Reichskanzlei. Einen Tag danach unterbrach der Reichssender Hamburg sein Programm und gab bekannt, daß der Führer bei der Verteidigung Berlins gefallen sei. Jetzt endlich, mit drei Tagen Verspätung, jedoch eine knappe Woche vor der offiziellen Kapitulation, gelangte auch die »Operation Sunrise« ans Ziel: Generaloberst von Vietinghoff befahl der Heeresgruppe C, den Kampf unverzüglich zu beenden. Unmittelbar darauf erließ auch General Alexander Order an die Angloamerikaner, das Feuer einzustellen. Damit war ein Massenmassaker in Norditalien vermieden, zugleich aber der südliche Zugang zur Festung Alpenland für die Alliierten frei geworden.

Die Amerikaner erreichten den Brenner, die Engländer Triest und rückten von hier in Kärnten und in die Steiermark ein. Am 2. Mai fiel Berlin, die US-Panzer spitzen standen an diesem Tag bereits in Salzburg. Die legendäre Festung Alpenland hatte sich als reiner Propagandabluff erwiesen.

Himmlers Falschgeldfabrik im oberösterreichischen Redlzipf bei Vöcklabruck, eine knappe Autostunde von Linz entfernt, war bis zuletzt in Betrieb gewesen, aber nun näherten sich die Amerikaner von Westen und die Russen von Osten. Es war kein Krieg mehr, sondern ein schierer Wettkauf. Sowohl die Falschmünzerhäftlinge wie ihre SS-Bewacher warteten seit Tagen auf Anweisungen des Reichssicherheitshauptamts, aber in der Machtzentrale an der Prinz-Albrecht-Straße saßen bereits die Russen. Die Mammutinstitution war auf eineinhalb Zimmer im umgebauten Kuhstall des Prinzen Hohenlohe in Altaussee zusammengeschrumpft, die Kaltenbrunner bewohnte. Eigentlich war es nur das Liebesnest des Obergruppenführers, aber im Vorraum des Schlafzimmers stand ein Feldtelefon, über das ein Gefürchteter, der sich nunmehr selbst zu fürchten hatte, seine Befehle gab.

Er hatte einen SS-Major zum Rapport befohlen und ließ ihn zwanzig Minuten warten. Dann trat der Mann mit den schlechten Zähnen, den schüchteren Haaren, den Schmissen im Gesicht, unrasiert und im Pyjama aus dem Schlafzimmer, winkte ab, als Sturmbannführer Müller-Malbach Haltung annahm. »Stehn S' doch kommod«, sagte er und bot ihm einen der beiden Stühle an. »Befehl vom Reichsführer persönlich: Fahrn S' sofort nach Redl-Zipf und losen S' das Unternehmen Bernhard auf.«

»Jawohl, Obergruppenführer!«

»Kein Indiz, keine Spur darf zurückbleiben, zerstörn S' die Maschinen und vernichten S' alles, was Sie nicht mitnehmen können.«

»Und die Häftlinge?«

»Die schaffn S' nach Ebensee. Der Lagerleiter weiß bereits, was mit ihnen zu g'schehn hat«, umschrieb Kaltenbrunner den Mordbefehl. Er reichte Müller-Malbach die Hand. »Ich muß Sie persönlich dafür verantwortlich machen, Sturmbannführer«, setzte er hinzu, »daß kein Mensch jemals etwas von dieser Operation erfährt, sie ist Geheime Reichssache und muß es auch bleiben, gleichgültig, was hier geschieht.«

Müller-Malbach, übergewichtig, breitgesichtig, gebrochenes Nasenbein, brauchte einen ganzen Tag, bis er am Schauplatz der größten Falschgeldaffäre in der Kriminalgeschichte eintraf und dort hektisches Durcheinander verbreitete.

Bewacher und Häftlinge arbeiteten Schulter an Schulter bei der Zerstörung der Falschgeldfabrik. Eile tat not, wenn sie noch vor dem Einmarsch der Sieger wegkommen wollten. Pressen, die monatlich vierzigtausend Blüten hergestellt hatten, wurden unbrauchbar gemacht, die Falsifikate zweiter Wahl verbrannt. Es gab einen enormen Vorrat an luppenreinen Pfund-Noten, einen schwarzen Bestand, den man stillschweigend geführt hatte. Diese Geldbündel wurden, zusammen mit Ausweisen,

Stempeln und Druckplatten, in sarggroße Kisten gepackt und vor dem Stollen auf sieben LKW verladen.

Alle hasteten durcheinander. Es ging nicht mehr so genau. Keiner zählte und keiner registrierte die Falsifikate. Niemand achtete darauf, wer Klischees und Druckstücke und gefälschte Blankoausweise in seine Persilschachtel packte. Die Totenkopf-Männer rüsteten längst selbst zum Absprung. Die meisten von ihnen hatten sich bereits Zivilklamotten und neue Identitäten besorgt und ihre Reisekasse reichlich mit Pfund-Blüten austapeziert.

Der unterirdische Stollen, in dem die Fertigungsanlagen untergebracht waren, wurde oberflächlich gesprengt. Die Häftlinge und ihre Bewacher flitzten auf die Lastwagen, die sie nach Ebensee karren sollten. Keiner der kurzgeschorenen Männer in den gestreiften Anzügen wurde gefilzt. Bei aller Gegensätzlichkeit war zwischen den Gefangenen und ihren Bewachern eine Art Kameraderie aufgekommen, schon weil die SS-Leute laufend Sonderwünsche geäußert hatten, die ihnen natürlich bereitwillig erfüllt wurden.

Schon bei der Abfahrt sahen die Akteure der »Operation Bernhard« mit eigenen Augen die erste Panne: Bei der Verbrennung hatte der Wind Hunderte von Pfund-Blüten über die umliegenden Felder geweht. Die Bauern waren gerade eifrig dabei, sie einzusammeln. Die Bewacher fluchten über die merkwürdige Frühjahrsbestellung, und einige Häftlinge grinsten. Die meisten von ihnen quittierten den Zwischenfall mit Apathie, denn sie wußten, daß Ebensee für sie zur Endstation ihres Lebens werden würde.

Auch wenn sie sich Millionen in die Taschen gestopft hatten, waren sie arme Teufel. Die meisten hatten sich grimmig entschlossen, sich nicht in der Morgenröte der Freiheit noch an die Wand stellen zu lassen. An Flucht dachten alle, einige sogar daran, die SS-Posten zu überwältigen und mit selbst ausgestellten Papieren auf den Überlebenspfad zu gehen.

Gaston, ein Krimineller aus Marseille, und seine Freunde gehörten zum Stoßtrupp der Verzweiflung, aber kurz nach Vöcklabruck beobachtete der kleine Mann mit den krummen Beinen und den vielen Goldzähnen, wie die ersten beiden SS-Posten, unter dem Vorwand auszutreten, vom Lastwagen heruntersprangen - auf Nimmerwiedersehen!

»Die anderen vier Scheißkerle«, raunte Gaston seinem rumänischen Freund Sergiu zu, »haben das gemerkt und sind schon ganz unruhig. Mit denen werden wir keine großen Probleme haben«, setzte er hinzu. »Sowie die weg sind, flitzen auch wir.«

»Und zwar kurz vor Oberweiß«, stellte Jan, ein anderer Rumäne, fest. Er hatte Laszlos Skizze im Kopf und die ewigen Debatten, ob man dem Kurier der Falschgeldverteiler trauen könne, satt; schließlich hatte ihnen der Deutschrumäne heimlich Briefe aus der KZ-Haft geschmuggelt und dabei seinen Kopf riskiert. Es war durchaus glaubhaft, daß er im Keller einer verfallenen Mühle, sechs Kilometer außerhalb der Ortschaft, Zivilklamotten für die Genossen einer neuen Zukunft versteckt hatte. Jan, Sergiu und Gaston, die zur kriminellen Minderheit der Falschmünzer gehörten, waren mit Laszlo durchaus der Meinung, daß der Lohn ihrer perfektionierten Fertigkeit künftig in ihre eigene Tasche fließen sollte.

Sie kamen nicht voran. Die Landstraße war von Fluchtkolonnen verstopft. Alle drängten in das Ausseer Gebiet wie auf die Arche Noah, auf der sie die Sintflut zu überleben hofften. Der letzte LKW scherte aus und wendete. Angeblich wollte sein Fahrer auf Umwegen das Ziel schneller erreichen. Er fuhr auf Nebenwegen in Östlicher Richtung. Er kam nicht weit. Am Steilufer der Enns blieb der Laster mit gebrochener Achse liegen. Bevor Bewacher und Häftlinge, freilich in verschiedene Richtungen, auseinanderwetzten, warfen sie noch gemeinsam die Kisten mit der Blütenfracht in den Fluß.

Die Enns führte Frühlingshochwasser. Die Geldsärge

zerschellten am felsigen Ufer. Ganze Bündel Pfundnoten trieben auf der Oberfläche, wurden bemerkt und von Passanten aus dem Wasser gefischt. Von Ort zu Ort verbreitete sich die Kunde, daß Hunderte von Devisenbündeln auf den Fluten der Enns der Donau entgegentreibend; das Auffinden dieser Bündel wurde zum Massensport.

Die Hauptkolonne hatte inzwischen Aurachkirchen erreicht. Kurz danach erstarnte jede Bewegung auf der Straße. Gleichzeitig verbreitete sich das Gerücht, die US-Panzer stünden schon kurz vor dem Mondsee. Ein endloser Strom von Menschen und Fahrzeugen drängte von Norden, Süden und Osten in das letzte Refugium. In den ersten Maitagen erreichten mehr als fünfzigtausend Menschen das Herz der unverteidigten Festung Alpenland, unter ihnen der Mussolini-Befreier Otto Skorzeny, der Judenvernichter Adolf Eichmann und Hitlers ungarische, bulgarische, rumänische und kroatische Duodezkollaborateure nebst ihren Goldbarren, Ehefrauen, Mätressen, falschen Pässen und Einreisevisen für Südamerika.

Liegengebliebene Fahrzeuge versperrten die Straßen. Die Überbelastung riß riesige Schlaglöcher in die Asphaltdecke, und darüber holperten unersetzbare Kunstschatze, das Fluchtgepäck der Exilierten und Verpflegungstransporte der Privilegierten. Die Prominenten des Dritten Reiches hatten rechtzeitig ihre Familien hierher in Sicherheit gebracht, weil sie sie in dem abgeschirmten Talkessel vor Luftangriffen sicher wählten.

Hier strömten Untergrundleute und Hoheitsträger zusammen, um ihr vorsorglich gepacktes Fluchtgepäck mit den neuen Namen, Devisen und Ausweisen abzuholen. Es wurde immer enger, Ängste und Gefahren drängten Menschen zusammen wie Schafe. Der Untergang erfaßte hier, auf ein paar Dutzend Quadratkilometern, die NS-Bonzokratie nebst ihrer angeblichen Volksgemeinschaft wie in einem Brennglas.

Die vier SS-Posten verschwanden von dem LKW, auf dem Gaston und seine Freunde zusammengepfercht waren. Der

Fahrer kletterte aus dem Führerhaus und meldete es dem im Kübelwagen vorausfahrenden Sturmbannführer. Müller-Malbach schiß ihn zuerst zusammen, weil er es nicht verhindert hatte; dann holte er von den anderen Fahrzeugen zwei Totenkopf-Leute herunter und drohte ihnen, nicht sehr überzeugend, sofortige Erschießung an, falls sie ebenfalls abhauen würden.

Während der Sturmbannführer noch herumtobte, verschwand der Unterscharführer aus seinem eigenen Gefährt, und Müller-Malbach mußte von nun an den Kübelwagen selbst lenken. Er fuhr jetzt als Schlußlicht, um weitere Desertionen auszuschließen. Aber es dämmerte bereits, und in einigen Minuten würde die Nacht jede Absetzbewegung decken. Bewacher und Bewachte hatten das gleiche Problem, sich keine Stunde zu früh, doch auch keine Minute zu spät in Sicherheit zu bringen.

Gaston, Jan und Sergiu merkten sofort, daß sie die neuen Bewacher nicht zu fürchten hatten. Die beiden Rottenführer unterhielten sich ziemlich ungeniert, wann es für sie am besten sei zu verduften. Sie tauschten untaugliche Rezepte aus, wie sich das von den SS-Männern eingebrannte Blutgruppenabzeichen entfernen ließe - sie konnten sich zwar neue Papiere verschaffen, nicht jedoch eine zweite Haut.

Planmäßig und unbemerkt türmten vor Oberweiß mit ihren Pappschachteln Sergiu, Jan und Gaston. Ihre Zebraanzüge wurden von der Dunkelheit verschluckt. Unmittelbar danach folgten andere Häftlinge ihrem Beispiel. Wenn es hell wurde, waren womöglich schon die Amerikaner da. Selbst wenn die Sieger sich Zeit ließen, hatten die Entsprungenen eine Chance, denn die Bewohner der Gegend beschäftigten sich zu sehr mit sich selbst, um auf sie zu achten und sie wieder einzufangen. Die Volksgenossen waren dabei, Wehrmachtsmagazine und Warenlager auszuplündern, belastende Schriftstücke zu verbrennen, Kuchen auf Vorrat zu backen oder heimlich aus

Bettüchern weiße Fahnen zu nähen. Man erwartete den Weltuntergang, geschäftig oder apathisch, nüchtern oder betrunken. Nicht selten saßen Gestrigé beim Heurigen und zechten durch bis zur Ankunft der Gls.

Kurz vor der Morgendämmerung erreichten vier LKWs das Lager Ebensee. Sämtliche Häftlinge und die meisten Bewacher fehlten. Aber auch das Konzentrationslager wirkte wie ausgestorben. Die Totenkopf-Mannschaft wie die Arbeitssklaven hatten sich in Erwartung der Amerikaner davongemacht. Sturmbannführer Müller-Malbach stand mit der Geheimen Reichssache, die restlos zu beseitigen war, und sieben Mann vor dem Geister-KZ, um fünf vor zwölf, und wußte längst, was die Stunde geschlagen hatte.

Er entschloß sich, auf eigene Faust zu handeln, befahl seinen Männern, über Bad Aussee zum Toplitzsee zu fahren und in dem abgelegenen, verwunschenen Gewässer der Steiermark, zwei Kilometer lang, vierhundertfünfzig Meter breit und bis zu hundertsechs Meter tief, das Strandgut des Dritten Reiches zu versenken.

Vier Kilometer vor Langwies fuhr er sich fest. Als die Kolonne stotternd wieder anfuhr, fehlten zwei weitere Totenkopf-Bewacher. Mit Müller-Malbach waren es jetzt nur noch fünf kleine Negerlein, und nur drei konnten einen LKW fahren. Der Sturmbannführer entschloß sich, im Notstand die nächstbesten Soldaten für die Weiterfahrt seiner drei LKWs zwangzuverpflichten. Es war keine Zeit mehr zu verlieren, aber er mußte sich gedulden: Zivilisten, Frauen, Kinder, Halbwüchsige kamen ihm entgegen oder zogen an ihm vorbei. Kampffähige Soldaten hatten ihre Gründe, wenigstens am Tag die Straße zu meiden. Aus Richtung Bad Ischl kam ein Trupp Volkssturmmänner, der SS-Major hielt ihn auf, aber keiner der im letzten Moment Eingezogenen konnte einen Dreitonner steuern oder wollte es können. Müller-Malbach mußte sie ziehen lassen.

Endlich, kurz nach acht Uhr, tauchten drei Soldaten auf Fahrrädern auf, Fallschirmjäger, die müde in die Pedale traten. Sie mußten von weither kommen und die ganze Nacht durchgefahren sein. Der RSHA-Offizier stellte sich, umringt von seinen letzten vier Männern, breitbeinig in die Mitte der Straße, stoppte die uniformierten Radfahrer. Sie hielten unwillig an, aber sie sahen die schwerbewaffneten Begleiter des Sturmbannführers, Typen, die jeden Befehl ausführten.

»Wer sind Sie?« fragte der Wegelagerer mit den geflochtenen Schulterstücken den Offizier an der Spitze. »Hauptmann Stemmer.« »Woher kommen Sie?« »Vom Großglockner, Sturmbannführer.« Müller-Malbach nickte, nicht unfreundlich. »Sie haben doch gültige Marschpapiere?«

»Selbstverständlich«, erwiderte der Fallschirmjägerhauptmann und präsentierte den Marschbefehl Nummer zwei, den sein Freund Sauerbruch in Triest vorsorglich für den Fall unterschrieben hatte, daß sie ohne die angebliche Generalsleiche unterwegs wären.

»Sie haben den Befehl, sich in München zu melden?« fragte der RSHA-Mann, den Wisch überfliegend. »Was haben Sie eigentlich im Ausseer Gebiet zu suchen?«

»In Innsbruck sind schon die Amerikaner«, antwortete Stemmer. »Es blieb uns gar nichts anderes übrig, als hierher auszuweichen, wenn wir nicht in Gefangenschaft geraten wollten.«

Kudella verwünschte die Partisanen, die ihnen die MPs abgenommen hatten, und der kleine Kunze fluchte halblaut vor sich hin, weil sie nun, zwanzig, fünfundzwanzig Kilometer vor dem Ziel, doch noch abgefangen worden waren, nachdem sie viele Feldgendarmeriekontrollen, einen Aufhängestab, zwei Partisanenüberfälle, den Gebirgsjägerriegel und den Großglockner-Paß überwunden hatten.

Der SS-Offizier deutete auf das Drei-Tonnen-Gefährt.

»Können Sie diesen Lastwagen steuern?« fragte er den Hauptmann.

»Können schon«, erwiderte Stemmer, abweisend und unmilitärisch.

»Müller-Malbach vom Reichssicherheitshauptamt«, stellte sich der Sturmbannführer vor. »Ich handle im unmittelbaren Auftrag des Reichsführers-SS und habe unbeschränkte Vollmachten.«

»Und wir sind unbeschränkt kampfunfähig«, meckerte Kudella von hinten.

»Sie brauchen nicht zu kämpfen«, erwiderte der Anhalter. »Was ich Ihnen jetzt eröffne, ist eine Geheime Reichssache. Sie wissen, daß auf jede - auch fahrlässige - Verletzung Ihrer Schweigepflicht die Todesstrafe steht«, setzte er überflüssig hinzu. »Wir haben Kisten geladen, die unter Geheimschutz stehen und vor dem Feind unter allen Umständen in Sicherheit gebracht werden müssen. Ich erteile Ihnen hiermit den Befehl, diesen Lastwagen zu übernehmen und sich unserer Kolonne anzuschließen. Die Fahrräder können Sie aufladen. In zwei, drei Stunden ist alles erledigt.« Er konnte die drei Fallschirmjäger natürlich zwingen, aber er wollte sie auch bei Laune halten. »Wir fahren an den Toplitzsee und versenken dort unsere Fracht. Danach können Sie machen, was Sie wollen, und -«, er lächelte süffisant, »wie auch immer Ihre Fahrt nach München fortsetzen.«

Sie hatten keine Wahl, hievten ihre Fahrräder über die Bordkante. Stemmer setzte sich ans Steuer, der ortskundige Kunze als Lotse neben ihn, Kudella lümmelte sich auf die Kisten mit der Geheimfracht.

Der Sturmbannführer wollte sich sicherheitshalber mit seinem Kübelwagen hinter sie klemmen, aber der Fahrer des ersten LKW, Hauptscharführer Öhlschläger, kannte den Weg zum Toplitzsee nicht und war überhaupt ein Trottel. Müller-

Malbach prägte sich die Namen der Genesenden ein; sie hatten sicher für den Fall des Absprungs keine falschen Papiere bei sich und auch keine Zivilklamotten, und so rollte die Restkolonne aus Redl-Zipf in der gleichen Aufstellung weiter, wie sie auf der Landstraße gestanden hatte.

»Bei näherer Betrachtung ist das gar nicht so übel, Adrian«, stellte Sokrates fest. Er warf einen Blick auf die Benzinuhr und sah, daß der Tank noch mehr als halb voll war. »Ich hab' mir 'nen Wolf an den Arsch geradelt, und wie ich uns kenne, werden wir jetzt -«

»Schon gut«, unterbrach ihn Adrian, hielt sich auf der Straße weit rechts und ließ sich von einem Personenwagen überholen, der sich zwischen den zweiten und dritten LKW setzte. Dann vom nächsten. Ganz unauffällig vergrößerte er den Abstand. Als ihn der Sturmbannführer aus den Augen verloren haben mußte, wendete Stemmer das schwere Gefährt und ging auf den ursprünglichen Fluchtkurs.

Er holte jetzt aus dem Wagen heraus, was der Motor hergab. Sie waren erst gegen Mittag in Ebensee, aber ein eventueller Verfolger würde es auch nicht schneller schaffen; ohnedies hatte Sturmbannführer Müller-Malbach angeblich wohl andere Sorgen.

Sie bogen in eine Nebenstraße Richtung Kohlstatt ab und fuhren in westlicher Richtung auf einem Feldweg weiter. Hier standen nur ein paar Berghäuser; sie schienen verlassen zu sein. Die Straßen waren wie leergefegt.

»Verdächtig still«, sagte Stemmer. »Wir sind doch noch richtig?« vergewisserte er sich.

»Und ob«, bestätigte der kleine Kunze. »Goldrichtig - über den Großen Feuerkugel kommen uns die Amis bestimmt nicht entgegen.«

Der Weg wurde noch schlimmer. Adrian mußte in den ersten Gang hinunterschalten, die Strecke wurde zur Geländefahrt.

»Wir rollen so dicht wie möglich ran, ungefähr noch zwei Kilometer auf der alten Forststraße, dann drei Stunden Aufstieg - wenn wir schnell machen, vielleicht nur zweieinhalb.«

»Und wenn dein Vater die Berghütte bewohnt?«

»Mein Stiefvater«, verbesserte ihn der kleine Kunze wieder. »Ich glaub', der sitzt jetzt ganz woanders. Verstehste, ein ziemlicher Nazi, in der Wiener Gauleitung ganz oben angesiedelt. Wenn er nicht rechtzeitig Fliege gemacht hat, sehe ich schwarz für ihn. Und sollte er tatsächlich auf der Hütte sein, wird er sich ganz klein machen, verlaß dich darauf, winzig wie ein Liliputaner.«

»Du schätzt ihn wohl nicht sehr, Wolfram?«

»Ich kann ihn nicht ausstehen«, entgegnete der Berliner. »Und meine Mutter hat ihn, glaube ich, auch schon ziemlich satt.« Er zündete sich eine Zigarette an, warf das Streichholz durch das Fenster. »Aber sein Versteck ist gut, und die Lebensmittel auch, das kannste mir glauben.«

Hinten fluchte Kudella über die schlechte Straße. Er flog einmal gegen die rechte Bordwand, dann wieder gegen die linke, und das, nachdem er endlich den massiven Deckel der Kiste halbwegs gelockert hatte. Ein Mann wie er sah sich eine Geheime Reichssache ganz genau an, und das in jeder Lage.

Mit einem Schraubenschlüssel sprengte er ein Stück Holz heraus, vergrößerte die Öffnung, zerschnitt das Wachspapier, das den Inhalt gegen Feuchtigkeit abschirmte.

Auf einmal quollen ihm ganze Bündel von Fünf-Pfund-Noten entgegen.

Bevor der Oberjäger die Menge abschätzen konnte, begann er zu erfassen, daß der idiotische Befehl eines widerwärtigen Sturmbannführers ihn und seine Freunde zu Millionenerben aus der Konkursmasse des Dritten Reiches gemacht haue.

Franz Kudella war nicht voreilig, selbst bei freudigen

Anlässen pflegte er nicht durchzudrehen - es sei denn bei Begegnungen mit dem schönen Geschlecht. Er nestelte aus seinem Brustbeutel eine Fünf-Pfund-Note und verglich sie mit dem Schein aus der Fundmasse. Er konnte keinen Unterschied feststellen, aber er trat sicherheitshalber an die Wagenplane heran, schlug sie etwas zurück, um besseres Licht zu haben.

Überrascht stellte auch er fest, daß die schmale Bergstraße, die zum Höllengebirge führte, leer war, majestatisch einsam, und er begriff, daß die Menschen aus Angst entlegene Gebiete, in denen sie vor plündernden Siegern, marodierenden Zwangsarbeitern und befreiten KZ-Insassen hilflos waren, zur Zeit mieden. »Du bist ein Genie, Sokrates!« schrie er nach vorne.

Dann betrachtete er sorgfältig Linie um Linie, Punkt um Punkt die beiden Fünf-Pfund-Noten. Er hatte scharfe Augen, aber er sah nur völlige Übereinstimmung. Und so wußte Kudella als erster, daß diesmal am Ende der problematischen Fahrstraße keine Konservenbüchsen, Hartwürste und Rauchfleisch hochgeschleppt würden, sondern Geldbündel, in Siegerwährung, abgepackt und banderoliert, zu je hundert Scheinen, im Nennwert von jeweils fünf englischen Pfunden.

Auf dem Laster standen zwanzig Kisten, und jede von ihnen barg einen Millionenschatz.

Die Gerüchte hatten die Alpenlandschaft viel schneller erobert als die amerikanischen Kampftruppen. Es dauerte noch eineinhalb Tage, bis die ersten Soldaten in den olivgrünen Uniformen im Ausseer Gebiet gesehen wurden. Den Panzerspähwagen folgte das Gros, motorisiert, diszipliniert. Die GIs hatten einen weiten Weg von der Normandie bis in die Festung Alpenland hinter sich. Gemessen an den harten Kämpfen bei Avranches und im Reichswald bei Aachen wurde für sie das Finale des Zweiten Weltkriegs fast zu einem Blumenfeldzug.

Sie stießen auf keinen Widerstand mehr, Spannung und Ordnung lockerten sich. Die Sieger aus der Neuen Welt sahen mehr den Mädchen nach, als die Gegend nach Scharfschützen und MG-Nestern zu durchstöbern. Oder sie beteiligten sich an der allgemeinen Blütenlese, denn inzwischen waren auch an der Oberfläche des Traunsees Tausende von englischen Geldnoten aufgetaucht.

Major Walker, der die Voraustruppen befehligte, hatte sein Tagesziel genommen, und zwar noch vor den Russen. Seine Aufgabe war es gewesen, den letzten Widerstand zu brechen. Mit diesen mysteriösen Geldfunden, mit der Einsammlung von Naziverbrechern und mit der Verhinderung von Werwolf-Anschlägen sollte sich gefälligst der nachrückende CIC-Abschirmdienst herumschlagen, die von ihm nicht besonders geschätzte Etappentruppe, geführt von deutschsprechenden Offizieren, die mit den Verhältnissen des besetzten Landes vertraut waren oder annahmen, es zu sein.

Am 5. Mai, zwei Tage vor der allgemeinen Kapitulation, meldete sich bei dem Major Captain Greenfield und stellte sich als Leiter der örtlichen CIC-Dienststelle vor. Damit kam System in die ersten Maßnahmen der Besatzungsmacht. Deutsche Soldaten wurden als Kriegsgefangene eingesammelt wie Fallobst und in POW-Camps gebracht. Die befreiten Zwangsarbeiter und KZ-Häftlinge kamen, soweit sie nicht schon in Richtung Heimat auf und davon gegangen waren, in Auffanglager und erhielten Sonderverpflegung. Die Zivilbevölkerung wurde aufgefordert, Ruhe zu bewahren, die Sperrstunde einzuhalten sowie versteckte Waffen und aufgelesene Pfundnoten abzuliefern.

Selbst Captain Greenfield, der Geheimdiensterfahrungen hatte, sah in den Findelscheinen zunächst mehr ein Kuriosum als eine Gefahr. Erst als sich ihm ein Wehrmachtshauptmann mit einem Lastwagen, auf dem dreiundzwanzig sargähnliche Kisten mit Pfundnoten geladen waren, stellte und behauptete, er

sei von einem SS-Sturmbannführer beauftragt worden, die Fracht im Toplitzsee zu versenken, wurde er hellhörig.

Er ließ die übergroßen, massiven Behältnisse öffnen - und stand fassungslos vor rund einundzwanzig Millionen Pfund Sterling. Er erfaßte, daß ihn dieser Fund überforderte, wandte sich unverzüglich an sein Hauptquartier in Frankfurt und bat um die Entsendung von Spezialisten. Zwei Stunden später kam der beruhigende Rückruf, daß First Lieutenant Robert S. Steel, ein früherer FBI-Agent, bereits im Flugzeug nach Salzburg sitze und heute noch in Bad Aussee eintreffe.

Der Angekündigte landete am frühen Nachmittag auf dem Flugplatz der Mozartstadt, dem gleichen, auf dem in den letzten Kriegstagen noch die erste deutsche Düsenjägerstaffel gestartet war. Der Spezialist wurde von einem Fahrer im Jeep abgeholt. Noch bei Tageslicht erreichte er den steirischen Zipfel des Salzkammerguts, von Major Walker und Captain Greenfield ungeduldig erwartet.

Robert S. Steel war Anfang dreißig und etwa einen Meter achtzig groß; er hatte ein schmales, intelligentes Gesicht, wache Augen und konnte lächeln wie der Junge, der für eine Zahnpastafabrik Reklame macht. Er brachte schon bei der Begrüßung Major Walker dazu, sein Vorurteil gegen CIC-Offiziere zu revidieren. Zwar trug Robert S. Steel Hosen mit messerscharfen Bügelfalten und eine Uniformjacke, die aussah, als käme sie gerade aus der Reinigung, aber er trug auch eine Reihe Orden, und an dem Silver Star saugte sich der Blick des Ortskommandanten fest: Mehr als die Aufklärung des Rätsels um dieses verdammte Britengeld interessierte ihn offensichtlich, wo sich der Oberleutnant aus Arizona die hohe Auszeichnung verdient hatte.

»The bridge«, erklärte er dem Major mit seinem charmegeladenen Lächeln, »the damned bridge of Remagen.« Nach der Erstürmung des rechten Rheinufers war Steel aus der Kampftruppe herausgezogen und dem CIC zugeteilt worden.

Major Walker bot dem Ankömmling einen Jim Beam an, und daß er nicht wie Captain Greenfield Abstinenzler war, machte ihm den Oberleutnant fast so sympathisch wie sein Silver Star.

»Cheers«, sagte der Major und hob das Glas. »Auf den Erfolg Ihrer Arbeit.«

Steel bedankte sich und trank in Ruhe aus, aber die Gemälichkeit verging ihm, als ihm der CIC-Captain in einem strengbewachten Feuerwehrhaus seinen Fund vorführte: Kisten wie Särge, prall gefüllt mit Geldbündeln, banderoliert zu je hundert Scheinen, Noten zu fünf, zu zehn, zu fünfzig, zu hundert und zu tausend Pfund. Der Spezialist betrachtete sie unter einem Vergrößerungsglas; zumindest bei dieser ersten Inspektion waren sie lupenrein. Natürlich konnte es sich bei diesem Geld um ausgelagerte Devisenbestände der Deutschen Reichsbank handeln, aber der Instinkt des Kriminalisten ließ den CIC-Mann wittern, daß es Blüten waren, und in diesem Fall konnte Robert S. Steel nur hoffen, daß in den Särgen nicht auch Englands Währung begraben würde.

»Ein Hauptmann Lange hat dieses Zeug bei uns abgeliefert«, sagte Greenfield. »Wir halten den Mann natürlich unter Verschluß.«

»Wir müssen sofort den britischen Geheimdienst und die Bank of England verständigen«, erwiderte Steel. »Danach würde ich gerne mit diesem Hauptmann Lange sprechen.«

Der CIC-Resident war eher erleichtert als böse, von einem Offizier, der im Rang unter ihm stand, herumkommandiert zu werden. »Sie können inzwischen in meinem Office das Vernehmungsprotokoll lesen, Bob«, lud er ein.

Das CIC-Headquarter war in einem beschlagnahmten Gasthof untergebracht.

»Was ist Lange für ein Mann, Captain Greenfield?«

»Sam«, forderte ihn der Captain auf, ihn künftig beim Vornamen zu nennen, »Krauts haben es zur Zeit bei mir schwer,

ihre Unschuld zu beweisen; aber diesen Lange möchte ich eher für einen harmlosen Fisch halten. Ein Schullehrer aus Oberhessen, Reserveoffizier, ziemlich subaltern, phantasielos und pedantisch.«

Eine halbe Stunde später stellte Steel fest, daß der CIC-Captain sein Fach verstand: bei diesem deutschen Offizier könnte man eher das Einmaleins lernen als etwas über Falschgeldverbreitung erfahren. Er bot ihm einen Stuhl und eine Zigarette an, keine Selbstverständlichkeiten in diesen ersten Friedenstagen.

»Also noch einmal, Hauptmann Lange«, wiederholte der First Lieutenant. »Dieser SS-Sturmbannführer, von dem Sie nur wissen, daß er einen Doppelnamen hatte, von dem der erste Müller oder Meier lautete, hat Sie einfach auf der Landstraße angehalten und Ihnen den Lastwagen übergeben?«

»Ja, Herr Oberleutnant. Er sagte etwas von Notstand und Geheimer Reichssache.« Der Hauptmann brach erschrocken ab, als hätte er noch den Gekados-Verrat zu fürchten.

»Keine Angst, Herr Lange«, spöttelte der Vernehmende. »Das Reich ist beim Teufel, und seine Sachwalter schicken wir hinterher.«

»Ich hatte keine andere Wahl«, beteuerte der Hauptmann. »Ich setzte mich ans Steuer, irrte eine Zeitlang herum, sah dann die ersten Amerikaner und - habe mich dann gleich gestellt.«

»Make the best of it«, erwiderte der Amerikaner. »Würden Sie diesen Sturmbannführer wiedererkennen?«

»Ja«, entgegnete der Hauptmann und lieferte sogar eine brauchbare Beschreibung: »Ein breites Gesicht und eine eingeschlagene Boxernase. Der Mann ist etwa fünfundvierzig Jahre alt und ziemlich laut.«

»Vielleicht ist er jetzt nur noch kleinlaut«, versetzte Steel.

»Wenn wir den Burschen gefunden haben, werden wir ihn

Ihnen gegenüberstellen.«

Am nächsten Tag - inzwischen wurde bereits in allen POW Camps der Umgebung nach einem SS-Sturmbannführer Müller-Sonstnochwie gefahndet - kamen Major Thomson vom Secret Intelligence Service und ein Beamter der Bank of England an. Der SIS-Major war hager und wirkte pessimistisch, der Bankbeamte pausbäckig und zufrieden - sie bedankten sich zunächst ziemlich arrogant, daß man sie verständigt hatte. Als sie dann aber im Spritzenhaus dreiundzwanzig Kisten mit einundzwanzig Millionen Pfund gegenüberstanden, verloren sie ihre typisch englische Reserve, und Robert S. Steel erfuhr, daß man selbst im feinsten Oxford-Englisch fluchen kann wie ein Roßkutscher.

»Richtig oder falsch?« fragte er.

»Das kann ich nicht feststellen«, entgegnete der SIS-Major. »Nicht ich, nicht Mr. Reeves«, fuhr er, auf seinen Begleiter deutend, fort. »Und auch nicht die anderen Experten der Bank of England.« Er griff sich eine Tausend-Pfund-Note aus einem banderolierten Bündel, starrte sie angewidert an, schüttelte den Kopf. »Wahrscheinlich falsch wie ein Hurenkuß«, sagte er dann. »Sie sehen, Mr. Steel, mit diesem Problem plagen wir uns schon seit einiger Zeit herum.« Er zog hastig an seiner Zigarette, setzte hinzu: »Ich brauche sofort eine Verbindung mit London« und verschwand für lange Zeit.

Steel beneidete ihn nicht, leistete sich aber, trotz aller Waffenbrüderschaft, einige Schadenfreude, denn es lag auf der Hand, daß die Engländer eine Falschgeldaffäre offensichtlich erheblichen Ausmaßes vor ihren überseeischen Vettern - von denen sie während des Krieges gerettet worden waren - verschwiegen hatten: Sollten sie nun auch sehen, wie sie die Sache ausbadeten.

Steel konnte die Oxford- und Cambridge-Allüren seiner englischen Gäste nicht ausstehen, und sie mochten sicher die

ungezwungene Art des Amerikaners auch nicht. Die Fronten waren abgesteckt: Thomson hielt den CIC-Oberleutnant für einen Flegel und dieser den SIS-Major für einen Pinkel. Trotzdem lud Steel die beiden Briten zum Abendessen in den Offiziersclub ein. Der Hotelkoch bot erstklassige Wiener Küche, dazu einen ausgezeichneten Weißwein aus der Wachau und zum Nachtisch einen lockeren Topfenstrudel, aber die Tischgäste aus London kauten auf ihm herum, als wäre er zäh undtranig.

Der pausbäckige Mr. Reeves strahlte keine Zufriedenheit mehr aus, und die Gelassenheit, die Mr. Thomson zur Schau trug, wirkte aufgesetzt wie eine Fensterglasbrille. Beide schwiegen sie um den heißen Brei herum, aber mit der ersten Zigarette, die sich der Amerikaner nach Tisch anzündete, ging er zur Attacke über. »Wie viele von diesen Blüten sind eigentlich im Umlauf?« fragte er wie beiläufig.

»Das wissen wir nicht«, entgegnete Reeves. »Das lässt sich allenfalls abschätzen.«

»Schätzen Sie!« forderte ihn der First Lieutenant auf.

Die beiden Engländer schwiegen verbissen.

»Hundert Millionen Pfund?« setzte Steel den Hebel an.  
»Zweihundert Millionen? Vielleicht eine halbe Milliarde?«

»Dear me«, erwiderte Thomson. »Malen Sie den Teufel nicht an die Wand, Steel.«

»Also, Sie wissen es nicht.«

»Nein.« Der Major spuckte das einsilbige Wort förmlich aus.

»Well«, erwiderte der Gastgeber. »Listen, please, Major Thomson. Ich bin nur ein kleiner Oberleutnant der US Army, aber mein militärischer Rang ist nur Staffage im Verhältnis zu meiner Dienststellung. Ich war FBI-Agent im Falschgeld-Department. Ich kann so viele Spezialisten anfordern, wie ich will. Ich wurde hier eingeschaltet auf direkten Befehl von General Patton, nach Absprache mit dem US-

Oberkommandierenden in Europa, Dwight D. Eisenhower.« Steel verfolgte befriedigt die Wirkung seiner Worte und ironisierte: »Wenn das Eindruck bei Ihnen machen sollte, könnte ich sogar einen Assistenten im Generalsrang beiziehen. Jedenfalls -«, er dehnte das Wort, »biete ich Ihnen im Namen der US Army jede Hilfe an. So Sie Wert auf sie legen, sollten Sie nicht zugeknöpft sein wie Jungfrauen in der ersten Tanzstunde, Gentlemen.«

Der Major lächelte säuerlich, hob das Glas, um dem Amerikaner zuzuprosten, und starre es dabei an, als hätte es schmutzige Ränder. »It's a terrible story«, kam er endlich zur Sache. »Seit zwei Jahren fälschen die Nazis unser Geld, und zwar im Konzentrationslager Sachsenhausen bei Berlin - mit Hilfe von Häftlingen, die sie zu Meisterfälschern ausgebildet haben.«

»Was sagen Sie da?« entgegnete der Amerikaner verblüfft. Zwar traute er den Nazis alles zu, aber diese Eröffnung stellte ihn doch auf unsichere Beine. »Warum erfahren wir das eigentlich erst jetzt, Mr. Thomson?« fragte er gereizt.

»Es ist unser bestgehütetes Staatsgeheimnis«, entgegnete der Mann von der Bank of England anstelle des SIS-Offiziers. »Es mußte es auch sein. Hätten wir durch einen vorzeitigen Alarm unsere eigene Währung ruiniert, wären die Nazis ja ans Ziel gelangt - das ist Ihnen doch klar, Mr. Steel?«

Der Amerikaner nickte.

»Eine verrückte Geschichte«, blieb Reeves bei seinem Part. »Daß es Falsifikate gab, konnten wir erst feststellen, als bei der Bank of England Pfund-Noten mit der gleichen Seriennummer eingingen. Selbst in Labortests waren sie nicht voneinander zu unterscheiden, bis auf etwa zehn Prozent der Blüten, die geringe Abweichungen in Druck, Farbe oder Papierbeschaffenheit aufwiesen. Wohlgemerkt, nur zehn Prozent, wahrscheinlich Fehldrucke, die durch Fahrlässigkeit auf der anderen Seite in

den Verkehr gekommen waren.«

»Und das KZ Sachsenhausen haben jetzt die Russen genommen?« fragte der Amerikaner.

»Ja«, bestätigte Thomson. »Aber wir haben seit Monaten Hinweise, daß Himmlers Falschgeldfabrik längst in die Alpenfestung verlagert worden ist.«

»Hierher?« fragte Robert S. Steel verblüfft.

Der Brite nickte.

»Sie hätten uns warnen müssen«, stellte der First Lieutenant fest. »Wenn diese Banditen luppenreine Pfund-Noten herstellen können, dann schaffen sie auch pseudoechte US-Dollar-Scheine.«

Thomson nickte bekümmert. »Wir hatten keine Wahl - und ich muß meine Befehle so ausführen wie Sie die Ihren.«

»Selbst wenn Sie dadurch unseren Dollar gefährden?« fuhr ihn der CIC-Offizier an.

»Es ist noch nicht eine gefälschte Dollar-Note aufgetaucht«, antwortete der Engländer. »Und soweit ich informiert bin, wird Washington gerade auf höchster Ebene von meiner Regierung informiert.«

»Trotzdem sollten Sie mich - auf etwas tieferer Ebene - näher über die Zusammenhänge unterrichten.«

Der verärgerte SIS-Major forderte Reeves mit einem Blick auf, die Antwort zu erteilen: »Wir haben sofort Vorkehrungen getroffen, um die schlimmsten Folgen zu verhindern. Ich kann Ihnen sagen, daß das Unterhaus in einer Geheimsitzung entsprechende Maßnahmen ermöglicht hat, diesen Blütenspuk schlagartig abzustellen. Ich bin nicht befugt, Mr. Steel, darüber zu reden, aber Sie werden es erleben, und zwar bereits in den nächsten Tagen.«

Der Amerikaner hatte es satt, an sich vorbereiten zu lassen. »Vorkehrungen?« sagte er und trug dem Kellner auf, eine

weitere Flasche Wein zu servieren. »Sie werden neue Pfund-Noten herausbringen, nehme ich an. Und das würde ich Ihnen unter diesen Umständen auch raten.«

»Thank you, Mr. Steel«, erwiderte Thomson und betrachtete den Yankee mit andeutender Verschwiegenheit. Er wirkte dabei wie der Bauer, der sein Huhn im Topf hat, aber der Amerikaner ließ sich nicht bluffen - und Hühner im Kochtopf sind bekanntlich immer auch gerupfte Hühner. Wenn die Blüten schon seit zwei Jahren im Umlauf waren, dann hatten ihre Verteiler genügend Zeit gehabt, Falsifikate gegen echte Devisen auszutauschen. Diesen Verlust hatte die Bank of England schlucken müssen, mit oder ohne Notenumtausch.

Noch am Abend rief First Lieutenant Steel das US-Headquarter an. Seine Meldung, die Nazis könnten auch Dollar-Scheine gefälscht haben, explodierte am anderen Ende der Leitung wie eine Bombe. Noch in der Nacht wurde die Stallwache im Weißen Haus alarmiert. Unmittelbar danach erteilte der US-Präsident dem Gouverneur der amerikanischen Staatsbank Order, unter strengster Diskretion Nachforschungen anzustellen, ob es auch Dollar-Scheine mit gleicher Numerierung gebe. Fast gleichzeitig wurde über diplomatische Kanäle Washington von London vorsichtig über das »Unternehmen Bernhard« informiert.

Zu dieser Stunde verfolgte der Verursacher der Unruhe, Robert S. Steel, wie fluchende GIs dreiundzwanzig überschwere Kisten aus dem Spritzenhaus trugen und auf einem Lastwagen mit weißem Stern verstauten. Die US Army stellte Fahrzeug und Bewachung. Der First Lieutenant sah nach der Verabschiedung seiner britischen Gäste mit Genugtuung, wie der feine Major Thomson in das Führerhaus zustieg wie ein ganz gewöhnlicher Lastwagenbeifahrer.

Dann suchte Steel die CIC-Dienststelle von Bad Aussee auf. »Was machen wir eigentlich mit überlebenden KZ-Häftlingen?« fragte er Greenfield.

»Wir gratulieren ihnen«, erwiderte der Captain trocken.  
»Dann schicken wir sie zum Arzt, registrieren ihre Namen und ihre Heimatadressen, falls wir sie später für Zeugenaussagen benötigen. Wir geben ihnen eine Wegzehrung mit. Verständlicherweise haben es die Leute eilig, nach Hause zu kommen.«

»Aber es sind doch wohl noch nicht alle weg?« fragte Steel.

»Keineswegs alle«, bestätigte der CIC-Resident. »Viele stammen aus dem Osten, da gibt es einige Schwierigkeiten. Bis sie gelöst sind, fassen wir die Überlebenden in DP Camps zusammen.«

»Da hab' ich leider schon wieder Arbeit für Sie, Sam«, entgegnete der Falschgeldfahnder und erklärte dem Captain, daß der Verdacht bestehe, ganz in der Nähe könnten in einer KZ-Außenstelle die falschen Pfund-Noten hergestellt worden sein.

Greenfield erfaßte sofort, daß er Überlebende befragen sollte. Als er den Befehl dazu erteilen wollte, wurde er durch einen Telefonanruf unterbrochen.

»They found him?« rief er. »Congratulations! Wonderful! Thanks a lot.« Er legte auf. »Ich denke«, wandte er sich erfreut an Steel, »meine Leute haben Ihren SS-Sturmbannführer aufgestöbert. Ganz in der Nähe. Wenn Sie wollen, können wir ihn gleich abholen.«

»Bestens«, versetzte der Falschgeldspezialist und geduldete sich nervös noch ein paar Minuten, bis der zur Identifizierung des RSHA-Mannes benötigte Hauptmann vorgeführt war.

Es ging bergauf, zum viertenmal schon, und es war strapaziös, aber lohnend. Was sie nur tragen konnten, schleppten die drei Fallschirmjäger auf die Kufloh-Hütte, von Franz, der Kanaille, wie von einem humpelnden Sklaventreiber hochgehetzt. Jedes Geldbündel enthielt fünfhundert Pfund Sterling in Siegerwährung, genau das Richtige für Soldaten, die einen Krieg verloren haben. Der Schlesier rechnete schnell und

zielstrebig: Wenn sie ihre Rucksäcke und Satteltaschen prall füllten, brachten sie an die fünfzigtausend Pfund unter. Schafften sie täglich zweimal die Drei-Stunden-Tour, waren es für jeden hunderttausend Pfund, und das mal drei. Wenn sie oben wären, müßten sie die erste Million geschafft haben - bei der ersten Bergtour hatten sie sicherheitshalber halb Proviant, halb Geld hochgeschleppt.

Sie keuchten in Atemnot, hatten Blasen an den Füßen. Die Klamotten scheuerten an ihren schweißnassen Körpern. Der kleine Kunze verwünschte sich, weil er den Freunden den Tip mit der Kufloch-Hütte gegeben und dort alles wie geschildert vorgefunden hatte: Das Bergasyl stand leer, der vorsorglich an zwei verschiedenen Plätzen versteckte Proviant war unangetastet, sogar der im Haus selbst verwahrte. Weit und breit gab es keine Ansiedler, und selbst in normalen Zeiten durchstreiften höchstens gelegentlich Jäger oder Touristen diesen Teil des Gebirges.

Aber im Mai 1945 gab es keine Waidmänner, da die Einheimischen ausnahmslos ihre Flinten abliefern und ihre Entnazifizierung abwarten mußten, und der Tourismus dieser Zeit war eine Massenflucht von Ost nach West, alles andere als ein romantisches Ausflug in die schneeweisse Einsamkeit der Berge.

Der kleine Berliner, am Ende seiner Kraft, wollte Rucksack und Satteltaschen abwerfen, aber sein Antreiber ließ es nicht zu und keuchte: «Besser, du hast Zukunftsmoneten am Buckel als ein MG.»

Dagegen war nichts zu sagen, aber fünf Minuten später machte Kunze trotzdem schlapp, und Kudella genehmigte großzügig zehn Minuten Rast. Er wußte, daß es unmöglich war, den Inhalt dieser zwanzig Riesenkisten zu bergen, aber er wollte so viel der Beute in Sicherheit bringen, wie nur möglich war. Es war nur eine Frage der Zeit, daß der Lastwagen im Tal gefunden, sichergestellt oder leergeplündert wurde.

»Alles wäre in schönster Ordnung«, keuchte Adrian Stemmer lachend, »wenn du dieses Scheißgeld nicht gefunden hättest.«

»Sei nicht so undankbar«, erwiderte Franz lachend.

»Luftwährung«, schnaubte Wolfram, »Höhenluftwährung. Was meinst du, was du dir davon kaufen kannst, zwölfhundert Meter über dem Meeresspiegel?«

»Was meinst du, wie der Wert unseres Kapitals bald steigen wird?« erwiderte Franz. »Wenn du das noch zwei-, dreimal schaffst, brauchst du dein ganzes Leben lang nicht mehr zu arbeiten.«

»Ich bin gar kein so fauler Hund, wie du denkst«, entgegnete Sokrates gereizt.

»Um so besser«, versetzte Franz lachend. »Dann können wir ja gleich weiterziehen.«

Eine Stunde später erreichten sie die Berghütte und trafen sie genauso unbewohnt an wie jeweils zuvor. Kunzes Stiefvater war in Haft oder mußte ein anderes Asyl gefunden haben. Inzwischen hatten die Amerikaner vermutlich längst das Tal erobert. Sie würden zwar jetzt die Region säubern und sichten, aber dabei ließen sie, wie die drei Fallschirmjäger die Yankees kannten, sicher für längere Zeit links hegen, was man nicht mit dem Wagen erreichen konnte.

Am späten Nachmittag hatten sie zum viertenmal ihr Bergparadies erreicht. Die Sonne stand schon tief im Westen und überzog die kahl-karstige Höhenlandschaft mit goldenem Glanz, aber sie waren blicklos für das großartige Bergpanorama und hauten sich zunächst einmal hin.

»Feierabend«, sagte Kudella; selbst er brauchte ein paar Minuten Rast, bevor er sich an seine Lieblingsbeschäftigung machte: das Geld zu zählen. »Die erste Million haben wir doch noch nicht ganz geschafft«, stellte er fest.

»Morgen ist auch noch ein Tag«, tröstete ihn Adrian.

»Morgen ruhe ich erst mal aus«, drohte der kleine Berliner, der vor seiner Militärzeit eine abgeschlossene Banklehre hinter sich gebracht hatte. »Geld schafft Besitz, und Besitz macht gierig«, alberte er grinsend. »Geld ist der größte Freund des Menschen und sein größter Feind: Geld macht glücklich und gierig, und das heißt, daß du den Kanal nie richtig voll bekommst. Deshalb sind die Nabobs dieser Erde eigentlich arme Teufel.«

»Mensch, laß das mal die Bankmenschen hören, bei denen du in die Lehre gegangen bist«, erwiderte Franz lachend. »Wenn du genügend Weisheiten verzapft hast, Sokrates, kannst du gelegentlich vielleicht mal an deine Verpflegungsvorräte gehen.«

»Gute Idee«, bemerkte Adrian. »Ich hab' Hunger wie ein Schauspieler.«

Sie aßen Leberwurst in Dosen, dazu Zwieback und Kekse, und der Stiefsohn des unfreiwilligen Gastgebers zauberte sogar noch eine Flasche Schnaps herbei.

»Die hast du doch sicher auch hochgeschleppt?« fragte Kudella.

»Allerdings.«

»Und die Flasche wog doch viel schwerer als Papiergele.«

»Stimmt«, versetzte der kleine Kunze. »Aber da wußte ich wenigstens, was sie wert ist - fünfundvierzig Prozent.« Er nahm einen großen Schluck aus der Flasche, reichte sie an Kudella weiter.

»Hast du noch mehr von dem Zeug, Wolfram?« fragte Franz.

»Vielleicht drei, vier Flaschen. Hab' noch keine Zeit zur Inventur gehabt. Das Hauptlager ist ohnedies noch zugemauert.«

»Zugemauert?«

»Sicherheitshalber. Ein paar hundert Meter weg von hier. Bergwärts. Ich konnte ja nicht wissen, daß die Alpinisten so

anständig sind, unsere Vorräte nicht auszoplündern.«

»Komm«, sagte Franz. »Wir machen einen kleinen Verdauungsspaziergang.«

»Da wirst du dich wundern«, erwiderte der kleine Kunze.  
»Da wirst du zur Bergziege.«

Sie kämpften sich über wegloses Gelände hoch. Dann wies der Berliner auf einen mächtigen Findlingsblock. »Darunter liegt ein künstlicher Hohlraum, richtig ausgemauert und wasserdicht«, erklärte der Berliner. »Nicht einmal einer mit 'ner Wünschelrute könnte das aufspüren, und weder Rost noch Motte und -«

»Genau das richtige Versteck für unser Geld«, unterbrach ihn der Schlesier und klopfte dem Jungen auf die Schulter.

Sie gingen wieder zurück in die Kufloh-Hütte, spürten noch die Müdigkeit in den Gliedern, aber sie war jetzt eher wohlig als quälend. Sie genehmigten sich eine halbe Flasche Schnaps, und es kam eine Art Hüttenzauber auf. Neben dem gemeinsamen Schlafraum, einem Matratzenlager für sechs bis acht Personen, befand sich der niedrige Wohnraum. Zwei gepolsterte Eckbänke standen um einen quadratischen Tisch, und ein Herd war da, in dem die Buchenscheite bullerten. Darüber hing ein Regal mit irdenem Geschirr, ein paar Töpfe und Pfannen. Wärme und der Duft von Holz breiteten sich aus und ließen die drei eine Weile die diabolische Mitgift des Dritten Reiches, die ihnen zugefallen war, vergessen.

Später näherte sich der kleine Kunze wieder vorsichtig dem Thema. »Es ist natürlich richtig, daß wir so viel wie möglich von diesen Pfundnoten auf die Seite schaffen«, sagte er. »Aber bevor ich mir die Lungen restlos aus dem Leibe puste, möchte ich schon sichergehen, daß das Geld echt ist.«

Kudella entnahm seinem Brustbeutel eine Fünf-Pfund-Note und löste eine zweite aus einer Banderole. Er schob sie unter seinen kräftigen Händen auf dem Tisch hin und her wie zwei

Spielkarten. »So«, sagte er, »nun zeig mir mal die echte und dann die falsche, Sokrates.«

»Aber das wissen wir doch, daß sich die Scheine nicht unterscheiden«, bestätigte der frühere Bankeleve.

»Siehste«, entgegnete Franz, die Kanaille, feixend. »Also sind falsche für uns genauso gut wie echte. Kapiert?«

»Da ist was dran«, versetzte Stemmer. »Aber ich seh' schon, daß uns deine Geldgeilheit noch ganz schön schinden wird.«

»Geld regiert nun mal die Welt«, kalauerte Kudella und ging zum Angriff über. »Bis jetzt waren meine Triester Bestände eine verdammt gute Kapitalanlage. Für jeden von uns. Und besonders für dich, Adrian. Vielleicht warst du nicht mehr am Leben, wenn ich nicht mit geschobenen Devisen das Penicillin hätte kaufen können, das dich gerettet hat. Und wo, meint ihr, sollten wir bei leerer Reisekasse Benzin für unser pompöses Gefährt bekommen?«

»Richtig«, erwiderte Stemmer und beendete seinen kurzen, theoretischen Traum vom Glück der Besitzlosigkeit. »Wir verdanken dir verdammt viel, Franz«, setzte er hinzu. »Das muß einmal ausgesprochen werden.«

»Quatsch«, entgegnete der Breslauer verlegen. »Aber wenn ihr glaubt, daß ihr eine Dankesschuld abtragen müßt, dann laßt uns morgen früh wieder mit dem ersten Tageslicht an unseren Nibelungenschatz herangehen.«

»Was bleibt uns schon anderes übrig?« erwiderte der Kleine.

»Nun paßt mal auf, Freunde: Vom Geld abgesehen, verfügen wir noch über ein wichtiges Kapital.« Kudella nahm einen Schluck aus der Pulle, weil es ihm peinlich war, Gefühl zu zeigen. »Wir können uns aufeinander verlassen.«

»Das Allerneueste«, entgegnete Adrian.

»Und so soll es bleiben. Wir gründen also eine Gesellschaft, die Kufloh-GmbH mit drei Teilhabern. Alles kommt in einen

gemeinsamen Topf. Alle Entscheidungen werden mit Zweidrittelmehrheit getroffen. Wenn ihr meint, daß ich ein Kameradenschinder bin, dann überstimmt ihr mich einfach, und ich richte mich nach euch. Ist das klar?«

»Prächtige Idee«, versetzte Adrian. »Aber glaub nur ja nicht, daß Wolfram und ich vor lauter Rücksichtnahme nicht gemeinsam gegen dich antreten werden.«

»Gut so«, konterte der Breslauer. »Fangt an!«

»Wir müssen eine Grenze ziehen«, sagte der Ex-Hauptmann. »Wenn wir wie die Wahnsinnigen diese Scheine zusammenraffen und in Knochenarbeit blindlings hier raufschleppen, geraten wir in einen Moneten-Amoklauf, und das Scheißgeld wächst uns über den Kopf.«

»Richtig«, räumte Kudella ein. »Aber wo liegt die Grenze? Bei zwei Millionen, bei drei? Genug Geld ist noch lange nicht genügend Kapital.«

»Die Grenze liegt bei morgen abend«, entschied der Münchener. »Darauf lasse ich's ankommen. Einen Tag leg' ich noch zu. Was wir bis morgen noch schaffen, soll mir recht sein. Danach muß da unten der Laster ganz plötzlich und für immer von der Bildfläche verschwinden.«

»Genau auch meine Vorstellung«, trat Sokrates an seine Seite. »Wenn die den Lastwagen da unten stehen sehen, wo der Aufstieg beginnt, und auch noch das Geld finden, dann deutet es doch wie mit dem Finger auf uns. Dann wissen sie auch, daß sich in luftiger Höhe blinde Passagiere eingeschlichen haben - Geldmenschen noch dazu.«

»Was meinst du, Franz?« fragte Adrian.

»Ihr habt natürlich recht. Aber es ist trotzdem schade um das viele Geld.«

»Vielleicht kommen wir morgen mit vereinten Kräften auf eineinhalb Millionen«, entgegnete Stemmer. »Wieviel ist das,

Sokrates?«

»Ich bin zwar schon lange raus aus der Branche«, antwortete der Kleine, »aber schätzungsweise mindestens fünfzehn Millionen Vorkriegsmark.«

»Für jeden also fünf Millionen«, errechnete der Münchener. »Eigentlich genug, wenn du es mit deinem Wehrsold vergleichst.«

»Eigentlich«, gestand selbst Kudella zu. »Aber vielleicht schaffen wir die Tour morgen dreimal.«

»Du Raffke«, versetzte der Ex-Hauptmann lachend. »Probieren wir's! Aber jeweils nur zu zweit. Einer bleibt ab sofort als Stallwache zurück. Oder haltet ihr es für vernünftig, daß wir uns abschleppen und inzwischen uns hier oben unser neues Hab und Gut von einem Zufallspassanten klauen lassen?«

»Gut«, beugte sich der bewährte Organisator der Mehrheit, »Dann schlage ich vor, daß Sokrates als erster zurückbleibt. Der zweite bist dann du.«

»Da kannst du rechnen, wie du willst«, entgegnete Stemmer schadenfroh. »Einer muß sich dreimal hochquälen.«

»Rat mal, wer das ist«, versetzte Franz, die Kanaille.

»Immer der, der so einen Blödsinn vorschlägt«, beendete der Kleine die Debatte.

Sie hauten sich für ein paar Stunden auf das Matratzenlager und erwachten schon vor Sonnenaufgang. Sie tranken einen Schluck Kaffee, aßen Zwieback, dann verließen Stemmer und Kudella die Kufloch-Hütte, die auf einem Felsvorsprung einige hundert Meter tiefer als die Feuerkogel spitze neben einem Hochplateau lag. Sie hatten es eilig, aber einen Moment lang wurden sie vom Ausblick überwältigt: Im Osten lag der Traunsee, im Westen der Attersee, und gegenüber tauchte das erste Tageslicht den Gletscher des Großglockners in eisiges Blau und versilberte ihn.

»Phantastisch!« sagte Kudella. »Aber wir müssen weiter.«  
Den Abstieg schafften sie in zwei Stunden.

Sie fanden den Wagen unberührt. Der Breslauer öffnete jetzt die restlichen Kisten, um den Inhalt zu sichten. Alle enthielten das gleiche: Bündel von Fünf-Pfund-Noten, und der Breslauer seufzte verzichtend wie ein Scheich, der nicht hundert Frauen gleichzeitig lieben kann und sich trotzdem an das hoffnungslose Unterfangen macht.

Ein paar Stunden vor dem Einmarsch der Amerikaner hatte der RSHA-Sturmbannführer Müller-Malbach die SS-Uniform mit einem Zivilanzug vertauscht und war als Ingenieur mit einem anderen Namen in einem Bauernhof in der Nähe der Miesenbachmühle untergetaucht. Himmlers letzte Liebesgabe an seine bevorzugten Mitarbeiter, die Zyankalikapsel, hatte er weggeworfen, jedoch die ihm schon vor längerer Zeit auf amtlichem Ausweis bescheinigte neue Identität angenommen und das provisorische Quartier deshalb gewählt, weil es abseits der Vormarschstraßen amerikanischer Panzer lag.

Die Menschen auf dem überfüllten Bauernhof waren über den Neuzugang wenig erfreut. Sie rückten nur unwillig, fluchend und murrend beiseite. Einer der Zusammengedrängten mußte Verdacht geschöpft und den Amerikanern einen Wink gegeben haben: Jedenfalls fuhr plötzlich ein Armeewagen mit vier GIs vor und holte den angeblichen Ingenieur zur Vernehmung nach Ebensee ab. Keiner der Flüchtlinge erwartete, daß der Mann zurückkehren würde.

Durch den raschen Vormarsch und den schnellen Zusammenbruch hatten die Amerikaner so viele deutsche Soldaten gefangengenommen, daß sie von der Millionenschwemme überfordert wurden. Sie brachten die POWs auf Feldern unter freiem Himmel unter, zogen Panzerdrahtrollen um die improvisierten Camps, stellten Posten davor und karrten Verpflegung herbei, die bei ständig

anschwellender Gefangenenzahl niemals ausreichen konnte. Es sprach sich unter den Insassen herum, daß die Besatzungsmacht innerhalb der Lager politisch Belastete und SS-Angehörige aussonderte. Tausende von Himmlers Prätorianern versuchten, nachträglich zur Wehrmacht überzutreten, aber das blieb fast immer ein hoffnungsloser Versuch. Man erkannte sie an dem Blutgruppenzeichen, das ihnen - im Gegensatz zu den Soldaten der Wehrmacht - am Oberarm eintätowiert worden war. Diese medizinisch hervorragende Idee, die womöglich Tausenden von Verwundeten durch eine rasche Bluttransfusion das Leben gerettet hatte, war nunmehr zu einem nicht entfernabaren Kainszeichen geworden. Die GIs hielten sich nicht mehr an Soldbücher und Personalausweise, die man ihnen zeigte; sie zogen Neuzugängen einfach Jacke und Hemd aus und suchten das lebensländliche Merkmal. So war Sturmbannführer Müller-Malbach aufgefallen. Dann erinnerte sich einer der Lageroffiziere daran, daß ein Mann seines Alters mit einem gebrochenen Nasenbein von einer CIC-Dienststelle dringend gesucht wurde, und verständigte Captain Greenfield. Der Gefangene wurde aus seinem Gage geholt und in der Nähe des Lagereingangs verwahrt. Er wußte nur, daß er aufgefallen war, konnte sich aber nicht erklären, warum. Der Posten, den er zu fragen versuchte, gab ihm so wenig eine Antwort wie der Captain und der First Lieutenant, die ihn eine Stunde später abholten und nach Bad Aussee schafften.

Auf der ganzen Fahrt fragte sich der RSHA-Mann zwecklos, wodurch sie so schnell auf ihn gekommen waren und was sie über ihn wußten; er verrannte sich in die Hoffnung, daß sie Kaltenbrunner geschnappt hatten und er nunmehr den SS-Obergruppenführer identifizieren sollte.

Die beiden US-Offiziere sprachen kein Wort, weder untereinander noch mit ihm. Müller-Malbach wurde in einem zweckentfremdeten Hotel abgeliefert und wartete ein paar Minuten auf eine Begegnung voller Peinlichkeit, ohne zu

begreifen, daß die Vernehmung noch weit peinlicher werden würde, als er sich vorgestellt hatte.

Eine Weile mußte er in dem in ein Büro umgewandelten Hotelzimmer warten, bewacht von zwei GIs, als fürchteten die Amerikaner, Müller-Malbach konnte aus dem dritten Stock zum Fenster hinausspringen.

Er hörte Schritte und wünschte sich auf den Mond.

Der US-Oberleutnant kam zurück, in Begleitung eines deutschen Hauptmanns, den Müller-Malbach zuerst nicht und dann nur zu gut wiedererkannte.

»Haben Sie diesen Mann schon einmal gesehen, Hauptmann Lange?« fragte der CIC-Oberleutnant in seinem fast einwandfreien Deutsch. »Sehen Sie ihn sich bitte genau an.«

»Ja, Herr Oberleutnant.«

»Sie erkennen ihn mit Sicherheit wieder?«

»Mit Sicherheit«, entgegnete der Reserveoffizier.

»Wann und wo sind Sie ihm zuletzt begegnet?«

»Ich bin ihm nur einmal begegnet«, erwiderte der Hauptmann. »Vorgestern, auf der Straße, die von Bad Aussee zum Toplitzsee führt. Er hielt mich an und befahl mir unter Hinweis, es sei eine Geheime Reichssache, einen Lastwagen an den See zu fahren und die Ladung dort zu versenken.«

»Thank you, Hauptmann Lange«, sagte der Amerikaner höflich. »Das war alles - aber es könnte sein, daß ich Sie noch einmal brauche.« Er wartete, bis ein GI den Hauptmann abholte, und sah so lange schweigend zum Fenster hinaus. Er war entschlossen, dem Mann mit der Boxernase weder einen Stuhl noch eine Zigarette, aber notfalls ganz andere Dinge anzubieten. Er drehte sich langsam zu ihm um: »Stimmt das, was Hauptmann Lange behauptet hat?«

Der angebliche Zivilist nickte.

»Was war auf dem Lastwagen?« fragte der

Vernehmungsoffizier beinahe beiläufig.

»Aber das wissen Sie doch«, entgegnete Müller-Malbach hastig. »Sie haben doch sicher die Ladung untersucht?«

»Sie sollen mir eine Antwort geben und keine Gegenfragen stellen«, versetzte der First Lieutenant ohne Schärfe in der Stimme.

Der Mann mit dem breiten Gesicht, das jetzt blaß und erschöpft wirkte, zögerte kurz und sagte dann: »Ausgelagerte Devisenbestände der Deutschen Reichsbank.«

Der Amerikaner trat an den zu Vernehmenden heran, suchte seinen Blick. Die Augen des Sturmbannführers gingen auf die Flucht, aber sie fanden nirgendwo im Raum ein Versteck, in dem sie sich verkriechen konnten.

»Wenn Sie mich anlügen, sehe ich verdammt schwarz für Sie«, entgegnete der CIC-Offizier. Er setzte sich bequem im Stuhl zurecht, legte die ausgestreckten Beine auf die Schreibtischplatte, eine betont saloppe Haltung mit unangenehmen Worten verbindend: »Passen Sie mal auf«, schaltete er seine spezielle Vernehmungsmethode ein, »ich steh' unter Druck. Ich bin in Zeitnot. Ich heiße Steel, zu deutsch: Stahl - und stahlhart könnte ich werden, wenn Sie durch Ausflüchte und Lügen meine Zeit stehlen.« Sein Blick ging von seinen Fingernägeln zu seinen Fußspitzen. »Ich kann Leute Ihres Schlags nicht leiden. Es würde mir nichts ausmachen, Sie genauso fertigzumachen, wie Sie vermutlich Ihre Opfer im Keller der Prinz-Albrecht-Straße traktiert haben, aber, wie gesagt, ich bin nicht für zeitraubende Aussagen, sondern für blitzschnelle.« Er sah, wie sich sein Gefangener duckte, als sei er mißhandelt worden. Als erfahrener Fahnder spürte er, daß der Mann kein Steher war und bald umfallen würde; es machte ihm den Sturmbannführer nicht sympathischer, aber es beschleunigte den Erfolg der Vernehmung. »Es interessiert mich nicht, was Sie sonst noch auf dem Kerbholz haben, damit werden sich

vermutlich später andere US-Offiziere befassen. Ich möchte von Ihnen nur erfahren, was Sie über diese Pfund-Blüten wissen, und zwar sofort, und alles ohne Umwege und Abschweifungen und ohne den geringsten Versuch, etwas zu vertuschen.«

Steel hatte noch immer mit ruhiger Stimme gesprochen, aber der RSHA-Mann spürte eine Verachtung, die ihn frösteln machte.

»Ob Sie mir liegen oder nicht, beeinflußt nicht die Art und Weise, in der ich Sie vernehmen werde - die bestimmen Sie, Ex-Sturmbannführer. Und das heißt: Es liegt bei Ihnen, ob wir uns halbwegs zivilisiert miteinander unterhalten oder ob wir zusammen in den Keller gehen müssen.« Er drohte mit einer Folterkammer, die es noch gar nicht gab, die aber Männern wie ihm nur zu gut bekannt sein mußte. »Wie gesagt, ich appelliere an Ihren Verstand, nicht an Ihren Charakter.« Der Spott ließ seine Lippen platzen. »Ich gebe Ihnen eine halbe Minute Bedenkzeit«, setzte er hinzu, ging nach draußen und schickte die beiden GIs vor der Tür in den Raum. Auf dem Gang begegnete er Captain Greenfield. »Der Mann wird reden wie ein Wasserfall, oder ich verstehe nichts von meinem Fach«, sagte er zu dem CIC-Residenten. »Sie werden sich wundern, Sam, was wir heute noch alles erfahren.«

»Wie schaffen Sie das, Bob?« Greenfield nahm offensichtlich an, daß der Falschgeldspezialist über eine besonders raffinierte Vernehmungstortur verfügte.

»FBI-Erfahrungen«, antwortete Steel lachend. »Ich würde den Kerl nicht mal mit dem Finger berühren.« Er ging zurück, schickte die beiden Posten wieder vor die Tür. »Also?« fragte er.

»Ich - ich werde sprechen«, entgegnete der Gefangene nach kurzem Zögern.

Der CIC-Offizier nickte. »Gute Idee«, erwiderte er. »Aber etwas sage ich Ihnen gleich: Wenn ich Sie beim geringsten

Versuch, mich zu belügen, ertappe, beginnt unverzüglich und unwiderruflich die andere Tour.« Er schob ihm widerwillig einen Stuhl zu. »Sie können sich jetzt setzen. Wie heißen Sie wirklich?«

»Ernst Müller-Malbach«, antwortete der Vernommene. »Sturmbannführer im Reichssicherheitshauptamt, Amt VI b.«

»Was ist das genau?«

»Die Abteilung für Fälschungen aller Art: Dokumente, Reisepässe, Briefe und so weiter -« Müller-Malbach betrachtete den Amerikaner mit den Augen eines Hundes, der fürs Apportieren eine Belohnung erwartet, aber er war einem Fußtritt näher als einem Leckerbissen.

»Well«, versetzte Steel, »kommen wir zur Sache! Ich frage Sie zum zweitenmal: Was war auf dem Lastwagen?«

»Falschgeld in britischer Währung«, bestätigte der RSHA-Mann.

»Hergestellt im KZ Sachsenhausen?« stellte der CIC-Offizier eine Fangfrage.

»Zunächst«, bestand der Sturmbannführer die Prüfung, »später in Redl-Zipf, das ist ein kleiner Ort in der Nähe von Vöcklabruck.«

Oberleutnant Steel suchte und fand den Ort auf der Karte. »Wieviel Geld wurde im KZ gefälscht?« fragte er dann.

»Die genaue Summe ist mir unbekannt, aber ich schätze Banknoten im Wert von mindestens hundertfünfzig, wahrscheinlich aber über zweihundert Millionen.«

»Alles britische Pfund?«

Der Vernommene nickte.

»Könnte es auch mehr gewesen sein?« fragte der US-Offizier.

»Es könnte auch mehr gewesen sein«, bestätigte Müller-Malbach. »Die genaue Summe ist nur dem Obergruppenführer

Kaltenbrunner bekannt.« Er brach ab, betrachtete Steel abwartend.

»Sprechen Sie doch weiter!« forderte ihn der Amerikaner auf.

»Mit dem Geld wurde ab Mitte 1943 fast die gesamte deutsche Auslandsspionage bezahlt. Es war zuvor in neutralen Ländern getestet worden. Die Scheine erster Wahl erwiesen sich dabei als absolut ununterscheidbar von echtem Geld. Wir hatten bereits kurz nach Kriegsbeginn mit der ersten Entwicklung begonnen.« Müller-Malbach zögerte wieder, aber dann sprach er rasch, als wollte ein Satz den anderen überholen. »Es hat fast vier Jahre gedauert, bis wir soweit waren. Wir sind erst vorangekommen, als wir den Rohstoff des Papiers aus der Türkei bezogen haben.«

»Wie viele Leute waren an den Fälschungen beteiligt?«

»Meines Wissens einhundertvierzig.«

»Und wo sind die jetzt?«

»Ich habe keinem von ihnen auch nur ein Haar gekrümmmt«, beteuerte der Sturmbannführer mit überschnappender Stimme. »Ich hab' sie alle laufen lassen, obwohl sie erschossen werden sollten und -«

»Wo haben Sie die Häftlinge laufen lassen?« unterbrach ihn Steel.

»Auf der Fahrt von Redl-Zipf ins Lager Ebensee.«

»Vorgestern also. Mit wieviel LKWs sind Sie gestartet?«

»Mit sieben«, entgegnete der Sturmbannführer, »und meinem Kübelwagen.«

»Und wie viele sind am Toplitzsee angekommen?«

»Drei.«

»Den vierten«, rechnete ihm der First Lieutenant vor, »haben Sie Hauptmann Lange übergeben.«

Müller-Malbach nickte.

»Haben Sie noch mehr solcher Dienstverpflichtungen versucht?«

»Noch eine«, erklärte der Mann vom RSHA. »Ich habe drei Fallschirmjäger, die mir auf Fahrrädern entgegengekommen sind, angehalten. Verwundete aus Triest. Der Hauptmann hieß Stengel oder Stenzel oder so ähnlich -«

»Und?«

»Diese Schweinehunde haben sich verkrümelt.«

»Genauso wie Ihre SS-Männer«, bemerkte Steel.

»Ein verlorener Krieg ist der Disziplin nicht förderlich«, erwiderte der SS-Major. »Außerdem war es schwer, in der Kolonne zu fahren, vor allem konnte man sie nicht übersehen. Und auf einmal waren sie weg -«

»Mit dem Geld?«

»Natürlich mit dem Geld.«

»Und die anderen beiden LKWs?«

»Keine Ahnung«, antwortet Müller-Malbach. »Aber ich habe gehört, daß in der Enns und im Traunsee die Blüten herumgeschwommen sein sollen. Es ist anzunehmen, daß die Begleiter dieser Transporte ihre Fracht schon vor dem Toplitzsee abgeladen haben.«

»Sieht so aus«, stimmte ihm der First Lieutenant zu. »Sie waren also zuständig für gefälschte Pässe, Ausweise und Briefe?«

»Ja.«

»Auch Stempel?«

»Ja.«

»Und für die Falschgeldproduktion?«

»In der Prinz-Albrecht-Straße«, bestätigte der Mann vom RSHA. »Im Lager selbst war Sturmbannführer Bernhard Krüger dafür verantwortlich. Von seinem Vornamen leitete sich

übrigens der Namen des Unternehmens ab: Operation Bernhard.«

»Haben Sie auch versucht, Dollars zu fälschen?« fragte Steel wie nebenbei.

»Auch Dollars«, antwortete der Sturmbannführer, geständig wie ein Kind, das die Strafe abwenden möchte. »Aber sie sind nicht mehr in Umlauf gekommen.«

»Warum nicht?« Der Amerikaner schoß die Frage wie einen Pfeil ab; er war gespannt.

»Erstens einmal ist das amerikanische Geld äußerst schwer nachzumachen«, erklärte der Vernommene. »Wir haben zwar die besten Fälscher aus ganz Europa aufgetrieben, aber solange Amerika nicht im Krieg war, hatte Hitler verboten, Dollars zu fälschen. Erst im Dezember 1941 bekam das RSHA grünes Licht, aber wie gesagt, drei, vier Jahre Entwicklungszeit sind nötig und -«

»Da müßten Ihre Dollar-Blüten ja inzwischen fertig geworden sein?«

»Sind sie ja auch«, bestätigte der Sturmbannführer, »aber erst vor kurzem. Seit März. Die Massenproduktion sollte nunmehr ganz groß anlaufen. Aber es war bereits zu spät.«

»Zu spät?«

»Wir haben den Wettlauf mit dem Kriegsende verloren«, versetzte der Mann vom RSHA.

»Wo sind die Musterscheine?« fragte Steel. »Die Druckstöcke? Das Papier? Die Klischees?«

»Auf dem Grund des Toplitzsees«, entgegnete der Vernommene. »Sie waren auf den Lastwagen, die auch wirklich dort angekommen sind.«

»Woher wissen Sie das, Müller-Malbach?«

»Ich habe ja die Aktion selbst geleitet.«

»Auch die Versenkung?«

»Auch die Versenkung, Herr Oberleutnant.«

»Und Sie sind sicher, daß es sich dabei um Dollars gehandelt hat?«

»Um Dollars und um Pfunde«, antwortete Müller-Malbach.

Steel stand auf, befahl wieder die beiden GIs in den Raum und stürmte in Greenfields Büro. Er rief erneut im US-Headquarter an und löste wegen der Dollar-Fälschungen neuerlichen Alarm aus; er forderte zehn Spezialisten an, darunter drei frühere FBI-Kollegen, die erst aus den Staaten eingeflogen werden mußten. Dann ging er zu Müller-Malbach zurück. »Kommen Sie«, sagte er. »Wir unternehmen eine Spazierfahrt.«

Steel nahm nur den Fahrer mit, der sie im Jeep zu der zerstörten Falschgeldfabrik brachte. Er verzichtete auf einen weiteren Bewacher. Er wollte seinen gebrochenen Gefangenen noch zusätzlich demütigen, indem er ihm vorführte, daß er ihn für einen Schlappschwanz hielt, der für einen ernsthaften Fluchtversuch zu feige war.

Sie saßen nebeneinander. Steel verfolgte, wie süchtig Müllers-Malbachs Augen an seiner Zigarette hingen; er ließ absichtlich aus seinem Päckchen eine Camel auf den Boden fallen. »Wenn Sie wollen, können Sie sie aufheben«, sagte er. »Wie wurde eigentlich das Falschgeld in den Verkehr gebracht?«

»Über das neutrale Ausland«, wiederholte der Sturmbannführer, »und von Oberitalien aus.«

»Von wem?« Der CIC-Offizier spielte mit dem Feuerzeug.

»Da gab es eine eigene Vertriebsorganisation«, erklärte Müller-Malbach. »Auf Schloß Labers in Südtirol, getarnt als ›3-Germanisches SS-Panzerkorps‹.«

Steel ließ das Feuerzeug aufschnappen, und Müller-Malbach zog hektisch an seiner Zigarette.

»Das interessiert mich«, sagte Steel, gewaltig unterreibend.

»Ich kenne nur zwei Leute von Labers«, fuhr der Informant fort, »den Chef, Sturmbannführer Friedrich Kaffler, und seinen Kurier, einen gewissen Laszlo, einen Volksdeutschen aus Rumänien. Kaffler war übrigens zum Rapport nach Bad Aussee befohlen.«

»Zu Kaltenbrunner?« fragte Steel.

»Ja«, antwortete Müller-Malbach und erschrak, weil er damit den Aufenthaltsort des SS-Obergruppenführers genannt hatte.

»Sie brauchen sich keine Vorwürfe zu machen«, entgegnete der Amerikaner belustigt. »Ihren Chef haben wir längst geschnappt. Nun erzählen Sie mir mal alles, was Sie über diesen Kaffler wissen.«

»Kein angenehmer Zeitgenosse«, entgegnete der Sturmbannführer sofort. »Er und seine Leute haben sich an den Provisionen dumm und dußlig verdient. Der Mann ist ein gerissener Bursche. Bei uns in der Prinz-Albrecht-Straße war er mal ganz oben und dann wieder unten durch, je nach Erfolg.«

»Und wie sieht er aus?«

»Kaffler ist an die fünfzig, mittelgroß und hat eine Stirnglatze. Sein Gesicht ist aufgeschwemmt, wirkt irgendwie ungesund. Er hat ziemliche Säuferaugen, braun mit grünen Sprenkeln.« Dem RSHA-Mann fiel auf, daß sich der Amerikaner keine Notizen machte; entweder war er bei seinen Ermittlungen sehr oberflächlich, oder er mußte über ein erstaunliches Gedächtnis verfügen.

»Und dieser Laszlo?« fragte Steel.

»Ein hübscher, windiger Bursche, so an die dreißig, ein richtiger Stutzer, stets hinter den Weibern her und zu allem zu gebrauchen.«

Der First Lieutenant betrachtete sein Zigarettenpäckchen und stellte fest, daß es noch drei Camels enthielt. »Die können Sie sich durch eine exakte Personenbeschreibung verdienen«, sagte

er.

»Glatte Haare«, begann Müller-Malbach. »Stahlgraue Augen. Straffes Gesicht, immer etwas gebräunt, als ob der Mann Höhensonnen nehmen würde. Sein Kinn ist etwas kurz, wie gesagt, ein Schönling und ein Schürzenjäger.«

»Hier«, sagte Steel und schob seinem Informanten die Zigaretten zu. »Fällt Ihnen zu Kaffler noch etwas ein?«

»Er hat vor dem Krieg mehrere Jahre in Amerika gelebt«, antwortete der RSHA-Mann. »Er spricht fließend Englisch, Italienisch, Spanisch und etwas Serbokroatisch.«

Steel nickte. »Noch was?«

»Vor einem Jahr ist er mal ausgefallen wegen einer Blinddarmoperation, hat sie aber ohne Komplikationen überstanden.«

Der Amerikaner sah ungeduldig auf die Armbanduhr. Er trieb den Fahrer an. Der GI fuhr wie ein Selbstmörder, aber er brauchte doch noch zwanzig Minuten bis Redl-Zipf. Längst vor der Ankunft hatte der CIC-Offizier eine Wunschliste erstellt, auf der ganz oben Friedrich Kaffler, sein Kurier Laszlo, SS-Sturmbannführer Bernhard Krüger und hundertvierzig entkommene KZ-Häftlinge standen.

Längst bevor britische Soldaten in Plön in Holstein Hitlers Nachfolger Karl Dömtz festnahmen, wobei der Großadmiral und die anderen Mitglieder der letzten Reichsregierung die Hosen herunterlassen mußten wie gewöhnliche Soldaten bei einer Schwanzparade, hatte die Bank of England zu einem gewaltigen Paukenschlag ausgeholt, dessen Wirkung - wie beabsichtigt - im Schlagzeilenwirbel der ersten Nachkriegstage zumindest akustisch weitgehend unterging: Von Fünf-Pfund-Noten aufwärts wurden gleichzeitig sämtliche im Umlauf befindlichen britischen Geldscheine für ungültig erklärt. Wer solche Noten besaß, mußte sie innerhalb einer bestimmten Frist umtauschen. Diese Maßnahme lief praktisch auf einen Herkunftsachweis

hinaus und brachte Falschgeldverteiler wie Steuerhinterzieher gleichzeitig in Bedrängnis.

Das britische Unterhaus hatte - noch im Krieg - in einer Geheimsitzung diesen Schlag beschlossen und die Bank of England in Rekordzeit die technischen Voraussetzungen für die Geldumtauschaktion getroffen. Die Fünf-Pfund-Noten blieben weiter im Umlauf; man brauchte sie, um ein Chaos im Zahlungsverkehr und an den Bankschaltern zu verhindern. Die Spekulation war dabei wohl, daß Falschgeld mit dem niedrigsten Nennwert auch den geringsten Schaden anrichten würde.

Heinrich Himmler hatte sich nach seiner Festnahme am 23. Mai 1945 vergiftet - das nach ihm intern benannte Himmler-Geld blieb nach wie vor ein britisches Staatsgeheimnis. Das »Unternehmen Bernhard« wurde der Öffentlichkeit so lange wie möglich verschwiegen und - als mit beträchtlicher Verspätung erste Berichte über die Falschgeldfabrik des Dritten Reiches auftauchten - weiterhin amtlich heruntergespielt. Man erfuhr schließlich zwar, daß zum Beispiel der albanische Spion Gicero, Kammerdiener des britischen Botschafters in Ankara, für den Verrat wichtigster Staatsgeheimnisse von den Deutschen mit Pfund-Blüten im Wert von mehr als einer Million bezahlt worden war - niemals jedoch genau, wie hoch der Schaden der englischen Staatsbank durch die Falsifikate tatsächlich gewesen war.

Die Sonderkommission Steel hatte - zunächst im Ausseer Land - in Rekordzeit ihre Tätigkeit aufgenommen. Die meisten der Männer, die dem First Lieutenant zugeteilt wurden, kannte er dem Namen nach, Leutnant Gambler und die Sergeants Stonehill und Murdock sogar persönlich. Mit dem Leutnant aus New York, einem unbekümmerten, fast immer lächelnden Sunnyboy, der seinen Gegnern rasch das Lachen auszutreiben pflegte, hatte Steel schon einmal zusammengearbeitet; er ernannte ihn zu seinem Stellvertreter.

Die Fahndungscrew erhielt Sondervollmachten, einen Sonderetat, den nichts- und vielsagenden Namen »Special Command« und wurde dem später in das Frankfurter IG-Farben-Hochhaus einziehenden US Military Government of Germany direkt unterstellt. Außer einem eigenen Fahrzeugpark und einem Sikorsky-Hubschrauber erhielt First Lieutenant Steel statt der zehn Spezialisten, die er angefordert hatte, von der US Army zwölf Mann zugeteilt, zwei zusätzliche Agenten vom »Office of Strategic Services«, die während der letzten Kriegsjahre auf dem Balkan im Untergrund Seite an Seite mit den Russen gekämpft hatten und dadurch Erfahrungen über den Umgang mit den schwierigen Waffenbrüdern mitbrachten.

Mit dem Kriegsende setzte zunächst, vorsichtig, aber unaufhaltsam, bei den westlichen Alliierten ein Umdenkungsprozeß ein; sie begriffen, daß die brutale Machtpolitik der Braunen, gegen die sie angetreten waren, von den Roten fortgesetzt wurde. Stalin war nun nicht mehr Roosevelts guter Uncle Joe, sondern ein Usurpator in der Dimension Hitlers. Um so brennender wurde für Robert S. Steel - er war gerade, um seine Dienststellung auch äußerlich aufzuwerten, außer der Reihe zum Captain befördert worden - die Frage, was die Rote Armee in Block 19 des KZs Sachsenhausen bei Berlin an Fälschungsmaterial, Druckplatten, Papierbeständen und Fachleuten vorgefunden hatte; es lag auf der Hand, daß bei der eiligen Flucht in die sogenannte Festung Alpenland nicht alle Unterlagen mitgenommen worden waren.

Viele Häftlinge von Redl-Zipf, deren meiste sich inzwischen in sechzehn verschiedene Heimatländer durchgeschlagen hatten, würden künftig im sowjetischen Machtbereich leben und konnten vom Kreml - wenn er es wollte - jederzeit zur Fortsetzung der Falschmünzerei gezwungen werden. Normalerweise sind Geldfälscher Autodidakten, die vom Staat gejagt werden; die Gefangenen von Redl-Zipf waren Experten, die der Staat ausgebildet hatte, und wohl in der Lage, lupenreine

Banknoten in allen Währungen der Welt herzustellen.

Dadurch stellte sich für den skeptischen Captain sofort die Frage: Was haben die Russen erbeutet? Was wissen sie über das »Unternehmen Bernhard?«

Er setzte zunächst die beiden OSS-Leute als Kontaktmänner zur Roten Armee ein. Ihre vorsichtigen Anfragen brachten keinerlei Aufschlüsse. Entweder waren die Sowjets wirklich ahnungslos, oder der Abkapselungsprozeßschritt zwischen den Zwangsverbündeten weiter voran. Es war natürlich möglich - wenn auch noch unwahrscheinlich -, daß die Sowjets bereits dabei waren, ihre westlichen Verbündeten hereinzulegen und die einträgliche Falschgeldproduktion aufzunehmen. Die Kommunisten wollten den Kapitalismus zerschlagen; wie war er leichter auszuhöhlen als durch eine Erschütterung der Währung?

»Keinerlei Anhaltspunkte, daß unsere roten Waffenbrüder überhaupt etwas wissen«, stellte Leutnant Gambler fest, der die eingehenden Meldungen als erster ausgewertet hatte.

»Du meinst, die Sowjets haben Sachsenhausen besetzt und nichts von der Operation Bernhard erfahren, Sunny? Die Offiziere der Roten Armee haben zugesehen, wie ihre Soldaten an den Ufern der Enns zu Dutzenden Pfund-Blüten aus dem Fluß fischten, ohne zu fragen, woher das Geld kam?« entgegnete Steel. »Du kennst doch ihr Überwachungssystem: Wenn einer auch nur einen leisen Parterrefurz läßt, kommt er noch als Donner im siebten Stock an.«

»You're right, Bob«, erwiderte der New Yorker. »Aber vorderhand sehe ich in den Nazis immer noch die größere Gefahr.«

Es war klar, daß zumindest einige Prominente die Pfund-Blüten zur Finanzierung ihrer Flucht verwenden wollten. Wenn der Vertriebschef Kaffler und sein Laufbursche Laszlo in letzter Stunde noch zu Kaltenbrunner befohlen worden waren, konnte es sich doch nur um die getarnten RSHA-Geldanlagen im

neutralen Ausland handeln. Allerdings waren die mit der Fahndung betrauten US-Offiziere überrascht, wie wenig die Naziprominenz im allgemeinen ihren Notausstieg vorbereitet hatte. Es gab noch nicht die berüchtigte Nazischleuse, die über italienische Klöster nach Südamerika führte, und auch noch nicht die raffinierte Fluchtorganisation »Odessa«, die belasteten SS-Männern weiterhalf.

Die US-Fahnder hatten den SS-Terror noch nicht erfaßt. Selbst unmittelbar vor dem Zusammenbruch waren Zweifel am deutschen Endsieg als todeswürdiges Verbrechen geahndet worden. Diese Haltung schloß einen organisierten Rückzug größeren Stils aus. Nur privat und in aller Stille konnte man Vorbereitungen für den Selbstmord oder für ein Leben nach der Nullzeit treffen: zum Beispiel Lebensmittel auf eine Gebirgshütte schaffen oder irgendwo auf einem entlegenen Bauernhof untertauchen oder sonstwie auf Grund gehen und abwarten.

Die Haie verbargen sich hinter der Millionenschar kleiner Fische; die bewußte Stecknadel im Heuhaufen war leichter zu finden als die Größen des Systems. Der Heuhaufen war riesig und wurde immer wieder gewendet, von Erntehelfern, die jeweils etwas Bestimmtes suchten. Das »War Crime Department« interessierte nur Kriegsverbrecher, die »Crime Investigarion Division« nur entsprungene Kriminelle. Andere Spezialisten suchten zum Beispiel Raketenforscher von Peenemünde, KZ-Ärzte, die Menschenversuche angestellt hatten, oder einen weit größeren Personenkreis, der unter automatischen Arrest fiel, wie zum Beispiel alle Regierungsräte, weil die Amerikaner zuerst nach wörtlicher Übersetzung annahmen, daß diese allesamt zur Naziregierung gehört hätten. Gefragt waren, wenn auch aus anderen Gründen, Fräuleins aller Haarfärbungen, wobei die hübsche Kreisleiterstochter dem Interessenten meistens reizvoller erschien als das häßliche Kind eines Widerstandskämpfers. Die Umworbene tat etwas für

Zigaretten und Schokolade und natürlich auch für den Vater, und so verwischten sich die Grenzen zwischen Belasteten und Unbelasteten, bevor sie überhaupt gezogen waren.

Es war eine Sisyphusarbeit, inmitten einer millionenfachen Völkerwanderung zwischen Kriegsverbrechern und Kriegsgewinnlern, Kriegsversehrten und Kriegsvertriebenen zu unterscheiden, aber der dynamische Captain aus Arizona arbeitete mit dem Glück des Tüchtigen.

Die Bewacher des KZs Ebensee waren, von einem voreiligen Panzeralarm überrascht, vor dem Abschluß ihres Vernichtungswerks kopflos in alle Richtungen davongelaufen, so daß die Sieger wertvolle Unterlagen über Bewacher und Bewachte erbeutet hatten. Captain Steel hatte schon sehr bald mehr als hundert Namen von Redl-Zipf-Häfdingen nebst ihren Heimatadressen aussortiert.

Er gab die Personalien sofort an die umliegenden UNRRA-Lager weiter und konnte dadurch noch die letzten sieben Ex-Häftlinge vor ihrem Rücktransport in die Heimat abfangen. Der wichtigste von ihnen war Frantisek Dluga, Kapo an einer der Geldpressen, ein kleiner, intelligenter Mann mit scheuen Augen. Er stammte aus Pilsen und sprach fast akzentfrei Deutsch. Der Tscheche wirkte zunächst unsicher und zurückhaltend.

»Well, Mr. Dluga«, nahm ihm der Vernehmende die Hemmungen, »ich weiß, daß Sie unter Zwang gearbeitet haben und daß man Sie im Fall einer Weigerung sofort erschossen hatte. Niemand kann und wird Ihnen daraus einen Vorwurf machen, okay?«

Der Ex-Kapo nickte. Er stand noch immer unter Schock, konnte nicht begreifen, daß er seine Hinrichtung überlebt hatte.

»Haben Sie eine Ahnung, wie viele Falschgeldscheine insgesamt produziert wurden?«

»Sie müssen davon ausgehen, daß es ab Mitte 1943 monatlich etwa durchschnittlich vierhunderttausend Scheine

waren mit verschiedenen Nennwerten. Multiplizieren Sie also vierhunderttausend mit zwölf, dann kommen Sie im Jahr auf vier Millionen achthunderttausend Blüten, die meisten im Nennwert von zehn, fünfzig und hundert Pfund, aber auch fünf Pfund sowie tausend Pfund. Es handelt sich hier nur um die erste Wahl, aber auch der Ausschuß wurde noch verbreitet.«

»Ich weiß«, entgegnete der Captain und nickte dem Zeugen zu fortzufahren.

»Solange wir in Sachsenhausen waren, hatten wir keine Ahnung, wohin die Geldkisten gingen. Das erfuhren wir erst nach unserer Aussiedlung nach Redl-Zipf. Hier kam in unregelmäßigen Abständen ein Opel Blitz aus Südtirol mit einer SS-Nummer, der einen Teil unserer Bestände abholte. Jeweils ein Zivilist am Steuer, der Anführer, und vier, fünf SS-Begleitsoldaten. Mit der Zeit erfuhren wir die Namen der beiden Zivilisten; der eine war Theophil Kreppel, trotz seines deutschen Namens ein Italiener, der zweite ein Deutschrümäne, von dem ich nur den Vornamen Laszlo kenne. Er war übrigens der weitaus sympathischere.«

»Wieso?« half der Captain nach.

»Gar kein übler Kerl«, fuhr der Tscheche fort. »Ein hübscher Bengel, immer piekfein in Schale. Er hatte sogar für uns Häftlinge ein gutes Wort. Unter uns waren auch einige Rumänen, mit denen kam er zuerst in Kontakt. Wie gesagt, Laszlo stammte von da unten, aus der Nahe von Kronstadt.«

»Sie konnten also mit ihm sprechen?« fragte Steel. »Wie war das möglich? Sie wurden doch streng bewacht und isoliert?«

»In Sachsenhausen wäre es auch unmöglich gewesen, aber in Redl-Zipf waren wir zusammen mit den SS-Männern in einer stillgelegten Brauerei untergebracht. Oft war der Opel Blitz nicht avisiert, dann mußte seine Mannschaft Stunden oder Tage warten, bis wir die Ladung fertigepackt hatten. Die SS-Männer gingen meistens gleich flitzen, auf Schürzenjagd - Laszlo aber

quartierte sich der Einfachheit halber in unserer Brauerei ein.«

»Laszlo machte sich nichts aus Mädchen?« fragte Steel.

»Ganz im Gegenteil«, erwiderte Dluga lachend. »Er brachte sie gleich mit und sorgte so für unsere Unterhaltung. Es war durchaus möglich, mit ihm ins Gespräch zu kommen, und wir suchten natürlich dazu jede Gelegenheit, denn wir wollten ja wissen, wie weit die Alliierten vorangekommen waren und -«

»Dieser Laszlo hatte keine Angst vor den Totenkopf-Männern?« unterbrach ihn Steel.

»Er war ein leichtsinniger Vogel«, erklärte der frühere Kapo, »aber einer mit Herz. Manchmal hat er sogar Briefe für uns hinaus- und hereingeschmuggelt. Er war ein völlig unpolitischer Mensch und hat für den Falschgeldbetrieb nur gearbeitet, damit er nicht, wie er mir einmal sagte, an der Ostfront totgeschossen wird.« Frantisek Dluga merkte, daß der US-Offizier noch eingehender über den Deutschrümänen informiert werden wollte. »Ich muß Ihnen etwas sagen, Captain Steel«, fuhr er fort. »Laszlo hat uns sogar den Tip gegeben, sofort zu verschwinden, wenn wir von Redl-Zipf weggeschafft werden sollten. ›Die legen euch sonst um‹, hat er mir zugeraunt. Ohne seine Warnung hätte ich es vermutlich nicht gewagt, vom LKW zu springen.«

»Apropos LKW«, entgegnete der Vernehmende. »Wissen Sie noch, wie viele von Redl-Zipf abgegangen sind?«

»Ja. Sieben. Wir haben sie noch mit aufgeladen. Die Pässe und die Dollars kamen auf den ersten Lastwagen, das weiß ich noch ganz genau, weil für ihn Hauptscharführer Öhlschläger zuständig war, der übelste von allen. Die anderen sechs LKWs wurden ausschließlich mit Pfund-Noten bestückt. Da ging's nicht mehr so genau. Es war nämlich schwarzer Bestand.«

»Alles geschah unter Aufsicht?« fragte der Amerikaner. »Ja. Aber in großer Eile. Wenn einer wollte, konnte er sich schon die Taschen füllen. Unter uns waren natürlich auch Kriminelle, zum

Beispiel gerade der Mann, der die Dollar-Klischees fertiggestellt hatte: Solly Smolianoff, ein in Unterweltskreisen berühmter Fälscher.«

»Wie viele Dollar-Noten haben Sie gedruckt?« fragte Steel. »Wenige«, entgegnete der Tscheche. »Nur Prototypen. Sie sollten vor dem Anlauf der Massenproduktion erst noch getestet werden, aber dazu ist es dann - Gott sei Dank - ja nicht mehr gekommen.«

»Smolianoff war also ein Krimineller«, rekapitulierte der Captain.

»Nicht nur er«, erwiederte Dluga, »auch Gaston aus Marseille und Jan, auch Sergiu, übrigens Laszlos spezieller Freund. Wir Politischen hielten zuerst streng auf Abstand, aber wenn man so nah auf engem Raum lebt, kommt es zwangsläufig zur Annäherung, noch dazu -«, ein flüchtiges Lächeln huschte über das Gesicht des Ex-Kapos, »wenn sich dabei herausstellt, daß der eine oder andere Berufsverbrecher in bestimmten Dingen sich besser benimmt als ein Politischer. Es gab sogar unter den SS-Männern solche und solche, einige, mit denen wir besser standen, und andere, die wir bis zuletzt fürchten mußten.«

»Sie sind ganz sicher, daß nur wenige Dollar-Blüten existierten?«

»Ja, Captain Steel«, bestätigte der Tscheche. »Das wird Ihnen jeder von uns bestätigen.«

»Und daß alle Dollar-Unterlagen, Aktenstücke und Pässe auf den Lastwagen des Hauptscharführers Öhlschläger geladen wurden?«

»Ganz bestimmt.«

»Hat dieser Laszlo etwas über seine Zukunftspläne verlauten lassen?«

»Nein, das nicht. Er sagte nur, daß er selbst froh wäre, wenn das alles überstanden sei. An seiner Stelle«, setzte der Ex-Kapo

hinzu, »wäre ich mit einem unserer meisterlich gefälschten Ausweise längst im Ausland untergetaucht, wie zum Beispiel Sturmbannführer Krüger und die anderen Papierhelden. Sollten Sie Laszlo jedoch finden, Mr. Steel, kann ich Ihnen nur gratulieren. Wie gesagt, eigentlich ein prima Kerl und ein fixer Junge, der einfach alles weiß.«

»Ich brauche Sie sicher noch, Mr. Dluga«, schloß der Captain die Vernehmung. »Würde es Ihnen etwas ausmachen, noch eine Weile hier zu bleiben?«

»Wenn ich Ihnen helfen kann, gern«, erwiderte der Politische, der noch sieben neue Häftlingsnamen beisteuern konnte.

Die Kommission hatte jetzt schon hundertzwanzig Namen rekonstruiert, und das hieß, daß noch zwanzig ausstanden. Sergeant Stonehill war auf die KZ-Unterlagen angesetzt, Sergeant Murdock und Lieutenant Gambler durchkämmten die POW Camps, nach Kaffler, Krüger, Kreppel und Laszlo und nach einem Hauptmann Stengel oder Stenzel oder so ähnlich. Die ortsansässige Dienststelle von Captain Greenfield begann in der weiteren Umgebung nach drei Lastwagen zu suchen, die seit der Abfahrt von Redl-Zipf verschollen waren.

Der Captain flog mit dem Helikopter an den Toplitzsee, um zu sehen, wie weit die Bergungsversuche seiner Leute vorangekommen waren. Am Start wie bei der Landung erregte der Hubschrauber, den die US Army als erste der Welt schon während des Krieges bei Verwundetentransporten eingesetzt hatte, beträchtliches Aufsehen. Der Senkrechtstarter, der praktisch überall landen konnte, zog die Passanten an wie ein Honigtopf die Wespen. Nach ein paar Tagen hatte der größere Teil der Zivilbevölkerung die Angst vor der Besatzungsmacht verloren, wissend, daß ihnen in seltenen Fällen höchstens die Armbanduhr abgenommen oder - in häufigen - sie nach der Adresse eines willigen »Fräuleins« gefragt wurden.

Captain Steel wollte ohne Aufsehen arbeiten, aber er mußte auch zusehen, daß er schnell vorankam, und so plagte er sich mit den Gaffern herum, wenn er den Helikopter nutzte. Sein Ärger schwand während des kurzen Flugs. Das karstige Hochplateau des Totengebirges schälte sich aus dem Schönwetterdunst. Ohne Auftrag flog der Pilot über den Grundlsee eine Extrarunde, bevor er über dem Erzherzog-Johann-Gedenkstein kreiste, der an die romantische Begegnung des Hocharistokraten mit der fünfzehnjährigen Postmeisterstochter Anna Plochl im Jahre 1819 erinnerte.

Auch Steel war auf den Spuren der Geschichte, allerdings der allerjüngsten. Das Ufer des Toplitzsees war für Landfahrzeuge von Gößl aus nur an seiner nordwestlichen Ecke zu erreichen. Es gab keine andere Möglichkeit, motorisiert ans Ufer heranzukommen. Das nahm der Captain dem Ex-Sturmbannführer Müller-Malbach bei der Rekonstruktion der Versenkungsvorgänge ohne weiteres ab. Er ließ die Zuschauer von GIs so weit wegscheuchen, daß sie wenigstens keine Zuhörer waren.

»Also«, berichtete der RSHA-Mann, »es war schon Nacht. Wir mußten unsere Scheinwerfer einschalten, um überhaupt etwas zu sehen. Hauptscharführer Öhlschläger hatte ein Motorboot aufgetrieben - ich weiß wirklich nicht, wo -, darauf verluden wir die Geldkisten. Das ging natürlich nicht auf einmal. Öhlschläger fuhr etwa zur Mitte des Sees, wo er die Fracht befehlsmäßig ablud, er pendelte im ganzen vier-, fünfmal.«

»Dabei hat Sie niemand gesehen?« fragte der Amerikaner. »Nicht, daß ich wüßte«, erwiderte Müller-Malbach. Es war durchaus möglich. Das Ufer des kalten Bergsees am Totengebirge, zwölf Kilometer von Bad Aussee entfernt und siebenhundert Meter über dem Meeresspiegel gelegen, das letzte Versteck des Dritten Reiches, das zu seinem Mülleimer werden sollte, war unbewohnt und so idyllisch wie mysteriös. Die

Oberfläche des verwunschenen Gewässers, an dessen bewaldeten Ufern die Berge sich direkt nach oben reckten, wirkte sauber und unbewegt - und stille Wasser gründen tief.

»Wo ist Hauptscharführer Öhlschläger jetzt?« fragte der Captain.

»Das weiß ich nicht«, erwiderte der RSHA-Mann mit dem gebrochenen Rückgrat. »Getürmt, wie alle anderen.« »Mit falschen Papieren?« »Das nehme ich an.« »Und Ihrer Erlaubnis?«

»Allerdings«, entgegnete der Ex-Sturmbannführer. Jetzt meldeten sich auch zwei Augenzeugen, ein Waldarbeiter und ein Förster, die unabhängig voneinander die Versenkungsaktion beobachtet haben wollten, sich vielleicht aber auch nur ein paar US-Zigaretten oder einen Schlag Essen verdienen wollten. Plötzlich war in aller Munde, auf dem Grund des Bergsees lägen, in Blechkisten verpackt, die gesamten RSHA-Akten. Auf einmal sprach man auch von Goldbarren, von Diamanten, von sagenhaften Schätzen. Captain Steel wußte, daß er den Toplitzsee nunmehr auch nachts bewachen lassen mußte, da es von jetzt an zahlreiche Schatzsucher auf eigene Faust geben würde.

Die Tauchexperimente waren mehr als schwierig, selbst wenn die von Müller-Malbach nur ungefähr angegebene Versenkungsstelle der Geldkisten stimmen sollte. Was in vielleicht hundert Meter Tiefe lag, ließ sich der See nicht so leicht entreißen. Der Captain verfolgte mißmutig die umständlichen Tauchversuche. Selbst am Ufer sollte es schon Untiefen geben. Es war bei den unzureichenden Mitteln tatsächlich ein Zufall, wenn man fündig wurde - und dann fragte sich erst noch, was man wirklich hochzog: Eine in der Nähe gelegene Raketenversuchsstation hatte ihre Geschosse ebenfalls in den See gekippt.

Steel entschloß sich, Froschmänner anzufordern. Er flog nach

Bad Aussee zurück. Seine schlechte Laune besserte sich etwas, als ihm Greenfield beim Mittagessen im Hotel »Erzherzog Johann« mitteilte, daß zwei der drei gesuchten Geldlaster gefunden worden seien. Die Besatzung des Wagens hatte die Fracht in die Enns, die des anderen die ihre in den Traunsee gekippt, so daß das Rätsel der Blütenpracht an der Wasseroberfläche auch geklärt war. Jetzt fehlte nur noch der LKW, den der Sturmbannführer in Panik dem verwundeten Fallschirmjägerhauptmann übergeben hatte. Die Suchaktion lief unvermindert weiter.

Für Steel war das nur ein Nebenproblem. Erstens hatte der Fallschirmjägerhauptmann nicht gewußt, was die Fracht enthielt - und die wasserdichten Kisten waren nicht so leicht zu Öffnen gewesen, und dann war es den drei Verwundeten sicher wichtiger erschienen, zu verschwinden als einen lästigen Befehl auszuführen. Vermutlich hatten die abgestiegenen Radfahrer den Lastwagen einfach stehen lassen, und womöglich war er inzwischen von der Zivilbevölkerung restlos ausgeplündert und das leere Gefährt abgeschleppt worden. Sollten die Engländer eben ein paar Millionen Pfund mehr auf die Verlustliste schreiben; sie behaupteten ja ohnedies ständig, nur einen ganz kleinen Schaden erlitten zu haben. Nach Tisch ging Steel in sein provisorisches Büro und kassierte Fehlalarme am laufenden Band. Es gab kaum ein POW Camp, das nicht Gefangene meldete, die wie Kaffler, Krüger oder Laszlo aussahen und natürlich leugneten, es zu sein. Der Captain wußte, daß ihm einiges bevorstand, bei Millionen von deutschen Kriegsgefangenen allein in den US-Lagern und noch weit mehr in englischen und französischen, von den russischen nicht zu reden, falls die Sowjets überhaupt zur Zusammenarbeit bereit waren. Es gab noch keine Computer, die Namenslisten mußten in Handarbeit erstellt werden, und niemand wußte zu sagen, ob die angegebene oder ausgewiesene Identität der Kriegsgefangenen echt oder fingiert war.

Vier falsche Kafflers konnte Steel von seinem Schreibtisch aus abbuchen, da sie keine Narben von Blinddarmoperationen aufwiesen. Er rührte unlustig in seiner Kaffeetasse, als das Telefon schon wieder anschlug.

»A big surprise for you, Bob«, sagte Greenfield, mit dem er gerade noch getafelt hatte, ziemlich aufgeregt.

Ohne Erwartung ging Steel in das Büro des CIC-Residenten, um vermutlich einen weiteren Pseudo-Kaffler zu vernehmen. Greenfield deutete auf einen Zivilisten mit einem kecken Bärtchen auf der Oberlippe, sorgfältig geschnittenen Haaren und einem freundlichen Lächeln.

»I think that's your guy«, sagte der Captain. »You're the right address for him.« Greenfield betrachtete Steel in der Manier des Magiers, der gleich die weiße Taube aus dem Zylinder zaubern wird. Er wandte sich an den Besucher. »Well«, forderte er ihn auf, »you can start now.«

»Ich glaube, Sie suchen mich, Captain«, sagte der Unbekannte in deutscher Sprache.

»Ich suche viele«, erwiderte Steel. »Wer sind Sie eigentlich?«

»Man nennt mich Laszlo«, antwortete der Anfangsdreißiger, und Greenfield stellte mit sanfter Genugtuung fest, daß den früheren FBI-Kriminalisten doch noch etwas überrumpeln konnte.

»Mensch«, entgegnete Steel. »Nach Ihnen lass' ich in ganz Österreich, in Deutschland, in Italien und sonst noch wo fahnden. Und nun tauchen Sie einfach hier auf wie ein Findelkind.«

»Ich habe mich seit Tagen von Pontius bis Pilatus zu Ihnen durchgefragt.«

»Nun sind Sie an der richtigen Stelle«, erklärte der Captain; er betrachtete den Kurier von Schloß Labers ausgiebig und

wunderte sich, daß er Laszlo nicht gleich beim Eintreten erkannt hatte, denn die Beschreibung stimmte ziemlich genau. »Warum haben Sie sich eigentlich nach mir durchgefragt?« fuhr er fort und zündete sich eine Zigarette an.

»Ich glaube, ich könnte Ihnen helfen«, versetzte der Deutschrumäne.

»Und Sie würden das tun?« »Unter Umständen«, antwortete Laszlo. »Bedingungen?« fragte Steel scharf.

»Ich möchte nicht Ihr Gefangener sein, sondern Ihr Mitarbeiter«, erwiederte Laszlo selbstbewußt. »Unter diesen Umständen wäre ich bereit, Ihnen alles zu sagen, was ich weiß - und ich weiß fast alles.«

»Mehr wollen Sie nicht?« entgegnete der Amerikaner bedeutend wohlwollender.

»Na ja, Kleinigkeiten«, versetzte der Balkan deutsche großartig. »Einen Ausweis als CIC-Hilfskraft, gleiche Ration wie Ihre Männer, Zigaretten natürlich und für die durch mich wiederbeschafften enormen Geldbeträge eine kleine Prämie, sagen wir, als Finderlohn.«

»Für Blüten?«

»Ich spreche von gewaschenem Geld«, erwiederte der Kronzeuge-

»Das ist ein Wort«, entgegnete Steel, er nickte Greenfield zu.

»Thanks a lot, Sam.« Er wandte sich an Laszlo. »Kommen Sie.«

Sie gingen in Steels Büro.

»Do you smoke?«

Laszlo nickte.

Der Amerikaner bot ihm eine Zigarette, einen Stuhl, einen Ausweis als CIC-Hilfsfahnder an und stellte ihm eine Gewinnbeteiligung in Aussicht. »Nun paß mal auf, Junge«, sagte er dann. »Ich hätte auch noch andere Möglichkeiten, dich

zum Reden zu bringen, und du würdest pfeifen wie ein Singvogel. Aber du hast Mut gezeigt und dich anständig diesen armen Schweinen von Häftlingen gegenüber benommen, und das rechne ich dir hoch an. Es ist die Basis für eine künftige Zusammenarbeit. All right?«

»Okay«, erwiderte der Mann, der von Kafflers Laufjungen zu Steels Laufburschen befördert worden war. Er lächelte, weil Steel, gleich Kaffler, zum einseitigen Du übergegangen war.

»Wie heißt du eigentlich noch?« fragte der Amerikaner.

»Laszlo Menarek«, antwortete er. »Jedenfalls hieß ich mal so. Ich hab's fast vergessen. Übrigens ist mein eigentlicher Vorname Sorin, aber mütterlicherseits habe ich eine ungarische Großmutter, die nannte mich einfach Laszlo, und dabei ist es dann auch geblieben.«

»Wie bist du zu diesen Leuten auf Schloß Labers gekommen?«

»Wie die Jungfrau zum Kind. Kaffler, Sie wissen ja, daß er in Wirklichkeit Schwaiger hieß -«

»Weiß ich nicht«, unterbrach ihn Steel, »nehme ich aber gerne zur Kenntnis -«

»Kaffler hatte auch schon auf dem Balkan gelebt und Geschäfte mit meinem Vater gemacht - saubere Geschäfte übrigens. Jedenfalls kannten sie sich daher, und mein Vater bat ihn, mich vor einer Einberufung zu bewahren. Sie wissen ja, Captain Steel, daß ich als Volksdeutscher automatisch zur Waffen-SS eingezogen worden wäre. Das wollten weder meine Eltern noch ich. Und Schloß Labers war für mich eine sehr angenehme Möglichkeit, den Krieg zu überleben. Natürlich war es mir lieber, in neutralen Ländern herumzureisen, als in Rußland im Dreck zu liegen, und das noch dazu in SS-Uniform.«

»Aber Schloß Labers war doch auch eine SS-Einrichtung: >3. Germanisches SS-Panzerkorps<«

»Das war nur Tarnung.«

»Und Kaffler, alias Schwaiger, war nicht Sturmbannführer der Waffen-SS?«

»Genauso Tarnung wie sein angeblicher Doktortitel.«

»Heißt das zum Beispiel auch, daß er kein Blutgruppenabzeichen im Oberarm eintätowiert hat?«

»Mit Sicherheit so wenig wie ich.«

»Dann brauche ich mich nicht zu wundern, daß wir ihn nicht finden«, entgegnete Steel, der seine Hoffnung wieder auf kleinere Flamme herunterschrauben mußte.

»Sie müssen sich damit abfinden, Captain, daß Sie ihn nie mehr aufstöbern werden«, versetzte Laszlo. »Der Mann ist tot.«

»Woher willst du das wissen?«

»Ich war bei ihm, als es geschehen ist. Er wurde bei einem Luftangriff vor etwa zehn Tagen von den Bomben regelrecht zerfetzt.« Laszlo berichtete ausführlich über den Vier-Mot-Angriff auf der Brenner-Route. »Ich habe nichts unversucht gelassen«, schloß er. »Ich habe lange gewartet und selbst dann noch weiter nach ihm gesucht. Ich bin sicher, daß es Kaffler erwischt hat.«

»Aber doch nicht so, daß von ihm überhaupt nichts mehr übriggeblieben ist.«

»Was von unseren SS-Bewachern übriggeblieben ist, hätten Sie auf zwei Händen davontragen können«, entgegnete Laszlo. »Kaffler kann nicht mehr am Leben sein.«

»Immerhin zwei Handvoll«, erwiderte der Captain, »und bei Kaffler? Völlige Fehlanzeige. Überleg dir mal, Laszlo: Wie du den Fall schilderst, war der Mann auf dem Weg zum RSHA-Chef selbst ein Gefangener. Er hatte keine Chance abzuspringen, solange diese nordischen Gorillas ihn bewachten. Was meinst du, wie gelegen ihm dieser Luftangriff gekommen sein muß! Er wurde Himmlers Bullen los - und so nebenbei

auch noch dich. Jetzt kassiert er allein - Millionen, vielleicht Milliarden!« Steel grinste Laszlo schadenfroh an. »Für mich lebt Kaffler noch«, sagte er. »Bei euch würde man sagen: Das spür' ich im Urin.« Er sah, daß Laszlo an seiner Version die ersten Zweifel kamen. »Was hat er dir eigentlich in Aussicht gestellt für die Nachkriegszeit?« fragte er spöttisch.

»Anfangsgehalt fünfundzwanzigtausend im Monat«, antwortete Laszlo mit einem melancholischen Lächeln. »Dollars.«

»Die kannst du in den Kamin schreiben«, entgegnete der Captain, »ob dein krummer Ex-Prinzipal nun tot ist oder noch am Leben.«

Laszlo nickte düster; so pessimistisch, wie er sich gab, war er nicht. Wie er bei dem Teiggesicht für alle Falle noch einen Trum pf im Ärmel behalten hatte, bewahrte er ihn sich auch bei Steel. Genauer gesagt, drei Trümpfe: Sergiu, Gaston und Jan, mit Klischees, Druckplatten und Musterpapier längst unterwegs nach Paris. Wenn er nunmehr als CIC-Hilfsfahnder eingesetzt wurde, konnte er vielleicht dafür sorgen, daß sie, im Gegensatz zu den anderen Ex-Häftlingen, nie gefunden wurden - und so kam er dann doch noch zu seinen Fünfundzwanzigtausend pro Monat.

»Mach dir nichts draus.« Captain Steel kloppte seinem neuen Adlatus wohlwollend auf die Schulter; er holte aus der Schreibtischschublade eine Flasche Jim Beam und goß zwei Gläser halbvoll: der Drink am Nachmittag. »Kaffler hat dich eben hereingelegt, mein Junge, wie er alle hereinlegt.«

»Wenn das stimmt«, erwiderte der Deutschrumäne, »sollte er sich vor mir wirklich nie mehr blicken lassen.«

»Cheers«, sagte der Captain. »Wetten wir, daß Kaffler nur untergetaucht ist?« Burschikos setzte er hinzu: »Fifty Dollars?«

»Wo soll ich denn fünfzig Dollar hernehmen?« wischte ihm der Ex-Kurier von Schloß Labers aus.

»Die wirst du bei mir verdienen«, entgegnete Steel gönnerhaft. »Und vielleicht noch viel mehr. So«, setzte er hinzu, »und nun erzähl mir mal, wen du alles kennengelernt hast in der Schweiz, in Spanien, in Portugal, in Schweden und sonst noch wo.«

»In Schweden war ich nie«, erwiderte Laszlo. »In der Schweiz auch nicht. Der Schweizer Kontaktmann ist zu uns in das benachbarte Meran gekommen.«

»Aber du kennst ihn?«

»Und ob«, antwortete der Balkandeutsche. »Retloff, dieser kugelrunde Hundsfott.«

Captain Steel schob den Whisky weg, um sich sein phänomenales Gedächtnis funktionsfähig zu erhalten; er wußte, daß ihm jede Mitteilung seines Kronzeugen und Laufburschen wochenlange Ermittlungen ersparen konnte.

Von der ersten Schatzsuchertour des Tages waren Kudella und sein Freund bereits kurz nach neun Uhr zurückgekommen. Sie hatten den Lastwagen mit den Schatztruhen unberührt vorgefunden, sich eine Verschnaufpause von einer Viertelstunde gegönnt und dann ihre Rucksäcke und Satteltaschen besonders sorgfältig mit Fünf-Pfund-Noten gefüllt. Die Sonne war mit ihnen bergwärts gewandert; sie schob sich langsam von Ost nach Süd, stand schon am frühen Morgen hoch am Himmel, machte die Bergmatten grün und die Frühlingsblumen bunt. Die Singvögel jubilierten um die Wette, emsig unterwegs in Sachen Frühlingslust und Brutgeschäft.

»Verdammte Vögelei«, rief Kudella, lachend und keuchend.

»Nur keinen Neid auf die gefiederten Kameraden«, erwiderte Adrian.

»Warte nur«, zitierte Franz, die Kanaille, »bald vögelst du auch.«

»Fragt sich nur, wen«, brummelte der Münchener und sparte sich von da an die Luft für die ansteigende Knochenarbeit.

Sokrates sah ihnen entgegen und winkte ihnen schon von weitem zu.

Er stand vor dem Eingang zur Kufloh-Hütte und schwenkte eine doppelläufige Jagdflinte, stolz wie Winnetou seine Silberbüchse. »Ausgegraben«, rief er seinen Freunden zu, »und fragt nicht, was ich sonst noch alles gefunden habe!« Er sah den erhitzen Gesichtern seiner Freunde an, daß unten im Tal alles in Ordnung gewesen war. »Kaffee steht am Herd«, setzte er hinzu.

Der Schlesier mit dem gesunden Erwerbssinn schüttelte die Beute aus den Satteltaschen und den Rucksäcken auf den Tisch. »Gezählt wird heute abend«, entschied er. Er nahm sich kaum Zeit für die Pause. »Adrian, du bleibst jetzt hier, und du, Sokrates, kommst mit.« Er sah auf seine Armbanduhr. »Es ist jetzt neun Uhr dreißig. Wenn wir uns sputen, können wir gegen vierzehn Uhr schon wieder hier sein.«

Der Ex-Hauptmann schüttelte den Kopf über so viel Profitstreben, aber der kleine Kunze war ausgeruht, und wenn der humpelnde Oberjäger Raubbau mit seinen Kräften treiben wollte, dann war es seine Sache.

Stemmer nahm Sokrates die Flinte ab. »Munition auch?« fragte er.

»Massig«, erwiderte der Berliner. »Wir werden zur Abwechslung bald Frischfleisch haben. Und Zigaretten, jede Menge.« Er strahlte wie ein Weihnachtsmann. »Und sieben Flaschen Schnaps«, verhieß er, um gleich einzuschränken: »Sechseinhalb noch.«

Als sie loszogen, strahlte Sokrates weniger. Er mußte nach den Regeln, die sie selbst aufgestellt hatten, die Tour gleich zweimal gehen. Sie hatten den Lastwagen, soweit es ging, von der Forststraße in das bewaldete Gelände gefahren. Er war nur sehr oberflächlich getarnt und trotzdem noch immer nicht

entdeckt.

»Mensch«, sagte Sokrates, als sie sich dem Dreitonner vorsichtig wie einer Falle näherten. »Mach doch wenigstens diese Scheiß-SS-Schilder ab!«

»Warum denn?« erwiderte der Breslauer. »Wenn sie den LKW wirklich entdecken, suchen sie doch nach SS-Leuten und nicht nach Fallschirmjägern.«

»Da ist auch was dran«, räumte der Kleine ein.

Die beiden kamen heil oben an, wiederum ohne einem Passanten begegnet zu sein, allerdings eine Stunde über der von Kudella errechneten Sollzeit. Hitze und Erschöpfung hatten ihren Tribut gefordert; sie waren förmlich ausgetrocknet und spürten die Zunge wie ein Stück Leder im Mund.

Vor dem dritten und letzten Gang zum Brunnen nahmen sie sich drei Stunden Zeit. Sie wollten noch bei Tageslicht unten ankommen, dann noch einmal beherzt zugreifen, um dann im Schutz der Dunkelheit den Laster in einen tiefen, kleinen Privatsee, etwa drei Kilometer in Richtung Ebensee, zu fahren. Nach dem letzten Aufstieg und nach Verräumung ihrer Pfund-Scheine in ein unauffindbares Versteck konnten sie sich ganz dem geruhsamen Leben sorgloser Sommerfrischler hingeben.

Als Adrian und Sokrates aufbrachen, wollte sich Kudella tatsächlich zum drittenmal anschließen, aber die Freunde duldeten es nicht. »Kommt nicht in Frage«, präsentierte der Ex-Hauptmann den verbindlichen Zweidrittelmehrheitsbeschuß. »Du bleibst und spielst hier Rübezah!, den Bergfex.«

Nach einem wortkargen Abendessen zogen sie los. Gegen achtzehn Uhr dreißig. Die Sonne stand jetzt tief im Westen. »Gut, daß du Franz nicht mitgenommen hast«, sagte Sokrates. »Der hätte da unten nur um das schöne Geld geweint, das wir vernichten müssen. Und ich kann nun mal Abschiedsszenen nicht ausstehen.«

Sie lachten beide, kamen gut voran, gerieten aber früher als

erwartet in die Dämmerung. Einen Moment lang glaubten sie bei ihrer Ankunft im Tal, ihr Beutefahrzeug sei schon entdeckt und weggebracht worden, aber dann schälten sich die Konturen des Lasters aus der Dunkelheit.

Sie stiegen auf und stopften Geldbündel in ihre Taschen.

»Über Nacht findet den Karren natürlich keiner«, sagte Stemmer. »Wir könnten morgen in aller Frühe noch einmal risikolos -«

»Nein«, entgegnete Kunze. »Wir können den Dreitonner unmöglich bei Tageslicht verschwinden lassen.«

»Richtig, Sokrates«, bestätigte Stemmer und erholte sich unverzüglich von seinem Geldfieberanfall á la Kudella.

Sie versteckten ihre Rucksäcke und Taschen in einem Dickicht, um sie nicht unnötig schleppen zu müssen. Stemmer setzte sich ans Steuer und manövrierte den schweren Wagen, gelöst von Kunze, auf die Schotterstraße. Der Berliner stieg ins Führerhaus zu, sie rollten ohne Licht weiter. Sie hatten die Scheibe an der Türe heruntergekurbelt. Sie schwitzten und waren sichtlich froh, zwanzig Minuten später den Privatsee erreicht zu haben, und zwar an einer Stelle, die wie eine Abrollrampe schräg zur Wasseroberfläche abfiel.

Sokrates hängte die Türe an der Fahrerseite ganz aus.

»Wozu denn der Aufwand?« brummelte Adrian.

»Wahnsinnig tief, das Gewässer«, antwortete der Ortskundige. »Wenn du nach dem Anfahren nicht rechtzeitig herauskommst, ersäufst du wie nichts.«

Es klappte auf Anhieb.

Der Münchener fuhr im ersten Gang an, haute auf den letzten Metern des Ufers den Gang heraus; während das schwere Gefährt im Leerlauf ins Wasser rollte, sprang Stemmer heraus und kam glatt auf, ohne zu stürzen, wie es sich für einen Mann mit Sprungausbildung gehörte.

Der Laster plumpste ins Wasser. Flüchtende Frösche quakten aufgeregt, aber nach einer Weile beruhigten sie sich ebenso wie die mächtigen Wellenringe. Der Fleck war wieder friedlich und idyllisch wie zuvor. Des Dritten Reiches allerletzte Fuhre war in dem Grund eines kleinen Privatsees - auch ein stilles Wasser, das tief gründete - gelandet.

»Sag beim Abschied leise Servus«, grinste Kunze, und dann tippelten sie zurück, nahmen ihr Gepäck auf, keuchten bergwärts, schafften die Rückkehr kurz vor ein Uhr.

Bevor sie sich auf das Matratzenlager hauten, verkündete Kudella lauthals den Letztbestand. »Eine Million siebenhunderttausendzweihundertfünfundachtzig Pfund Sterling«, sagte er und setzte doch leicht betrübt hinzu: »Wenn ihr keine solchen Flaschen wärt, hätte es noch viel mehr sein können.«

»So ist es nun mal - eine Flasche kommt selten allein. Gute Nacht, Franz«, sagte Stemmer grinsend. »Ein Millionär ist nun mal kein Milliardär.«

Am nächsten Morgen schafften sie ihren Reichtum in das Versteck unter dem Findling, rührten Zement an und betonierten den Hohlraum zu. Sie deckten den Eingang wieder mit Geröll und Sand ab, stellten fest, daß das Versteck gut war für Jahre und für jeden, selbst für Fahnder, die danach suchen würden. Bis sie darauf kämen, konnten sie den halben Berg abtragen, und das war wohl für jedermann der Mühe zu viel.

»Es kann natürlich sein, daß wir gesehen wurden, schon auf der Fahrt hierher oder auch bei unseren Bergungstouren«, sagte Kudella. »Was auch kommt, wir bleiben stor bei der Aussage: Wir sollten einen Dreitonner für diesen widerlichen SS-Sturmbannführer an den Toplitzsee fahren und sind unterwegs ausgebüchst. Wir haben den Lastkarren unten im Tal stehen lassen und sind dann zur Fluchtburg unseres Freundes Wolfram aufgestiegen, wohin er ja schon schlauerweise in seinem letzten

Heimurlaub den Proviant geschafft hatte. Die Kisten auf dem Wagen haben uns nicht interessiert - wir wollten mit dem Zeug, was es auch war - nichts zu tun haben.«

»Richtig«, bestätigte Adrian nach kurzem Nachdenken. »Ob uns das einer glaubt oder nicht, ist wurscht, keiner kann das Gegenteil beweisen, solange er nicht unsere Pfundbestände gefunden hat.«

Daß mit dem Geld etwas faul war, war ihnen natürlich klar; aber das System, dem sie zu dienen hatten, selbst jetzt noch unterschätzend, nahmen sie an, daß es sich bei ihrem Fundgut um ausgelagerte Devisenbestände der Reichsbank handelte. Das konnte ihnen nur recht sein. Der Staat schuldete ihnen eine verpfuschte Jugend, sieben Jahre Leben, Entschädigung für zusammen vierundzwanzig Verwundungen, Wiedergutmachung all der Lügen und Finten, mit denen er ihnen den Heldentod süßgemalt und ihre Kameraden und Freunde massakriert hatte. Gemessen daran schien ihnen die Beute, deren tatsächlichen Wert sie noch gar nicht kannten, ein bescheidenes Entgelt zu sein.

»Oder«, resümierte Sokrates, »möchte einer von euch diesen ganzen Scheiß noch einmal durchmachen für dieses Findelgeld?« »Für kein Geld der Welt«, erwiderte selbst Kudella, der am besten von ihnen rechnen konnte.

»So werden wir also keine Skrupel haben«, stellte Sokrates fest; schließlich hatte er Soll und Haben an einem Bankschalter erlernt. Mit der Moral würde keiner von ihnen Probleme haben. Schwieriger war es schon, die ihnen zugefallene anrüchige Hinterlassenschaft recht, und vor allem zum richtigen Zeitpunkt, zu nutzen. Aber sie hatten ja Zeit, viel Zeit zum Nachdenken.

Die Freunde verbrachten die nächsten Tage schlafend, dösend, sich sonnend, albernd. Einer von ihnen hielt immer eine Art Wache, beobachtete das Berggelände, mehr aus Gewohnheit denn aus Notwendigkeit. Die großartige Stille begann ihre

Nerven zu drillen. Gedanken, die sie nicht aussprachen, wurden allmählich laut. Bei Kudella die Frage nach der Mutter, die ihn und seinen schon im Frankreichfeldzug gefallenen Bruder mit Klavierstunden durchgebracht hatte - und in Breslau hatte zuletzt die Stalinorgel die Musik gemacht. Sein Vater war schon vor Verdun geblieben, bevor Franz zur Welt gekommen war.

Adrian fragte sich, was wohl in München los sei und wie sein an Angina pectoris leidender Vater nach dem Tod der Mutter mit der gierigen Verwandtschaft fertig werden sollte. Auch wenn ihnen die Kufloh-Hütte Zuflucht für Monate und noch länger bieten konnte - sie wußten schon jetzt, ohne es auszusprechen, daß sie es so lange nicht aushaken würden.

»Vorsicht!« rief der Kleine unvermittelt. »Wir kriegen Besuch.«

Sie verräumten gerade noch rechtzeitig das Gewehr, starrten durch die Scheibe und waren erleichtert, nur einen einzigen Bergsteiger in einer Lodenjacke zu sehen.

Sokrates erkannte den Mann mit der Knollennase und dem bizarr gestutzten Backenbart: Es war Staudinger, der abgehälftete Revierförster. Sein Mißtrauen gegenüber den drei jungen Männern im Räuberzivil schwand sofort, als er den jüngsten von ihnen erkannte. »Da schau her«, sagte er, »der junge Herr Swoboda.«

»Der junge Herr Kunze«, ließ Sokrates einmal mehr seiner Abneigung gegen seinen Stiefvater freien Lauf. »Das sind meine Freunde Adrian und Franz«, stellte er vor. »Wenn Sie reinkommen wollen«, lud er Staudinger ein, »biete ich Ihnen gern 'nen Schnaps an.« Er war kein Verschwender, aber er wollte wissen, was unten im Tal los war - und ein Glas Hochprozentiger gegen Informationen war kein schlechter Tausch. »Wir haben zwar nichts auf dem Kerbholz und die Kufloh-Hütte ist gewissermaßen Familienbesitz«, erläuterte der kleine Kunze, »aber hier ist es nun mal schöner als in einem

Kriegsgefangenenlager.«

»Da habt's recht«, bestätigte der Förster. »Da seid's g'scheit. Die Amis ham alle Soldaten einkassiert, egal, ob's deutsche oder Österreichische sind. Ihr braucht's keine Angst net zu ham - ich sag' keinem Menschen, daß ihr hier seid.«

»Was machen sie mit den Kriegsgefangenen?« fragte Adrian.

»Die alten lassen s' laufen, und die Jungen liefern s' meistens an die Franzosen aus - die sitzen in Tirol, die Russen in Niederösterreich und dem Burgenland und die Engländer in Karaten und der Steiermark.«

»An die Franzosen?« fragte Franz. »Warum?«

»Die gehn dann in den Bergbau nach Lothringen oder sonstwohin.«

»Pfui Teufel«, schüttelte sich Franz.

»Schlimme Zeiten«, entgegnete Staudinger. »Stellen Sie sich vor, die Amis haben mich glatt aus dem Staatsdienst hinausgeschmissen. Mich - ausgerechnet mich. Ich war doch bloß ein kleiner Parteigenosse im letzten Glied und nicht so ein hohes Tier in der Gauleitung wie Ihr Vater.«

»Mein Stiefvater«, verbesserte ihn Sokrates stur. »Haben Sie etwas von ihm gehört?«

Der Förster nickte. »Herr Swoboda ist mit dem Gauleiter von Wien nach Innsbruck abgehauen und dort geschnappt worden. Ob's wirklich stimmt, weiß ich natürlich nicht, aber ich hab' was läuten hören, daß er jetzt im Internierungslager Glasenbrunn eingesperrt ist.« Seine Dienstentlassung, die er als ungerecht empfand - noch dazu, wo er jeden Sonntag zur Kirche gegangen war -, machte ihn hämisch. »Da ist er ja gut aufgehoben für die nächsten Jahre.«

Sokrates schob ihm das Schnapsglas zu. »Salute!«

»Prost!« erwiederte der Backenbart.

»Über meine Mutter wissen Sie nichts?«

»Nein«, antwortete der Grünrock, »aber wenn Sie wollen, kann ich mich ja mal erkundigen.«

»Da würden Sie mir einen großen Gefallen tun«, entgegnete der Kleine und bot Staudinger eine Zigarette an. Der Mann war einen Moment lang so verblüfft über das fürstliche Geschenk, daß er nicht gleich zugriff.

»Bitte«, wiederholte Sokrates seine Offerte. »Solange wir noch etwas haben, sind Sie uns immer gut auf ein Stamperl Schnaps und eine Zigarette.«

»Das ist klar«, schaltete sich Franz ein. »Sie wissen doch, daß die Ärmsten immer die Großzügigsten sind.«

Sie lachten alle vier; der Besucher versprach, sich auf dem entlegenen Annahof in der Nähe des Langbathsees nach Frau Swoboda zu erkundigen. Er bedankte und verabschiedete sich, und die drei sahen ihm mit unterschiedlichen Gefühlen nach. Zwar hatten sie jetzt einen Späher im Tal - der geschaßte Förster würde bestimmt wiederkommen, er machte gewohnheitsmäßig den Gang durch sein früheres Revier, wie ein ausrangierter Zirkusgaul seine Manegerunden auch noch auf der Weide trabt, aber ihr Bergasyl war jetzt entdeckt.

»Hoffentlich hält er dicht«, sagte Franz.

»Solange wir ihm Zigaretten und Schnaps anbieten können, verpfeift er uns bestimmt nicht«, stellte Sokrates fest, und Adrian, der weniger Verrat als Fahrlässigkeit fürchtete, schwieg sicherheitshalber.

Gestern waren aus dem oberbayerischen POW Camp in der Nähe von Bad Aibling drei Sattelschlepperfuhren mit aussortierten SS-Dienstgraden in ein Internierungslager gekarrt worden. Heute kam unter den kriegsgefangenen Soldaten das Gerücht auf, daß die ersten von ihnen nach einer Überprüfung durch eine US-Kommission entlassen werden sollten, und zwar bevorzugt Bauern und Landarbeiter, Bergbaukumpels und Männer, die im Zivilberuf bei der Reichsbahn, bei der

Reichspost oder im Transportgewerbe gearbeitet und keiner SS-Gliederung angehört hatten.

Niemand wußte, woher das Gerücht gekommen war, aber die Männer, die unter die genannten Personengruppen fielen, schüttelten ihre Lethargie ab und sahen sich, durch Hoffnung wieder belebt, bereits jenseits des Stacheldrahts. Die Freude der einen provozierte den Neid der anderen. Betroffene unter vierzig fälschten schlecht und recht das Geburtsdatum in ihren Soldbüchern, und Jüngere, in ihren Papieren als Studenten geführt, malten in Klammern dahinter »Landwirtschaft«.

Als tatsächlich die ersten Aspiranten der Freiheit aufgerufen wurden, erfuhren fluchende Amerikaner, daß es in ihrem Camp fast nur noch Bauern, Untertagearbeiter, Transportspezialisten und ungewöhnlich früh gealterte Vierziger gab. Die Sieger waren gezwungen, in flüchtigen Tests die POWs über Dinge zu befragen, von denen sie selbst wenig Ahnung hatten, zum Beispiel: Wie viele Eier legt ein Huhn? Oder wie lange trägt eine Kuh? Oder wieviel Kohle schlägt ein Hauer während einer Schicht?

Als am dritten Tag Major Heinrich Krug, einer der älteren Offiziere, über den Lautsprecher zur Lagerleitung befohlen wurde, waren bereits etwa gleich viele Gefangene entlassen wie zurückgewiesen worden. Der Offizier, der - soweit es auf diesem engsten Raum möglich war - sich immer ein wenig abseits von seinen Schicksalsgefährten gehalten hatte, war bester Hoffnung.

Sein Gesicht wies aus, daß er über der Altersgrenze lag, seine Haut, die kein Blutgruppenzeichen auswies, daß er nicht zur SS gehört hatte. Zudem war von ihm als Wohnsitz Offenbach bei Frankfurt angegeben worden, eine Stadt in der US-Besatzungszone; es hatte sich längst herumgesprochen, daß die Amerikaner zunächst keine POWs entließ, deren Heimat von den Sowjets besetzt war. Schließlich hatte der angebliche Major auch nicht das Politverhör zu befürchten: Da es Heinrich Krug

gar nicht gab, konnte er logischerweise auch nicht politisch belastet sein.

Friedrich Kaffler alias Heinrich Krug hatte seine Chance nach dem verheerenden Luftangriff auf der Brennerstrecke bei Matrei unverzüglich genutzt, stets gewohnt, einen Vorteil konsequent zu seinen Gunsten zu nutzen, im Privatleben wie im Geschäftsbereich. Als er festgestellt hatte, daß es seine Bewacher nicht mehr gab und sie wie einige andere Opfer der Vier-Mot-Bombe bis zur Unkenntlichkeit zerstückelt waren, erkannte er sofort die Gelegenheit, auch Laszlo für immer loszuwerden.

Zwar vertraute er dem Jungen am meisten von allen, aber die Zeitläufte waren rauh, ungewiß die Zukunft, und dieser Bruder Leichtfuß würde ihm nur ein Leben lang auf der Tasche liegen. Zwar hatte Kaffler - wenn er herankam - Geld wie Heu, aber es wäre dann sicher angebracht, nicht mit den Scheinen herumzuwerfen, sich wie ein Pfau zu kleiden und sich einen Harem zuzulegen.

Es gab aber auch noch einen gewichtigeren Grund, sich Laszlo gegenüber tot zu stellen: Kaffler hatte einige Male Liquidationen zweifelhafter Mitarbeiter angeordnet, ohne dabei selbst aus der Deckung getreten zu sein. Nur im Falle des Theophil Kreppel war er selbst der Vollstrecker gewesen, nachdem sein Adlatus sich geweigert hatte, den Ungetreuen zu erschießen. Laszlo war der einzige, der mit letzter Gewißheit wußte, wann, wo und wie der Italiener ums Leben gekommen war, und sogar sein Grab kannte, in dessen Nähe auch Fluchtkapital versteckt war.

Diese exakten Überlegungen waren Kaffler erst auf der Flucht gekommen. Er hatte spontan gehandelt, sich querfeldein abgesetzt, sich einer nach Innsbruck zurückrollenden Nachschubkolonne angeschlossen, ihre Männer mit seinen letzten Zigaretten bei Laune gehalten. Während er noch überlegt hatte, ob er nicht doch versuchen sollte, sich gleich in die

Schweiz einzuschleichen - als deutscher Wehrmachtsmajor hätte er keine Chance gehabt, die Grenze legal zu passieren -, ging alles wie von selbst: Die Einheit, der sich Kaffler angeschlossen hatte, wurde von US-Panzern überrollt und gefangengenommen. Seitdem war er ein Kriegsgefangener gewesen, einer unter Millionen, unauffällig, unaufdringlich, stets etwas abseits und offensichtlich kontaktarm. Er war der typische Reserveoffizier, der sich - mit den Härten des Krieges wenig vertraut - in der Sorge um seine Familie und seine Zukunft verzehrte.

In der Nähe der Lagereinfahrt hatten die Amerikaner ein Zelt aufgeschlagen. Auf primitiven Hockern saßen an einem Holztisch wie bei einer Gerichtsverhandlung drei Offiziere, aber die Untersuchung glich eher einem Gespräch. Es sah aus, als unterhielten sie sich mehr über ihre Freizeitbeschäftigung als über die Entlassungswürdigkeit der Kandidaten.

Die Kriegsgefangenen standen in langer Reihe hintereinander, jeweils der vorderste mußte in einen mit Kreide gezogenen Kreis vortreten, sein Soldbuch vorweisen, sich meist idiotische Fragen stellen lassen und versuchen, wie auch immer das Wohlwollen seiner Examinatoren zu finden. Mitunter genügte dafür ein offenes Gesicht oder eine kesse Antwort. Es konnte aber genauso gut sein, daß echte Landarbeiter von den drei Offizieren zurückgewiesen wurden, weil sie mit den theoretischen Kenntnissen über Hühnerhaltung nicht genug vertraut waren.

Die Männer, die entlassen werden wollten, standen in bunter Reihe: Offiziere, Mannschaften, Unteroffiziere, Norddeutsche, Bayern, Schwaben, Hessen. Kaffler hatte den meisten von ihnen voraus, daß er Englisch sprach und so verstehen konnte, was die Offiziere zueinander sagten. Er sah weit besser aus als während seiner Herrenmenschenzeit von Schloß Labers. Das Lager, für die anderen ein Purgatorium, war für ihn zu einem Sanatorium geworden. Sonnenschein und Frischluft hatten sein Gesicht gebräunt, der Alkoholentzug seine Fettleber regeneriert, die

Minimalverpflegung von fünfhundert bis achthundert Kalorien täglich seine Hängebacken eingeschmolzen. Selbst seine Stimme klang schon abgemagert. Hätten ihn der Captain und seine beiden First Lieutenants in seiner Glanzzeit gesehen, wäre er von ihnen womöglich schon wegen seines unsympathischen Äußeren zurückgewiesen worden. Jetzt glich er mehr einem armen Hund in Not als einem Millionenhehler in Saus und Braus.

Kaffler trat in den Kreidekreis. Er gab dem GI, der daneben stand, sein Soldbuch, der es an den Captain in der Mitte weiterreichte.

»Sie sind Reserveoffizier?« fragte der Vorsitzende.

»Jawohl, Herr Captain.«

»Im Beruf -«, der Offizier sah rasch nach, »Großkaufmann?«

»Jawohl, Herr Captain.«

»Waren sie Parteimitglied?«

»Nein, Sir«, erwiderte der angebliche Major Krug. »Im Gegenteil, ich wurde strafweise zur Wehrmacht eingezogen, weil ich von falschen Freunden wegen eines Witzes denunziert worden war.«

»Wissen Sie den Witz noch?« stieß der Lieutenant zur Linken rasch zu.

»Jawohl, Sir«, entgegnete Kaffler. »Es handelt sich darum, wie eine deutsche Gans vorschriftsmäßig zu braten sei.« Mit Stentorstimme gab er die Antwort: »Braun wie Hitler, fett wie Göring und gerupft wie das deutsche Volk.«

Die US-Offiziere lächelten müde; Humor war nicht ihre Stärke. »No objections. I think we let him go«, schlug der Captain vor.

Die Beisitzer stimmten ihm zu - und einer der meistgesuchten Männer dieser Wochen kam Mitte Juni 1945 frei, weil kein Offizier der Entlassungskommission die CIC-

Fahndungswünsche genauer angesehen und nach einer Blinddarmnarbe gesucht hatte.

Aber der militärische Geheimdienst, zu dem auch dieses neu aufgestellte Special Command gehörte, hatte zu viele Wünsche, und die Lager barsten vor Prisoners, und die Amerikaner wollten sie weder ernähren noch verhungern lassen. Kaffler alias Krug alias Schwaiger war nicht der einzige, der versehentlich entlassen wurde wie zum Beispiel der SS-Obersturmbannführer Adolf Eichmann, der Organisator der Judenvernichtung; dafür wurde ein Kreissägemeister, dem man mit einem Kreisleiter verwechselte, durch ein halbes Dutzend Vernehmungslager geschleppt.

Kaffler erhielt einen Entlassungsschein ohne Lichtbild, doch mit seinem Fingerabdruck versehen. Er wurde mit anderen in einem Güterwagen Richtung Frankfurt verschubt, unbewacht, so daß er am Münchener Ostbahnhof ohne weiteres verschwinden konnte.

Ganz in der Nähe lag die Elsässer Straße. Hier wohnte Resi, eine ältliche, entfernte Base, die er sich während des Krieges durch kleine Geschenke warmgehalten hatte, als er alles im Überfluß besaß und man nie wußte, wie man Menschen eines Tages brauchen konnte. Sein ganz großes Fluchtkapital war von der Schweiz aus in alle Welt verstreut und sein persönlicher Schatz unter einem Bergkreuz in Südtirol plaziert, aber bei der harmlosen alten Jungfer hatte er für alle Fälle einen kleinen Koffer mit Spezialschlössern verwahrt, der einen Blankopäß, einen für seine Verhältnisse kleinen Devisenbetrag - so an die 3000 Dollar und 2000 Schweizer Franken, wenn er sich recht erinnerte - und einige unauffällige Brillanten enthielt.

Es waren nur ein paar hundert Meter zu Resis Wohnung, und Kaffler holte kräftig aus. Er würde abermals seinen Namen ändern und sich mit einem vorsorglich im KZ meisterlich gefälschten Paß, der bereits Lichtbild, Stempel und Unterschrift aufwies und in den er nur noch mit Schreibmaschinenschrift den

neuen Namen einzusetzen hatte, ins neutrale Ausland absetzen, um dort wieder von der Sparflamme auf Highlife umzuschalten.

Zunächst einmal mußte er sich diesem großen Ziel mit kleinen Schritten nähern. Kaffler hatte die Elsässer Straße erreicht. Wenn Resi Pflaum so war, wie er sie eingeschätzt hatte, würde sie sein Notgepäck nicht angetastet haben. In jedem Fall aber bliebe es ihm erspart, sich wie der Reichsführer-SS Himmller oder wie der Propagandaminister Goebbels zu vergiften oder sich sogar wie der Reichsarzt-SS Grawitz, einer seiner guten Bekannten, mit zwei Handgranaten nebst Familie in die Luft zu sprengen.

Zwar gab es keine Zeitungen und war die Kommunikation im POW Camp miserabel gewesen, aber immerhin wußte Kaffler, daß der RSHA-Chef Kaltenbrunner ebenso geschnappt worden war wie die SS-Obergruppenführer Pohl, Daluge, Ohlendorf und die meisten anderen.

Lauter Anfänger, alle verhaftet, sogar der superschlaue Skorzeny und der wendige Schellenberg und all die vielen RSHA-Götter, die Höheren SS- und Polizeiführer, die KZ-Kommandanten, die Leiter der Einsatzkommandos, die jetzt eher einen Pfarrer brauchten, der ihnen auf dem Weg zum Galgen beistand, als einen Finanzier, um ihre Zukunft mit gewaschenen Geldern auszutapezieren. Ob Kaffler ihr Schicksal nun bedauerte oder nicht - jedenfalls mußte er künftig ihre Begehrlichkeit nicht mehr fürchten.

Kaffler stand vor dem Haus; es war in den oberen Stockwerken bombenbeschädigt, notdürftig geflickt, aber Resi wohnte im Parterre. Ihr Name stand an der Tür. Er klingelte. Er wußte aus Erfahrung, daß es immer ein bißchen länger dauerte, bis sie aufmachte, gewohnt, Besucher durch den Spion in der Tür argwöhnisch zu betrachten.

Resi war zu Hause und öffnete die Türe, wenig überrascht, als hätte sie den Gast langst erwartet. »Da hast aber Glück

g'habt«, begrüßte sie den weitläufig mit ihr verwandten Vetter. »Ich bin erst vor fünf Minuten aus der Johanniskirche gekommen.«

»Ich hätt' schon auf dich gewartet, Resi«, erwiderte Kaffler. »Ich hab' ja jetzt Zeit genug.« Er reichte der Frau mit dem knochigen Gesicht, dem zu einer Krone geflochtenen Haarzopf und der pergamentfarbenen Haut die Hand. »Alles gut überstanden, Resi?« fragte er. »Freu mich, dich zu sehen.«

»Die wollten mich doch glatt noch aufs Land schicken, wegen der Luftangriffe«, erwiderte sie. »Ich hab' mich mit Händen und Füßen dagegen gewehrt. Zum Glück. Jetzt lassen s' die Ausgebombten gar net mehr zurück in d' Stadt, wenn s' scho so alt san wie ich.« Sie betrachtete ihn ein wenig überrascht. »Du schaugst besser aus, Fritz, als vor einem halben Jahr«, stellte sie fest. »Daß du durchkommen wirst, des hab' ich g'wußt. Du kommst überall durch.«

»Du bist von diesem Bombenschaden im Haus nicht betroffen?«

»Ich nicht, Gott sei Dank. Setz dich doch«, forderte sie Kaffler auf. »Dein Koffer is a noch da. Unten, im Keller.«

»Das ist jetzt nicht so wichtig«, gab der Besucher vor. »Konnte ich ein paar Tage bei dir bleiben, Resi?«

»Freilich kannst des«, entgegnete die bayerische Base bereitwillig. »Ich schlaf dann in der Küchel, und du nimmst mein Zimmer.«

»Kommt nicht in Frage«, erwiderte Kaffler, und es war sogar echt, denn es graute ihm vor dem Bett der vertrockneten alten Jungfer, die noch gar nicht viel über fünfzig sein konnte.

»Leider hab' ich nix zum Anbieten«, sagte Resi Pflaum. »Aber deinen Koffer hol' ich dir jetzt rauf.«

Vielelleicht erwartete sie, daß er Kaffee und Lebensmittel enthielt. So ganz unrecht hatte sie damit nicht, denn er barg

Zahlungsmittel, die auf dem Schwarzmarkt heute gültiger waren als je zuvor, in einer Zeit, in der den meisten alles fehlte, wenige aber für wertbeständiges Geld alles kaufen konnten, von Zigaretten bis zur Perserbrücke.

Resi brauchte lange, bis sie zurückkam, aber vielleicht schien es ihm auch nur so, denn er war in Sorge, da in diesen Notzeiten ein durch ein Vorhängeschloß gesicherter Lattenzaun wohl nicht der richtige Schutz für wertbeständige Güter war. Dann hörte er sie kommen. Ein wenig außer Atem und auch ein wenig stolz übergab sie ihm das Fluchtkapital. »Du warst immer sehr anständig zu mir, Fritz«, stellte sie fest und wollte beteuern, wie sicher bei ihr hinterlegte Gegenstände aufgehoben seien.

Kaffler hatte bereits mit dem ersten Blick erfaßt, daß der stabile Koffer mit dem Metallrahmen und dem fünfstelligen Zahlenschloß unversehrt war. Jetzt wirkte die Quartiergeberin neugierig. Kaffler spielte an dem Schloß herum. »Zu dumm«, sagte er. »Meinst du, mir fällt jetzt die Nummer ein?« Er brauchte nur zu warten, bis sie in die Abendandacht ging, dann konnte er in Ruhe und ohne Zeugin sein Geld nachzählen. »Herzlichen Dank, Resi«, sagte er etwas verspätet. »Ich werde mich schon erkenntlich zeigen.«

Die Einfältige lächelte beglückt. Für sie war Fritz zeitlebens der berühmte Vetter aus Amerika gewesen. Zwar hatte sie keine richtige Vorstellung, wo die USA lagen, aber doch gehört, daß es ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten sei, und tatsächlich war ja auch der Verwandte - selbst in schlechtesten Kriegszeiten - nie mit leeren Händen zu ihr gekommen.

»Also, was brauchst du jetzt am nötigsten, Resi?« fragte er.

»O mei«, erwiderte sie. »Da fehlt's hinten und vorn. Aber ich bin ja net verwöhnt, hab' ja nie viel g'habt, aber ab und zu a Schalerl Kaffee war' net schlecht.«

»Ich werde dir morgen Kaffee besorgen«, versprach Kaffler und setzte lächelnd hinzu. »Statt Blumen.« Er hatte Resi nie

Blumen mitgebracht; ihr waren andere Geschenke auch viel wichtiger gewesen.

Als Resi Pflaum am Spätnachmittag wegging, öffnete er den Koffer. Die Ziffernkombination hatte er im Kopf: 20-4-89.

Er hatte eine Zusammenstellung gewählt, die er nie und unter keinen Umständen vergessen würde: Hitlers Geburtsdatum. Er grinste, weil ihm klar geworden war, für was ein toter Führer, mit dem er nichts mehr im Sinn hatte, noch alles gut sein konnte.

Kaffler steckte ein paar kleinere Dollarscheine ein, verschloß den Koffer wieder und schob ihn unter das Sofa der Wohnküche, auf dem er nachts schlief. Er würde zunächst noch als Ex-Major Heinrich Krug, mit ordentlichem Entlassungsschein aus dem POW Camp von Bad Aibling, herumlaufen, aber, sowie er unbemerkt an eine Schreibmaschine herankäme, sich eine neue Identität zulegen. Da ihn Resi als Fritz kannte und es unumgänglich war, daß Hausbewohner es hörten, wenn sie ihn mit seinem richtigen Vornamen ansprach, bliebe er dabei; er entschloß sich, einen unauffälligen Nachnamen zu wählen, wenn es an der Zeit war. Der Kaufmann von Schloß Labers, der gleich dem Wucherer Shylock dem Dritten Reich das Pfund Fleisch aus dem Leib schneiden würde - und noch viel mehr -, war trotz widriger Umstände mit sich zufrieden.

Am Abend kochte ihm Resi einen Kartoffelauflauf mit Magermilch und ohne Fett; trotz aller Vorsicht brannte das ungenießbare Zeug an, aber Kaffler hatte Hunger und schläng den Fraß hinunter. Er schaffte es auch, auf dem zerschlissenen Sofa im Wohnküchenmief einzuschlafen - er durfte sich nur nicht daran erinnern, daß er in Meran ein echtes Renaissancebett besessen hatte, und schon gar nicht daran denken, wer das antik-laszive Lager alles mit ihm geteilt hatte.

Die miese Malzbrühe vom Morgen erinnerte ihn an sein

Versprechen von gestern. Es hatte wenig Sinn, Resi nach den Umschlagplätzen des Schwarzmarkts zu fragen; die Arme hatte ja nie etwas zum Verscherbeln gehabt. Aber ein Mann wie Kaffler witterte profitable Plätze wie ein Tiger die Tränke, und als ein von den Amerikanern offiziell freigelassener Kriegsgefangener konnte er sich ungehindert in der Trümmerstadt bewegen, geschützt durch einen Entlassungsschein und sein Soldbuch. Nur Laszlo wußte, daß er als angeblicher Heeresmajor untergetaucht war. Die anderen Zeugen, die SS-Männer, waren ausnahmslos tot.

Kaffler überlegte, ob er seinem Adlatus auch den neuen Namen Heinrich Krug genannt hatte; er wußte es nicht mehr, nahm sich aber sicherheitshalber vor, künftig noch vorsichtiger zu sein, auch einem harmlosen Jungen gegenüber, der nur Weiber im Kopf hatte.

Er fuhr mit der Straßenbahn durch eine zerstörte und doch lebendige Stadt zum Hauptbahnhof. Schon von weitem sah er hier auf dem Vorplatz und in einer benachbarten Bierhalle die einschlägigen Typen miteinander reden und schachern. Etwas abseits stehend, verfolgte Kaffler Handel und Wandel, Angebot und Nachfrage, suchte mit den Augen die Profis unter den Amateuren, verfolgte, wie bei einer überfallartigen Razzia von einer MP-Streife, unterstützt von unbewaffneten deutschen Polizisten, wahllos eine Menschenfuhr auf einen Lastwagen geladen und ins Polizeipräsidium weggebracht wurde. Eine oberflächliche, fast sinnlose Diensthandlung, bei der allenfalls die kleinen Fische geschnappt wurden wie von einem Keschernetz, wobei mindestens die Hälfte wieder abspringen konnte. Selbst die Festgenommenen wurden zwei Stunden später wieder auf freien Fuß gesetzt, denn wenn man sie einsperre, mußte man sie auch ernähren, und Schwarzhandel war ohnedies ein von der Not erzwungenes Volksdelikt, das vielleicht im gleichen Moment anderswo auch die Frau des Staatsanwalts beging.

Gegen Mittag tätigte Kaffler sein erstes Geschäft: Er tauschte einen Dollar gegen vierhundert Reichsmark; sicher war er mit dem Kurs übers Ohr gehauen worden, aber selbst ein künftiger Multimillionär fängt bei ungewohnten Geschäften zunächst einmal klein an. Eine Stunde später tauschte er an der Matthäser-Bierhalle einen weiteren Dollar gegen fünfhundert Mark ein, und vor dem Hofbräuhaus erhielt er am Nachmittag bereits sechshundert. Er erwarb ein Pfund Kaffee, eine Stange Zigaretten, eine Büchse Cornedbeef und ein halbes Pfund Butter.

Als er am Abend in den Osten Münchens zurückkehrte, war er zufrieden und Resi beglückt. Er über gab ihr die Lebensmittel und ein Päckchen Zigaretten, einer Nichtraucherin, aber die Glimmstengel waren die eigentliche Verrechnungseinheit der Nachkriegszeit. Resi Pflaum konnte sich künftig die kleinen Dinge des Haushalts, die sie für die Küche benötigte, selbst zusammentauschen.

Kaffler blieb bei seinen bescheidenen Geschäften, aber nach einer Woche hatte er die letzten kleinen Dollar-Noten ausgegeben; größere oder gar die Brillanten waren zwar nicht schwerer umzusetzen, jedoch riskanter. Bis Ende Juni hatte er schon halbwegs verlässliche Bekannte in den Schwarzhandelszentralen, Männer, die nicht wußten, wie er hieß, woher er kam und wohin er ging.

Der Untergetauchte war schlau und umsichtig, ein gewiefter Kaufmann, auch noch bei kleinen Geschäften. Im Haus an der Elsässer Straße roch man natürlich inzwischen den Bohnenkaffee und den blauen Dunst der Virginia-Zigaretten, die Resis Vetter mitunter sogar anbot. Da Vetter Fritz, wie Resi jedermann erzählte, früher in den Staaten gelebt hatte, waren Besatzungsoffiziere, die ihn von drüben kannten und ihm gelegentlich unter die Arme griffen, eine durchaus glaubhafte Geschichte.

Kaffler hatte sich an das unbequeme Küchensofa gewöhnt. Er

nahm bereits wieder an Körpergewicht zu; er zwang sich dazu, das Arme-Leute-Milieu nicht vorzeitig wieder aufzugeben. Hier war er sicher und bereits so bekannt, daß er nicht mehr auffiel. Gefahr drohte ihm erst, wenn er die schweizerische Grenze überschreiten würde, legal oder illegal.

Es eilte wirklich nicht, Retloff konnte ruhig noch eine Weile im Ungewissen bleiben, ob und wie sein früherer Chef den Zusammenbruch überlebt hatte. Kaffler hatte ja überzeugend dafür gesorgt, in jedem Fall ein willkommener Ankömmling zu sein, ohne den nichts und mit dem alles lief.

Die Monotonie freilich und die Gesellschaft dieser alten Jungfer waren unerträglich. Nach der ersten Juliwoche war Kaffler entschlossen, sein trostloses Leben etwas aufzuhellen. Die Majorsuniform - ohne Rangabzeichen - hatte er mit einem gutsitzenden Zivilanzug vertauscht. Seiner Meinung nach konnte er sich darin sehen lassen, als Mann in den besten Jahren - mit einem wilden Appetit auf eine Frau in jüngeren Jahren. Frauen gegenüber war Kaffler ein Mensch ohne Vorurteile und Illusionen, kein Feinschmecker und für seine Partnerinnen sicherlich auch keine Delikatesse. Seit langem hatte er schon bei dem schönen Geschlecht nach dem Prinzip geworben: Geld spart Zeit.

Mitunter wähnte er sich nach dem Erwachen im Halbschlaf in seinem Renaissancebett, aber wenn er dann zur Sache kommen wollte, griff er ins Leere. Damit ihm der Zustand nicht über den Kopf wüchse, entschloß er sich, etwas für sich zu tun und dabei tief in die Tasche zu greifen.

Nina war schwarz und groß, sie wirkte, obwohl sie ihren Körper am Tag mindestens ein halbes Dutzend Mal umsetzte, irgendwie unnahbar, und sie schien bei der Arbeit nie ins Schwitzen zu kommen, denn ihre Haare wirkten immer appetitlich, wie frischgewaschen. Sie hatte ihr Quartier in der Sendlinger Straße, schräg gegenüber der Asamkirche, die noch zerstört war, weil die Kirchenverwaltung beim Wiederaufbau

nicht mit Naturalien und Zigaretten nachhelfen konnte.

Kaffler stand vor der Ruine der berühmten Barockkirche, starre Nina an und wunderte sich, wie hungrig ein satter Mann sein kann. Obwohl sie es sofort merkte, fiel er dabei nicht auf, denn er war nicht der einzige der männlichen Passanten, die auf der Straße stehen blieben, sich anmachen ließen und dabei mit den Augen zugriffen, wie die Kinder dieser Zeit vor den US-Küchen die Düfte einatmeten, wobei sie so wenig davon satt wurden, wie Reichsmarkscheine die rassige Supernutte ins Bett brachten.

»Nina, die Schärfste von ganz München«, sagte ein geldloser Mitbewerber. »Aber diese Mistbiene nimmt nur Dollars.«

»So eine Schweinerei«, erwiederte Kaffler und spürte Chance wie Erektion; er schob sich über die Straße. Vor Verlangen konnte er kaum gehen, als er sich der Dreißigerin auf den hochhackigen Schuhen näherte, die durch ihn hindurchsah, weil ihre Landsleute für sie Luft geworden waren, verbrauchte Luft.

»Nee«, sagte sie zu Kaffler, »deutsch bin ich selbst.«

»Ich hab' Dollars«, entgegnete der Freier.

»Wieviel?«

»Ich zahl' nach Leistung.«

»Und ich leiste nach Dollars«, versetzte die Schwarzhaarige.

»Genügt das fürs erste?« fragte Kaffler und zeigte ihr eine Zwanziger-Note.

»Fürs erste schon«, sagte sie und ging ihm über die Treppe voraus, »aber wenn du wirklich etwas von mir haben willst, mußt du schon noch was zulegen, Schatz.« Sie drehte sich lächelnd nach ihm um.

Kaffler nickte, er konnte nicht mehr sprechen, sein Mund war zu trocken. Er warf die zwanzig Dollars auf den Tisch. Dann fiel er über sie her.

Er hatte sich überreizt und fürchtete zu explodieren, bevor er

Nina überhaupt berührt hatte; er riß ihr die Kleider herunter, die Dessous, sie schimpfte, und er warf ihr noch einmal Geld zu, fiel wieder über sie her. Er sah und hörte und dachte nichts, dachte nicht daran, was die Nutte ihn kostete, und noch weniger, was sie ihm einbringen konnte.

Kaffler wurde von der kombinierten MP- und Polizeistreife, die aus Langeweile lieber im Puff nach dem Unrechten sah als auf den Schwarzmarktplätzen, »beim Beischlaf« überrascht, wie der deutsche Beamte später in seinem Bericht schrieb.

Die Amis rissen ihn hoch und lachten sich halbtot über sein jetzt halbschlaffes Maskulinum. Nina schimpfte und kokettierte dabei sogleich mit dem MP-Sergeanten, offensichtlich bereit, durch eine Gratiseinlage alle Unannehmlichkeiten von sich fernzuhalten.

Sie hatten ihren Spaß gehabt und waren dabei zu gehen, da sah der Anführer die Dollar-Scheine. Keine Script-Dollars, wie man sie von Besatzungs-Soldaten erhielt, sondern reguläre Banknoten der hochwertigsten Währung der Welt. »Wo hast du sie her?« fragte er Nina.

»Woher werd' ich sie schon haben«, erwiderte sie. »Finger weg, die gehören mir!«

»Von ihm?« fragte der MP-Mann weiter und deutete auf Kaffler.

»Du kommst aber auch auf alles«, spottete die Dirne.

Abgesehen davon, daß der MP-Sergeant die Dollar-Scheine beschlagnahmte, war der Fall für sie ausgestanden. Den aus dem POW Camp Aibling vor knapp vier Wochen entlassenen Wehrmachtsmajor aber lieferte die Streife bei der CID Munich, der Münchener Dienststelle der US-Kriminalpolizei, ab.

Weder war es ein Verbrechen, am späten Nachmittag ein Bordell aufzusuchen, noch verboten, eine Nutte für ihre Liebesdienste zu bezahlen - nur mußte man in dieser Zeit der Besatzungsmacht genau erklären können, woher man als

Deutscher siebzig Dollars für eine Prostituierte genommen hatte.

Kaffler bastelte schon an einem Ausweg, aber zunächst einmal überließen sie den Verdächtigen sich selbst und pfropften ihn in eine kleine Zelle mit einem halben Dutzend anderer Galgenvögel. Erst am späten Vormittag des nächsten Morgens schienen sie sich an ihn zu erinnern - zu diesem Zeitpunkt hatte Resi Pflaum bei der deutschen Polizei schon längst Vermisstenanzeige erstattet und war wieder nach Hause geschickt worden.

Die Special Commission arbeitete vielhändig und flinkfüßig, und sie kam schnell voran. Die Verhältnisse begannen sich zu konsolidieren, und die in den Alpentälern zusammengedrängten Menschenmassen wurden allmählich überschaubar. Es war noch immer die Zeit, in der gelogen und gehungert, gebetet und geschoben, geschwiegen und verraten wurde. Und so gingen noch immer Hinweise der Bevölkerung auf versprengte deutsche Soldaten ein, die in die Berge geflüchtet waren, und noch immer wurden bei der Besatzungsmacht gefundene Pfund-Noten abgeliefert, zumal sich jetzt herumgesprochen hatte, daß sie ungültig waren.

Zusammen mit den dreiundzwanzig Millionen, die er dem Secret-Service-Major Thomson übergeben hatte, kam Captain Steel nunmehr auf fast fünfzig Millionen. Soweit er jetzt die NS-Blüten-Lese vorläufig und überschlägig taxieren konnte, hatten die Fälscher Banknoten im Nennwert von mindestens einer Milliarde Pfund Sterling hergestellt, die Falsifikate minderer Qualität eingeschlossen. Ein großer Teil der Notenbündel lag im Toplitzsee auf Grund und kam nicht zum Vorschein, noch nicht und vielleicht auch nie mehr. In einer Tiefe von mehr als hundert Metern versagten bei den Bergungsversuchen selbst bewährte Froschmänner - aber sie gaben nicht auf und erprobten immer wieder neue Methoden.

Gründliche, wochenlange Ermittlungen des US-Schatzamtes hatten keinerlei Hinweise ergeben, daß auch gefälschte US-

Dollar-Noten in den Umlauf gekommen sein könnten. Diese beruhigende Feststellung ließ die Panik im Frankfurter Hauptquartier des US Military Government for Germany abflauen und beendete auch zugunsten Steels die interne Diskussion, ob man einen so schwerwiegenden Fall wie die Aufklärung der »Operation Bernhard« nicht doch einem ranghöheren Offizier anvertrauen müsse.

Nicht nur in den Berichten, die Robert S. Steel in regelmäßigen Abständen vorlegen mußte, kamen die Ermittlungen eines beispiellosen Staatsverbrechens flott voran. Die Fahndung lag offensichtlich in besten Händen. Die Namensliste der Fälscher im Häftlingskittel war so gut wie komplett; einen größeren Teil von ihnen hatte man bereits an ihren Heimatorten irgendwo im Ausland vernommen, die anderen würden noch aufgesucht werden; in keinem Fall bestand bisher auch nur der geringste Verdacht, daß die Überlebenden ihre hinter Stacheldraht erworbenen graphischen Künste künftig privat nutzen würden.

Auch die SS-Bewacher hatte man unter Kontrolle. Zu Beginn des Hochsommers galten nur noch vier Totenkopf-Leute und acht Häftlinge als verschollen; ihnen standen allein in der Peripherie des Ausseer Gebiets über hundert nicht identifizierte Tote gegenüber, von denen einige mit KZ-Kitteln und andere mit SS-Uniformen bekleidet gewesen waren. Man konnte durchaus unterstellen, daß die Vermißten unter den Nichtidentifizierten zu finden waren - bewiesen und vielleicht auch beweisbar war es nicht.

Die US-Leihgabe, die beiden FBI-Spezialisten, hatte der Captain aufgeteilt: Einer blieb weiterhin im sowjetischen Hauptquartier Baden bei Wien als bislang ziemlich erfolgloser Kontaktmann, den anderen, Mike Waters, hatte er als »Privatmann« in die Schweiz eingeschleust. Er sollte in Bern Kontakte mit der OSS-Zentrale aufnehmen und in der Alpenrepublik unter der Hand einen Falschgeldagenten

ausfindig machen, der auf Schloß Labers unter dem Namen Beatus Retloff aufgetreten war. Der fixe Waters mußte dabei äußerst behutsam vorgehen, denn die Eidgenossen verstanden keinen Spaß, wenn man in ihrem Hoheitsbereich auf eigene Faust fischte; Humor war ohnedies nicht ihre Stärke.

Inzwischen durchstöberte Sergeant Stonehill die britischen POW Camps nach Falschgeldakteuren, während Sergeant Murdock auf die amerikanischen angesetzt war. Sie mußten sich täglich mindestens einmal telefonisch melden, das änderte aber nichts daran, daß die Sturmbannführer Krüger und Kaffler immer noch ebenso spurlos verschwunden blieben wie auch Hauptmann Stengel oder Stenzel und seine beiden Begleiter, die den letzten, bis jetzt noch immer nicht aufgefundenen Lastwagen von Redl-Zipf gefahren hatten.

Die höheren US-Offiziere, Herren der eroberten Gebiete, waren Militärs und keine Kriminalisten; da jetzt keine unmittelbare Gefahr mehr für die US-Währung zu bestehen schien, hatte sich der Fall für sie beträchtlich abgekühlt. Wie Robert S. Steel, der Zivilist in der Captain-Uniform, sie einschätzte, würden sie demnächst seine Recherchen für Zeit- und Geldverschwendungen halten, zumal die Engländer in ihrer Zone ebenfalls an der Aufklärung der Falschgeldaffäre arbeiteten und den Schaden ohnedies allein zu tragen hatten.

Jedenfalls würde der US-Militärgouverneur den selbstherrlichen Chef der Sonderkommission fester an die Kandare nehmen. Eine baldige Übersiedlung der Special Commission nach Frankfurt war nur eine Frage der Zeit. Steel, der ohnedies fast ständig mit dem Flugzeug oder Auto unterwegs war, stemmte sich nicht dagegen, obwohl er in Bad Aussee den Weg in das Herz und das Bett einer kleinen, niedlichen Schauspielerin aus Wien gefunden hatte. Er gab ihr den Kosenamen »Nutscherl«, und sie drohte ihm mit Selbstmord, falls er sie verließe - aber als Enkel eines Wieners war der Amerikaner kein Piefke; er wußte, wie man mit

Zuckergebäck umgeht. »Nun paß mal auf, Honey«, tröstete er seine vollbusige Eroberung, »erstens bin ich noch nicht in Frankfurt, und wenn ich dort Fuß gefaßt habe, lass' ich dich nachkommen... Inzwischen solltest du vielleicht an deine Karriere denken«, setzte er hinterhältig hinzu.

»Aber die Bühnen- und Filmstudios sind doch noch alle zu«, kommentierte Nutscherl.

»Sie werden bald wieder in Betrieb sein, und du weißt, daß ich dann einiges für dich tun werde, Nutscherl«, gab er vor. Er hatte die Zuckerpuppe noch nicht überzeugt, sie redete und redete, bis ihr Geplapper in Gestöhne überging und sie dann beide einschliefen.

Am nächsten Morgen, kurz nach neun Uhr, er hatte sein Büro gerade betreten, erreichte Steel der Anruf seines direkten Vorgesetzten aus Frankfurt. »Schon auf, Bob?« fragte Colonel Snyder, der die Partei seiner Förderer anführte.

»Wir schlafen hier nicht, Sir«, erwiderte er. »Wenigstens nicht immer.«

»Wie gut«, versetzte der stellvertretende Chef des Finanz-Departments innerhalb des US Military Government for Germany lachend. »Sie können sich bei mir bedanken, Bob, ich habe Ihnen gerade einen Besuch des Generals erspart, natürlich nicht ohne Gegenleistung. Sind Sie zur Zeit abkömmlich, Bob?«

»Yes, Sir.«

»Dann kommen Sie bitte hierher, vielleicht nur für einen Tag.« Erst jetzt kam Snyder mit den Worten: »I have a very delicate question« zur Sache; die Einleitung, er habe eine delikate Frage, entsprach seiner unnachahmlichen Art, Befehle zu erteilen. Nach einigen diplomatischen Floskeln begriff Captain Steel, daß er einen wortreichen Zwischenbericht erstellen sollte, der vieles, doch nicht alles enthielt, einer Militärparade ähnlich, bei der man neue Waffen vorführt, die ganz neuen jedoch noch unter Geheimverschluß hält.

»Schaffen Sie das, Bob?« fragte der Colonel.

»That's for sure, Sir.«

»Also dann bis spätestens Freitag«, schloß der Colonel.  
»Have a nice day.«

Steel ging in das nebenan liegende Zimmer, um an Leutnant Gambler, den er als Stallwache im Ausseer Land zurückließ, bis die Tauchversuche im Toplitzsee erfolgreich waren oder aufgegeben werden mußten, den lästigen Papierkram zu delegieren. »Ich hab' einen feinen Job für dich, Sunny«, begann er, kam aber nicht weiter; der eintretende Laszlo unterbrach ihn.

Vorurteilslos, wie die Yankees nun einmal sind, hatten sie den hilfswilligen Deutschrümänen der Einfachheit halber in eine US-Uniform gesteckt und ihn mit einem Jeep, einem Sonderausweis und Dollardiäten ausgerüstet. Seine Englischkenntnisse waren so galoppierend vorangekommen, daß ihn die meisten Einheimischen für einen US-Soldaten hielten.

Laszlo war Steels wertvollste Quelle; sie sprudelte und sprudelte, weil der lustige Filou nicht alles auf einmal preisgab. Sein neuer Chef durchschaute ihn - und machte das Spiel mit. Wie Steel jetzt sah, hatte sich sein Adlatus eine modische Arabeske zu seiner Uniform einfallen lassen: Er trug erstmals links und rechts an den Schultern einen Aufnäher mit der Aufschrift »Rumania«.

»Macht sich ja prächtig, Laszlo«, sagte der CIC-Captain lachend, »aber ein Ostblock-Angehöriger in der Kapitalistenuniform?« Er betrachtete kopfschüttelnd den Schaumschläger und Aufreißer, Handlanger und Liebesboten, seinen Hilfsfahnder und Hofnarren. »Laß dich bloß nicht von den roten Kameraden jenseits der Ennsbrucke erwischen.«

Steel hatte eine Schwäche für Laszlo; vielleicht war es auch nur ein Trick: Beim Männertrunk wie bei der Schürzenjagd waren sie Kumpane geworden. Der Beuteamerikaner verschaffte Sergeant Murdock Mädchen und Leutnant Gambler deutsche

Orden, was beide sammelten. Und den Captain versorgte er laufend mit neuen Namen und Adressen.

Sie waren häufig miteinander unterwegs. Sie sprachen jetzt meist Englisch miteinander; wenn sie ins Deutsche kamen, war die Du-Anrede nicht mehr einseitig. Laszlo war bei den Besatzern wie bei den Besetzten beliebt - einfach everybody's darling. Jeder wußte, daß er ein Galgenstrick war, und keiner konnte ihm gram sein, darüber hinaus hatte der CIC-Captain erfaßt, daß er weit hintergründiger war, als die meisten annahmen.

»Setz dich doch, Laszlo«, lud er ihn ein. »Zigarette? Whisky?«

»Danke«, erwiderte der Unentbehrliche. »Whisky am Morgen, Kummer und Sorgen.«

»Probleme?« fragte Steel.

»Hinweise«, erwiderte Laszlo. »Ich müßte ganz schnell nach Paris.«

»Ich auch«, entgegnete der Amerikaner und grinste. Er wurde gleich wieder ernsthaft. »Zunächst einmal fliegen wir nach Frankfurt.«

»Aber ich hab' eine ganz heiße Spur: Gaston aus Marseille. Ich kenne den Namen eines Informanten aus Paris.«

»Vergiß ihn nicht«, erwiderte Steel. »Pack deinen Koffer und halt dich bereit. Abflug am späten Nachmittag, sowie Sunny mit seinem famosen Zwischenbericht fertig ist.«

»Bevor ich es vergesse, Bob«, meldete Leutnant Gambler. »Die Polen haben einen Auslieferungsantrag für diesen SS-Sturmbannführer Müller-Malbach gestellt.«

»Abgelehnt«, entgegnete Steel. »Vorläufig wenigstens. Ich will den Mann wirklich nicht vor dem Galgen bewahren, aber halt ihn noch eine Weile bei uns unter Verschluß, Sunny.« Er griff sich eine Zigarette. »Ich brauch' den Mann vielleicht noch

zur Identifizierung Kafflers.«

Laszlo lächelte anzüglich, weil der Captain nach wie vor an seiner fixen Idee festhielt, der Schlüsselmann von Schloß Labers sei noch am Leben. »Hast du ihn denn schon, Bob?« fragte er hämisch.

»Wart's ab«, entgegnete der Captain. »Du wirst schon noch deine fünfzig Dollars berappen.«

»Wir müssen unsere Wette präzisieren«, versetzte Laszlo, »sonst warte ich noch im Jahr 2000 auf meinen Gewinn, falls du bis dahin noch leben solltest, Bob.«

»Daran hättest du früher denken sollen«, erwiderte der wohlwollende Auftraggeber. »Aber ich bin bereit, unsere Abmachung zu terminieren: Ich habe noch bis Weihnachten Zeit, dir den Schloßherrn von Labers zu präsentieren... Für jeden Monat, den ich ihn früher aufstöbere, zehn Dollars extra«, schlug er vor.

»Abgemacht«, entgegnete der Rumäniendeutsche und lächelte. »Ich stifte jetzt schon fünfzig Dollar für die Christmas-Kasse«, versprach er Leutnant Gambler.

Sie waren noch im Gespräch, als die Überraschung des Tages platzte. FBI-Mann Waters rief aus der Schweiz an. »Halt dich mal fest, Bob«, sagte er. »Ich hab' den Mann gefunden.«

Es handelte sich um Retloff, den Laszlo so plastisch beschrieben hatte, daß Steel den Falschgeldagenten vor sich sah: rund, satt und Wohlwollen verströmend wie ein Tintenfisch die Farbe; einer, zu dem man Vertrauen faßte, obwohl er ein ganz gewöhnlicher Halsabschneider war.

»Wonderful, Mike, congratulations«, sagte Steel. »Und wo lebt der Bursche jetzt?« »In Zürich.«

»Das war anzunehmen«, antwortete Steel. »Und wie nennt er sich nunmehr?«

»Beatus Retloff«, ließ der Anrufer die Katze aus dem Sack.

»Genau wie früher.«

»Da ist doch etwas faul«, entgegnete der Captain betroffen.

»Und ob. Ein Doppelagent. Einmal für Meran und dann für die -«

»Die Sowjets?« unterbrach ihn Steel.

»Nein«, versetzte der Agent. »Ausnahmsweise trug er auf einer Schulter für den Geheimdienst seines eigenen Landes.«

»Switzerland?«

»So ist es.«

»Und jetzt?«

»Ist er Großaktionär der Privatbank Künderli und Gyger, Zürich, Bahnhofstraße. Eine erste Adresse, ein kleines, feines Bankhaus, äußerst expansiv.«

»Seit wann hat der Mann wieviel Einfluß in diesem Haus?« fragte der Captain.

»Ziemlich genau seit Kriegsende«, antwortete Waters. »Er hat den alten Künderli fast hinausgedrängt, wie ein Kuckuck die übrige Brut im Nest. Künderli ist in Ordnung, alter Schweizer Geldadel, aber etwas unterbemittelt.« Er war mit seinen Ermittlungen offensichtlich schon sehr weit gekommen. »Retloff war zuerst Kunde, hat zuerst kleine, dann immer größere Anteile erworben, und zwar seit Mitte 1943, und jetzt muß sich der alte Künderli dagegen wehren, nicht ganz hinausgedrängt zu werden. Du solltest vielleicht so rasch wie möglich nach Zürich fliegen und deinen mütterlichen Verwandten die Hände drücken, Bob.«

»Gott bewahre«, versetzte Steel. »Zürich würde mir schon schmecken, aber zuerst muß ich noch nach Frankfurt.« Er dachte kurz nach. »Paß mal auf, Mike«, sagte er dann. Er forderte die beiden Männer durch eine Kopfbewegung auf, den Raum zu verlassen, und Gambler und Laszlo folgten bereitwillig und ohne Verärgerung, denn sie wußten, daß es in jedem Fall

für sie besser wäre, nicht Zeugen einer Order zu werden, die ihr Chef vermutlich gar nicht geben durfte. »Bist du noch da? Ja? - Well, listen, Mike -«, sagte er und entwickelte aus dem Stegreif seinen Plan, einen Betrüger hereinzulegen.

Die Sonnentage überboten einander, als wollte der Sommer die Menschen nach der Stunde Null für vieles schadlos halten, was sie zur Zeit entbehren mußten. Voraussichtlich würde 1945 ein prächtiges Weinjahr werden. Das sommerliche Wetter verwandelte die Kufloh-Alm in ein grünes Paradies. Die Drei von Triest, die hier untergeschlüpft waren, konnten sich von morgens bis abends in die Sonne legen. Sie waren weiterhin ungestört geblieben. Außer dem Forstbeamten Staudinger, der versprochen hatte, sich nach Kunzes Mutter zu erkundigen und dann doch nicht mehr gekommen war, hatte sie noch niemand aufgesucht.

Die Lebensmittelvorräte würden noch in den Winter hinein reichen. Die Asylbewohner hatten jeden Grund zur Zufriedenheit, es ging ihnen besser als den meisten anderen Zeitgenossen, und doch wunderten sie sich zusehends, wie eintönig und zugleich unruhig eine Idylle werden konnte. Franz Kudella dachte an seine auf der Flucht verschollene Mutter, Adrian Stemmer an seinen herzkranken Vater in München, und der kleine Kunze, der Benjamin des Kleeblatts, war kaum mehr von dem ständig angedrohten »Spähtrupunternehmen ins Tal« abzuhalten.

»Laß ihn ziehen, Adrian«, sagte Kudella. »Erstens ist er sowieso nicht mehr länger zu bremsen, und zweitens erfahren wir endlich, was unten vor sich geht. Ewig können wir ja hier nicht sitzen bleiben.« Er nickte dem Jungen zu. »Aber sei vorsichtig, Sokrates, und hetz uns keine Verfolger auf die Pelle.«

Wolfram Kunze ging am nächsten Morgen, sehr früh schon,

an der Nahtstelle zum neuen Tag. »Seid unbesorgt, wenn ich vielleicht einen Tag länger wegbleibe«, verabschiedete er sich, »bis zum Langbathsee ist es ganz schön weit.«

Es war der erste Tag seit langem, der nicht langweilig war, denn die Spannung hielt die Zurückbleibenden auf Trab.

»Etwas sag' ich dir gleich, Franz«, drohte Adrian an, »wenn der Weg nur halbwegs frei ist, hau' ich ab nach München. Ich weiß ja nicht mal, ob unser Haus die letzten Luftangriffe überstanden hat und wen sie uns vielleicht alles einquartiert haben.« Stellers Vater und Schwester wohnten in einer kleinen Villa am Herzogpark, die zum Grundvermögen der Baufirma Breitner & Stemmer gehörte.

»Euren Betrieb gibt es doch sicher noch«, antwortete Kudella. »Und kaputt, wie alles ist, müßten Baugeschäfte eine enorme Zukunft haben. Selbst wenn der Maschinenpark zerstört ist, habt ihr doch sicher Grundstücke, denen die Bombentrichter nicht weiter schaden.«

»Die Bomben fürchte ich nicht«, versetzte Stemmer, »die Verwandten sind das Schlimme. Ich weiß nicht, wieweit sie meinen Vater schon aus der Firma gedrängt haben. Er war immer mehr ein Architekt als ein Geschäftsmann, und ich hab' mich ja nur um diesen blöden Krieg gekümmert, und Verena war viel zu klein, um die Firmenvorgänge zu erfassen.«

»Wie alt ist deine kleine Schwester jetzt?« fragte Kudella mehr aus Höflichkeit.

»Auch schon an die Zwanzig«, antwortete Adrian.

»Ein Kerl wie du nimmt's doch mit dieser Scheißverwandtschaft auf -«

»Verlaß dich drauf«, entgegnete der Ex-Hauptmann, »deshalb sind auch meine Tage hier gezählt. Am besten wär's, du kämst gleich mit, Franz«, sagte er und boxte den Freund in die Seite. »Nach Breslau darfst du ja vermutlich ohnedies nicht mehr - und deine Mutter kannst du auch von München aus

suchen.«

»Mal sehen, was Sokrates für Neuigkeiten mitbringt«, verschob der Schlesier eine Entscheidung.

Der kleine Kunze kam am Abend nicht und auch nicht am Morgen; sie mußten sich in Geduld fassen. Vielleicht würde er, wenn er seine Mutter gefunden hatte, noch einen zweiten Tag zulegen, und dagegen war auch gar nichts zu sagen. Als gelernter Fallschirmjäger war der Junge geschickt genug, eventuelle Verfolger abzuschütteln und sein Bergziel durch Umwege zu verschleiern.

Er kam am nächsten Morgen, früh um acht, keuchte und strahlte und rief schon von weitem: »Stellt euch vor, ich hab' sie tatsächlich gefunden - es geht ihr gut -« Sokrates brach ob seiner Taktlosigkeit betroffen, ab. Franz wußte nicht, ob seine Mutter nicht auf der Flucht umgekommen war, und die Mutter Adrians war schon vor zwei Jahren gestorben.

»Nun schweig nicht so taktvoll wie ein verwichster Ministrant«, fuhr ihn der Breslauer an. »Sag lieber, was unten los ist!«

Kudella hatte erreicht, was er wollte; Sokrates war böse geworden und dadurch von seinen Selbstvorwürfen abgelenkt.

»Das ist los!« sagte er und knallte die »Stars und Stripes«, die amerikanische Armeezeitung, auf den Tisch. »Schaut euch das an!«

Obwohl es schon ein sechs Wochen altes Blatt war, sprang ihnen die Schlagzeile knallig in die Augen: »Pound Notes Invalid.«

»Wenn ich nicht wäre«, sagte Sokrates, »würden wir vermutlich jetzt noch dieses Scheißgeld hochschleppen, das keinen Penny wert ist.« Es sah aus, als freute er sich auch noch über den Reinfall.

Stemmer lächelte melancholisch: Unter anderen Umständen

hätten er und Sokrates etwas dafür gegeben, die Kanaille einmal außer Fassung zu erleben, aber sie waren alle drei die Leidtragenden. Das einnehmende Gesicht des Breslauers war vom Zorn verunstaltet. Er kauerte auf einem Hocker, das überständige Blatt in der Hand, und wirkte wie ein wütender Gorilla, der groteskerweise zu lesen versucht. Plötzlich lachte er schallend.

Die beiden Freunde fürchteten, daß Franz jetzt endgültig durchdrehen würde. Er stand auf, ging auf den Kleinen zu. »Wie viele Jahre Oberschule hast du eigentlich hinter dich gebracht?« fragte er prustend.

»Sechs«, antwortete Kunze. »Mittlere Reife.«

»Du mittleres Arschloch«, rief Kudella lachend und hatte wieder ein Gesicht, wie es den Frauen gefiel. »Hättste mal das Abitur gemacht, dann könntste vielleicht besser Englisch«, flachste er. »Hier«, sagte er und deutete mit dem Finger auf eine Zwischenüberschrift: »Five Pound Notes Excepted.«

»Weißt du, was das heißt?« dröhnte Franz. »Fünf-Pfund-Noten ausgenommen!« Vor Erleichterung boxte er den Benjamin in die Rippen. »Und was liegt unter unserem Findlingsblock?« »Lauter Fünf-Pfund-Noten«, stellte Adrian fest. »Mensch, haben wir ein Schwein gehabt!«

»Die ›Kufloh-GmbH‹ ist eine glückhafte Firma«, erklärte Franz. »Und wenn wir wieder in freier Wildbahn sind, Sokrates, dann holste gefälligst deine Bildungslücken nach, oller Hilfsbanker.«

Sie tobten und schrien durcheinander. Sie führten Freudentänze auf, und dann gingen sie an ihre letzte Schnapsflasche. Stemmer nahm einen tiefen Schluck und grinste: »Wir Goethe-Deutschen«, sagte er.

»Schon besoffen?« fragte Kudella.

»Nein«, protestierte der Münchener und zitierte »Faust«: »Am Gelde hängt, zum Gelde drängt doch alles -«

»Was ist denn nun eigentlich los, da unten?« wollte Franz, die Kanaille, schließlich wissen.

»Also: Dieser Swoboda brummt tatsächlich im Internierungslager Glasenbrunn. Und den Staudinger haben sie auch geholt, der muß noch ein paar andre Sachen gemacht haben, als am Sonntag in die Kirche zu gehen. Die anderen sitzen mit belämmerten Gesichtern herum und füllen Fragebogen aus: Mitgliedschaft in der Partei? Welche NS-Gliederung? In der HJ? Beim BDM? Wieviel Geld haben Sie in der Nazizeit verdient? Wann sind Sie zuletzt befördert worden? Wann haben Sie das letztemal grün geschissen?« wieherte er los.

»Das ist alles?« fragte Adrian.

»Deine Blechkrawatte hat 'ne eigene Spalte«, sagte der Kleine, »und dein Spiegelei auch, Franz -«

»Und auch dein EK I«, erwiederte Kudella.

»Das Soldbuch mußte vorlegen, wenn du 'nen Entlassungsschein willst.«

»Was ist mit der Auslieferung an die Franzosen?« wollte Stemmer wissen.

»Große Schweinerei«, erklärte Sokrates. »Am Anfang haben sie ganze Gefangenengräber geschlossen an sie übergeben. Jetzt entlassen sie die Leute, die aus der US-Zone stammen, aber wenn du Pech hast, landest du trotzdem noch bei der falschen Abteilung und schippst Kohlen oder entschärfst Minen oderträgst Atlantikbunker ab - lauter feine Beschäftigungen zum Nulltarif.«

Kudella griff nach der Flasche. »Wer Sorgen hat, hat auch Likör«, dröhnte er, und sie lachten sich wieder schief und ließen alles der Reihe nach hochleben: zuerst die Bank of England, dann ihr verstecktes Beutegeld, ihren unwahrscheinlichen Dusel, den schönen Tag, die Kuflo-Hütte, und als Franz noch einen Toast auf ihren unfreiwilligen Gastgeber, den alten Swoboda,

ausbrachte, soff sich Sokrates sogar den Stiefvater menschlich.

Mittags waren sie voll und die Flasche leer. Sie lagen vor dem Haus und schnarchten. Als sie Motorengeräusch hörten, schauten sie benommen hoch. »Mensch, bin ich blau«, sagte sich Adrian, als eine riesige, laute Libelle über seinen Kopf flog.

Als erster begriff Franz, daß es sich um kein Alkoholphantom handelte, sondern um einen Angriff der US Army. Er brachte die später vielgerühmte Geistesgegenwart auf, das Jagdgewehr vom Fenster aus den Steilhang hinunterzuwerfen, bevor ihm ein schlaksiger Leutnant, der aus dem Helikopter gesprungen war, mit gezogener MP entgegnetrat.

»Hands up!« schrie er. »Damned Krauts!« Auch die anderen GIs hatten die Waffe im Anschlag. Die Situation ließ den Überrumpelten keine Wahl. Sie hoben die Hände und begriffen, daß sie verraten worden sein mußten.

»Na, da haben sie 'nen Fang gemacht, die Helden«, sagte Sokrates mit feixender Wehmutter.

»Halt's Maul«, entgegnete Adrian.

»Die verstehen doch kein Wort Deutsch«, versetzte der Kleine.

»Shut up!« schimpfte der Leutnant.

Die vier martialischen Soldaten nahmen die ganze Kuflohhütte auseinander. Sie fanden nichts außer Lebensmittelvorräten und leeren Flaschen und überzeugten sich so, kein gefährliches Werwolf-Nest ausgehoben zu haben. »Are you soldiers?« fragte ihr Anführer. »No, we are civilians«, antwortete Stemmer. Der Leutnant tippte sich mit dem Finger an die Stirn: »Show me your papers!«

Adrian begriff, daß er den US-Offizier durch passiven Widerstand nur verärgern würde und reichte ihm sein Soldbuch.

»We are wounded«, warf Kudella ein, er zog deutlich ein Bein nach. Als wollte er vorführen, wie sehr er humpelte,

verwechselte er unter der Nachwirkung des Hochprozentigen die Beine und demonstrierte dadurch mehr für die Trunksucht als für sein Gebrechen.

Es nutzte nichts. Sie wurden ins Tal geflogen.

Sie waren am späten Nachmittag in Salzburg gestartet, und während des Flugs bedrängte Laszlo den Captain wieder wegen seiner Paris-Reise.

»Geduld, Junge«, tröstete ihn Steel. »Erst mal hören, was der Colonel in Frankfurt von uns will. Dann sehen wir weiter.«

Sie landeten kurz vor zwanzig Uhr auf dem Flughafen Wiesbaden-Erbenheim. Die erste Überraschung war der Sergeant, der an der Landetreppe stand: Aus der britischen Zone zurückkreisend, hatte Stonehill erfahren, daß der Chef der Special Commission zum Rapport nach Frankfurt befohlen worden war, und nutzte die Gelegenheit, Steel gleich Bericht über seine Fahrt durch die britische Besatzungszone zu erstatten. »Shit«, faßte er seine Eindrücke zusammen. »Entweder sind die Burschen, die wir suchen, nicht in britischen Lagern untergetaucht« - man sagte den englischen Besatzungsoffizieren nach, sie seien weniger streng als die amerikanischen, und so gab es eine Art Nazigefälle von der US- in die britische Zone -, »oder die Tommies haben sie längst geschnappt und halten sie, ohne uns etwas zu sagen, unter Verschluß... Jedenfalls«, schloß er, »wären weitere Ermittlungen nur Zeitverschwendungen.«

Der Captain hatte nichts anderes erwartet; es war ihm auch lieber, Krüger und Kaffler selbst zu fangen.

»Wie geht es jetzt weiter?« fragte Stonehill. »Soll ich nach Aussee weiterreisen?«

»Laß mir Zeit bis morgen. Mal sehen, was der US Army wieder Bedeutsames eingefallen ist.«

Für Steel hatte man ein Zimmer in dem von der

Militärregierung beschlagnahmten Hotel »Frankfurter Hof« reserviert - ein gutes Zeichen, denn die Nobelherberge war Vorzugsgästen vorbehalten. Steel duschte, ließ sich ein Steak mit Potato chips aufs Zimmer schicken, telefonierte mit Nutscherl und ging, zur Enttäuschung Stonehills und Laszlos und entgegen seiner Gewohnheit, früh zu Bett; er wollte morgen früh im IG-Farben-Hochhaus ausgeschlafen und vor allem stocknüchtern sein.

Er traf zur Unzeit, morgens um acht Uhr dreißig fast gleichzeitig mit Colonel Snyder, in dem riesigen Gebäudekomplex des Hauptquartiers ein. Er erhielt einen Händedruck, eine Tasse Kaffee und die freundliche Einladung, Platz zu nehmen, während der grauhaarige Offizier mit dem Eierkopf seinen Bericht überflog.

»Gut gemacht, Bob«, lobte er. »Wirklich, eine wunderschöne Herzeigebilanz.«

»Für wen eigentlich, Sir?« fragte Robert S. Steel.

»Für einen alten Bekannten von Ihnen«, wich ihm der Colonel mit einem gewissen Lächeln aus. »Wir werden zusammen hingehen.« Übergangslos fragte er: »Halten Sie es für unbedingt nötig, weiterhin in Bad Aussee zu bleiben, Bob?«

»Nein, nicht unbedingt«, erwiderte der Captain. »Es ist eigentlich ziemlich gleichgültig, wo ich mich aufhalte, falls ein Flugplatz in der Nähe ist.«

»Gleich zwei«, entgegnete Snyder lachend. »Der Rhein-Main-Airport und Erbenheim. Ich hielte es für besser«, sagte er, »besser für Sie und besser für uns. Einige Hohlköpfe von Militärs meinen, die ›Operation Bernhard‹ sei schon zu Ende«, erläuterte er - im Zivilberuf ein Bankfachmann. »Aber keine Angst, Bob, ich rede ihnen das aus. Ich schirme Sie ab - das garantier' ich Ihnen -, aber Sie müssen mir entgegenkommen und nach Frankfurt übersiedeln.« »Einverstanden, Sir.«

Um elf Uhr wurden sie beim General vorgelassen, der bester

Laune war. Dann betrat der alte Bekannte, von dem Snyder gesprochen hatte, das Büro: Major Thomson, der Stolz von Oxford. Der Mann vom Secret Intelligence Service hatte inzwischen Sunnys Machwerk von Bericht gelesen und trug den Honig dick auf, den er seinem Rivalen um das Maul schmierte.

»Compliments«, lobte der Brite. »Erstklassige Arbeit, Captain Steel.« Er wandte sich an den General: »Ich muß leider gestehen, Sir, daß Ihre Leute mit der Aufklärung des Falls viel schneller vorangekommen sind als unsere.«

Vor so viel Großmut wollte der Captain aus Arizona nicht zurückstehen. »Wir haben's auch leichter gehabt, Major Thomson«, erwiderte er. »Die meisten Zeugen lebten auf unserem Gebiet.«

»Trotzdem das Musterbeispiel einer Untersuchung«, stellte der Brite fest.

Der General verabschiedete sie, und sie verabredeten sich für dreizehn Uhr zum Lunch.

Steel fuhr ins Hotel zurück, wo ihn Stonehill und Laszlo erwarteten. »Ihr habt's gut«, sagte er. »Ich ackere für euch, und ihr fliegt nach Paris.«

»Du genehmigst die Reise?« fragte Laszlo erfreut. »Und kommst nicht mit, Bob?«

»Ich fliege hinterher, sowie ich hier fertig bin«, antwortete Steel. Ein Lächeln zerfranste sein hübsches Gesicht. »Weiß Gott, ich hab' auch eine Erholung nötig. Eine Bedingung«, setzte er hinzu. »Ihr müßt ständig erreichbar sein.«

»Du kannst dich darauf verlassen«, versprach Laszlo übereifrig, während Stonehill bereits mit dem Airport wegen einer Flugverbindung telefonierte.

Eine Stunde später stellte Steel fest, daß der britische Major auch während des Lunchs manierlich blieb, nichts von Überheblichkeit; der Engländer wirkte aufgeschlossen, bereit zu

jeder Auskunft. Sein US-Gegenspieler fragte sich, ob der Mann ihn hereinlegen wolle oder sich seit ihrer ersten Begegnung zu seinen Gunsten so verbessert habe.

»Ich werde dafür sorgen«, sagte Thomson beim Nachtisch, an den Colonel gewandt, »daß meine Regierung Captain Steel die volle Anerkennung auch offiziell aussprechen wird.«

Snyder entschuldigte sich und ging in sein Büro. Die Zurückbleibenden genehmigten sich erst jetzt einen Drink, und es gelang Thomson endgültig, Steels Vorurteile gegen ihn zu ertränen.

»Wir sind beide Profis«, sagte der Brite, »und ich kann mir vorstellen - bitte, das ist kein Vorwurf -, was in Ihrer Zusammenstellung nicht steht. Don't be afraid about it«, fuhr er fort und gab dem Captain Feuer. »Ich werde nicht in Sie dringen.«

»Major Thomson«, entgegnete Steel, »es konnte sein, daß ich eines Tages mit den Ermittlungen an einer Stelle stehe, von der aus es nicht mehr weitergeht, sagen wir einmal, mit üblichen Methoden nicht mehr weitergeht -«

Der Major lächelte wissend. »Dann würden Sie mich zu den unüblichen Methoden beziehen?«

»Ich verspreche Ihnen, daß ich Sie in diesem Fall sofort verständigen werde«, erwiderte der Amerikaner, »und Ihnen eine Chance gebe, die Weiterverfolgung des Falles an der Stelle zu übernehmen, an der ich aussteigen muß. Ich kann mir vorstellen, daß Ihre Auftraggeber an einer endgültigen Erhellung des Falles viel dringender interessiert sind als meine.«

»Danke für Ihre Offenheit, Captain«, erwiderte Thomson. »Ich nehme an, Sie sprechen von früheren Geldwäschern, die in Ihrem Bericht nicht erwähnt sind -«

»Wir bleiben in Kontakt«, beendete der CIC-Captain weitere Aufschlüsse; er verabschiedete sich von Thomson ziemlich rasch, um die Abendmaschine nach Paris noch zu erreichen.

Es kam anders: Während Steel sein Gepäck richtete, überraschte ihn ein Alarmruf aus Bad Aibling, und er wußte, daß er nicht in die französische Hauptstadt reisen und auch nicht den Rückweg über Zürich nehmen würde. Sergeant Murdock teilte dem Captain mit, daß er den angestrengt gesuchten Major Heinrich Krug gefunden habe - freilich fast fünf Wochen zu spät. »Unfaßbar«, sagte sein Mitarbeiter. »Das POW Camp hat ihn laufen lassen.«

»Ich weiß nicht, wie ich das schaffe«, versprach Steel. »Aber ich komme heute noch. See you later.«

Der Chef der Special Commission flog mit einer Kuriermaschine nach München und stieg in einen Hubschrauber um, der direkt vor dem Kriegsgefangenenlager in Bad Aibling aufsetzte. Die drei Offiziere der Entlassungskommission, die den CIC-Captain begrüßten, sahen aus wie geschnappte Pferdediebe. Steel schluckte seinen Zorn hinunter, reichte ihnen die Hand und gab Sergeant Murdock ein Zeichen loszuschießen, bevor sie ihn mit ihren Ausreden nervten.

»Nichts zu wollen«, schloß der Sergeant. »Verwaltungsoffiziere sind nun mal keine Fachleute, sie haben einfach vergessen, nach der Blinddarmnarbe zu sehen; aber auf dem Schreibtisch des Lagerkommandanten stehen vier dicke Ordner mit den Namen Gesuchter. Es gibt keine einheitlichen Richtlinien für die Entlassung. In einem Camp werden die Gefangenen formlos und ungesiebt den Franzosen übergeben. In einem anderen registriert man nur die Namen, ohne daß man sie weiter überprüft. Die Entlassungsoffiziere in diesem Camp waren geradezu noch penibel; sie haben vom Entlassungsschein wenigstens eine Kopie mit Fingerabdrücken einbehalten.«

»Fingerabdruck?« unterbrach ihn Steel. Er verlor keine Zeit mehr mit Fluchen und Lamentieren, er agierte wie ein erstklassiger Kriminalist, der eine Panne auszubügeln hat. Zuerst beauftragte er die CIC-Dienststelle Offenbach, den entlassenen Kriegsgefangenen festzunehmen. Wie erwartet,

erhielt er noch am Abend die Meldung, daß in der Mainstraße kein Mann namens Krug bekannt sei und es in ganz Offenbach keinen Ex-Major Krug gebe.

Zu diesem Zeitpunkt hatte Steel bereits festgestellt, daß der Entlassene in einem unbewachten Sammeltransport abgegangen war, per Bahn. Eine halbe Stunde später hatte der Captain bereits über fünfzig Namen nebst Adressen früherer deutscher Offiziere, die bei der Abfahrt mit dem Major Heinrich Krug zusammengewesen sein mußten.

Noch in der Nacht beauftragte er die örtlichen CIC-Dienststellen mit der Vernehmung dieser Zeugen. Ein paar Stunden danach wußte Steel nach übereinstimmenden Aussagen von fünf Heimkehrern, daß der schweigsame Reisegefährte in München den Waggon verlassen hatte.

»Also München«, versetzte Steel und bestieg mit Murdock den Hubschrauber.

»Nach der Beschreibung Laszlos müßte Kaffler allerdings viel dicker sein, als ihn die Zeugen jetzt -«

»Stacheldrahtdiät«, entgegnete der Captain. »Wenn sich der Kerl noch in München aufhält, fassen wir ihn.«

Trotz der optimistischen Worte verdüsterte sich sein Gesicht: Wenn der Gesuchte sich bereits ins neutrale Ausland abgesetzt hatte, wozu ihm ja viel Zeit geblieben war, verlor er, Steel, die letzte Chance, seiner habhaft zu werden.

Paris, die Stadt der Liebe und der Lichter, lag im strahlenden Sonnenglanz, als Sergeant Fred Stonehill und sein Begleiter Laszlo Menarek aus dem gedrungenen Leib der zweimotorigen Militärmaschine kletterten und über die Landetreppe nach unten turnten. Sie spürten die prickelnde Luft, blinzelten in das Licht, und es war den Besuchern, als spürten sie Paris in ihren Lungen wie in ihren Poren.

»Erst die Pflicht und dann die Kür«, sagte der Sergeant, als sie in den Bus stiegen, der im Pendelverkehr den Airport von Le Bourget mit der Pariser Anlaufstelle des US-Hauptquartiers bei Versailles verband. »Wo treffen wir eigentlich deine Informanten?«

»Langsam, langsam«, entgegnete Laszlo. »Vorher muß ich erst noch ein halbes Dutzend Telefonate führen. So einfach ist das auch wieder nicht.«

Das blaue Ungetüm schaukelte sie sanft über überfüllte Straßen. Anfang August waren die Seine-Bewohner, so sie es sich leisten konnten, ans Meer gefahren, aber zahlreiche Touristen, vorwiegend aus den USA, sorgten dafür, daß die Stadt belebter wirkte als zuvor.

Laszlo begann laut die beschwingten, langhaarigen Mädchen zu zählen, die er auf der Straße sah. »Bin schon bei zwanzig«, sagte er nach einer Weile lachend. »Ich geb's auf.«

Zwar zeigten diese Gazellen in der französischen Metropole besonderen Boulevard-Chic, aber Paris liegt eigentlich überall, wo zwei junge, gutaussehende Männer erwartungsvoll und spesenbestückt eine schillernde Weltstadt betreten.

»Heute abend ziehen wir in die Schlacht«, drohte Stonehill an, »und schaffen schon den ersten Sieg, bevor Bob in Paris ankommt.«

»Armer Captain«, spottete Laszlo, sonst immer hinter den Frauen her wie ein Windspiel hinter dem falschen Hasen; nunmehr hatte er an der Seine wichtigere Dinge zu erledigen.

Der Brückenkopf des US-Headquarters in Paris war ein schlichter, sechsstöckiger Neubau im Bois de Boulogne, ein übersehbares Labyrinth. Mädchen in Uniform, WACs, flitzten über die Gänge. Meistens kujonierten sie verirrte GIs, manchmal verabredeten sie sich mit ihnen für den Abend. Soweit die US-Soldaten dienstlich in Paris waren, erhielten sie hier ein Quartier zugeteilt, Sonderdiäten, Einkaufsberechtigungen und

Gratisratschläge - eine Mischung aus Hygiene und Moral -, wie sie die Riesenstadt an Leib und Gliede wieder gesund verlassen könnten.

Die Ankömmlinge hatten in Paris noch keinen Schluck getrunken, aber sie waren beschwipst vom Flair einer Stadt, in der die Polizisten schon um zwölf Uhr mittags nach Rotwein rochen, in der die Liebespaare mit ihren Zärtlichkeiten nicht erst auf das Mondlicht warten mußten, wo zerlumpte Bettler unter den Brücken sogar am Tag ihr Bett aufschlugen.

»Jedenfalls ganz was anderes als Detroit«, behauptete der Sergeant, und Laszlo stimmte ihm vorbehaltlos zu, wiewohl er über Detroit so gut wie nichts wußte.

Sie landeten im Büro eines weiblichen Leutnants vom »Women's Army Corps«, einer Neu-Engländerin mit langen, blonden Haaren, grünsimmernden Augen und grellrot geschminktem Mund. Auf ihrem Schreibtisch stand ihr Namensschild: »Mary Higgs, Lieutenant.«

Der Leutnant in Nylonstrümpfen hob gemächlich den Kopf mit der wilden Mähne, blies langsam den Zigarettenrauch aus, glättete den knapp sitzenden olivgrünen Rock. »What can I do for you, Sergeant?« fragte die Neu-Engländerin.

»A lot«, antwortete Stonehill mit einem anzüglichen Lächeln. »Aber wenn Sie mich schon so fragen, Leutnant«, versetzte er, »würde ich Sie am liebsten küssen.«

Sie betrachtete ihn interessiert und legte die Zigarette weg. »Sie Witzbold«, entgegnete Sie. »Sie werden sich an keinem Offizier der US Army vergreifen.«

»So militärisch hatte ich es eigentlich auch gar nicht gemeint.«

»Außerdem bin ich verlobt.« Leutnant Higgs lächelte rüde. »Versuchen Sie doch Ihr Glück zwei Türen weiter. Nur weiß ich nicht, ob Sie rothaarige Girls mögen.«

»Man nimmt, was gefällt, und es gefällt, was man bekommt«, konterte Stonehill. »Vielen Dank für den Tip, Leutnant.«

Laszlo, der bei dem Ping-Pong-Dialog nicht ganz mitgekommen war, gestand sich ein, daß er noch eine Menge Englisch zu lernen habe - aber zunächst einmal mußte er auf den übergeschnappten Fred aufpassen, wenn sie nicht im Militärgefängnis landen wollten.

Stonehill war nicht zu bremsen. Der Uniformierte mit dem Aufnäher »Rumania« hastete hinter ihm her.

First Sergeant Billy Smith war eine kleine, kesse New Yorkerin, kratzbürstig und katzenhaft.

»What do you want?« fragte sie.

»Ich soll Sie küssen«, erwiderte Stonehill. »Es handelt sich um eine Empfehlung von Leutnant Higgs.«

»Leutnant Higgs?« entgegnete sie und schüttelte den Kopf.  
»Sony - so etwas ist erst nach Dienstschlüß gestattet.«

»Und wann ist bei Ihnen Dienstschlüß?«

»Wenn der Captain, mein Chef, von seiner Frau nach Hause gerufen wird.«

»Und wann ruft ihn seine Frau?«

»Wenn sie sich langweilt.« Billy Smith lächelte hintergründig. »Sie langweilt sich eigentlich immer.«

»Das kommt davon, wenn man einen alten Kommißkopf geheiratet hat«, stellte Stonehill fest.

»Wieviel haben Sie eigentlich getrunken, Sergeant?« fragte Billy.

»Keinen Schluck.« Er setzte treuherzig hinzu: »Ehrenwort - außer natürlich im Flugzeug.«

»Ich würde Ihnen aber trotzdem raten, ein Stück Brot zu essen«, erwiderte das WAC-Mädchen. »Ein ganz hohes Tier hat sich heute zur Besichtigung bei uns angesagt: ein Drei-Sterne-

General.«

»Ein Drei-Sterne-Cognac wäre mir lieber«, brummelte Stonehill. »Und wann zeigen Sie mir Paris?«

»Ich pick' Sie in Ihrem Hotel auf«, antwortete Billy; sie genoß seine Verblüffung. »Heute nachmittag.«

»Aber Sie wissen doch gar nicht, wo ich wohne -«

»Den Quartierschein bekommen Sie doch von mir«, entgegnete sie und musterte Laszlo. »Ist Ihr Begleiter eigentlich taubstumm?«

»Nein«, antwortete Stonehill, »perplex. Außerdem lernt er noch Englisch.«

»Aber ich mache Fortschritte«, bestätigte der Deutschrumäne, sonst ein Freund kesser Abenteuer. »Man lernt ja nie aus.« Er war herzlich froh, als sie mit Quartierschein und Sonderdiäten das Haus der Nylonstrumpf-Dienstränge verlassen hatten.

Sie fuhren mit dem Taxi in das Vertragshotel der US Army in einer Nebenstraße der Champs Elysees, nur drei Gehminuten vom Arc de Triomphe entfernt.

»Mensch, Fred«, sagte Laszlo anerkennend, »du bist ja kaum zum Wiedererkennen.«

»Ca c'est Paris«, erwiderte der Sergeant, der die Reihenfolge von Pflicht und Kür verwechselt hatte. »Was mach' ich nun, wenn Billy wirklich kommt?«

»Dann gehst du mit ihr aus«, entgegnete der approbierte Schürzenjäger. »Hübsch ist sie, die Frage ist nur, was dich der Ausflug kostet.«

»Das werde ich schon überleben, Laszlo«, erwiderte Fred. »Aber ich hab' ein schlechtes Gewissen, wenn du arbeitest, während ich mich amüsiere -«

»Ich werd' mich schon nicht übernehmen«, tröstete ihn der Hilfsfahnder. »Außerdem glaube ich nicht, daß wir heute noch

die Welt einreißen können.«

»Morgen ist auch noch ein Tag«, erwiderte Stonehill und verhieß enormen Diensteifer, aber sein Versprechen war wohl nicht mehr wert als eine deutsche Kriegsanleihe.

Ihre Hotelzimmer lagen nebeneinander. Der Sergeant wartete, Laszlo telefonierte, kam zwischendurch nach nebenan. »The phone drives me crazy«, schimpfte er. »A pain in the neck. Entweder du kommst nicht durch, oder es ist eine Fehlverbindung.« Er sah, daß sich die Laune des Sergeanten erheblich verdüstert hatte; vielleicht litt auch er an einer Fehlverbindung. »Bestellt und nicht abgeholt!« reizte er Stonehill.

Fast gleichzeitig klingelte das Telefon.

Der Portier meldete, daß die ihm offensichtlich wohlbekannte Miss Smith in der Halle warte.

Stonehill sprang auf, und sein Begleiter lachte. »Der Lover vom Dienst - ein geölter Blitz. Mach's gut«, rief er ihm nach. »Ich hinterlasse dir für alle Fälle, wo du mich findest, falls etwas los ist.«

Zwar beneidete er Fred um sein erotisches Abenteuer - wenn es eines würde -, aber nichts war Laszlo lieber, als heute allein zu bleiben und seinen Nebengeschäften nachzugehen. Es konnte für ihn nicht besser laufen, und wenn man Tote trifft und nicht will, daß sie für dritte wieder lebendig werden, kann man keine Zeugen brauchen.

Laszlo vertauschte seine Uniform mit einem erstklassigen Civilanzug. Er hatte noch Zeit und nutzte sie zu einem Stadtbummel. Erst am späten Abend war er am Montmartre mit seinem Landsmann Sergiu verabredet; aus dem Ex-Häftling von Redl-Zipf und zwei weiteren Männern waren - dank Laszlos tätiger Fluchthilfe-Partner geworden, die entschlossen waren, ihre staatlich erworbenen Kenntnisse künftig in ganz großem Stil privat zu verwerten.

Kurz nach zweiundzwanzig Uhr begann die Diseaseuse mit ihrer Entkleidungsszene, die es in Paris schon gegeben hatte, bevor dafür nach dem Krieg auch in Europa die modische Bezeichnung Striptease aufkam. Die hochgewachsene Entblätterte machte tänzelnde Schritte am Parkett, lächelte ihr Publikum an, während die bunten Lichtreflexe über ihr pikantes Gesicht glitten. Wie im Triumph zeigte sie jedes Kleidungsstück vor, bevor sie es abwarf, um zum Höhepunkt der Revue »Heiße Küsse« im kleinen Cabaret »Der große Wurf« auf der Pigalle zu kommen.

Gleich nach der Befreiung hatte der Montmartre den Dollar entdeckt; bald wurde den US-Touristen französisches Laster vorgeführt, gerade so viel, wie die Polizei erlaubte. Die französische Sittenpolizei war weit großzügiger als die amerikanische, dafür war die US-Währung sehr viel besser.

Die Diseaseuse war bei den Dessous; sie lächelte noch einmal nach allen Seiten, trieb einem bulligen amerikanischen Farmer aus dem Mittelwesten den Schweiß auf die Stirn. Seine rundliche Gattin neben ihm machte saure Miene zum frivolen Spiel. Im Hintergrund formierte sich die Garde des »Großen Wurfs«, halbnackte Mädchen, grell geschminkt, sehr gut gewachsen. Der Trommelwirbel wurde immer lauter, das Licht gedämpfter. Langsam quoll das Verlangen der männlichen Zuschauer aus den Maßanzügen wie die Rundungen der Mädchen aus der fallenden Reizwäsche. Anstelle von Evas Feigenblatt trugen die Tänzerinnen winzige Vasen, in denen jeweils eine Blume erblühte, die bienenemsige Augen umschwirrten.

Alle waren abgelenkt, als Laszlo eine Hand auf seinem Arm spürte. Er drehte sich um: Es war Sergiu. Der Deutschrümäne hatte schon vorsorglich bezahlt, keiner achtete auf ihn, als er sich aus dem Raum schob. Sie gingen über den Hinterhof, sie hatten nicht weit zu gehen.

Im Keller eines angrenzenden Gebäudes lag die kleine

Druckerei. Kein Vergleich mit der Falschgeldfabrik von Sachsenhausen oder Redl-Zipf, optisch gesehen eine einzige Enttäuschung: ein Raum von etwa fünfundzwanzig Quadratmetern, eine Kammer ohne Fenster, zugänglich durch eine Eisentüre aus Luftschutzzeiten. An der Wand ein Tisch, ein Stehpult, zwei, drei Stühle, eine altmodische Setzmaschine sowie eine eineinhalb Meter hohe und zwei Meter breite Schnellpresse, das Prunkstück des Blütenateliers.

Vor vierzig Jahren hatte ein Monsieur Gilbert die Lizenz erhalten, in diesem Raum eine Druckerei zu betreiben, Visitenkarten, Reklamezettel mit Locktexten für die Pigalle - dann war der Konkurs gekommen. Der Hauptgläubiger erbte die Maschinen und verpachtete sie an einen Setzer, der eines Tages verschwunden war. Der Versuch, auf den alten Mühlen Aufrufe für die Resistance zu drucken, war auch über Anfänge nicht hinausgekommen.

Gaston Cordelier aus Marseille, ein kleiner Mann mit krummen Beinen und vielen Goldzähnen im Mund, hatte die Druckerei für ein Butterbrot erworben und war dabei, mit seinen Komplizen wieder da zu beginnen, wo sie bei Kriegsende aufgehört hatten. Sie hielten sich nicht lange mit Laszlos Begrüßung auf. Auch wenn sie sich heute das erstemal in Paris begegneten, waren sie längst miteinander in Kontakt und hatten alle Einzelheiten abgesprochen, Männer, die bereit waren, das ganz große Geld zu machen - und durch vier zu teilen: Gaston, der Drucker, Jan, der Grafiker, Sergiu, der Papierfachmann, und Laszlo, der Vertriebsspezialist.

»Wie weit seid ihr?« fragte Laszlo.

»Die Klischees sind einwandfrei, die Proben hervorragend. Wir haben nur noch Schwierigkeiten mit dem Papier. Kannst du nicht an die Papierfabrik herankommen, die Redl-Zipf beliefert hat?« fragte Sergiu.

»Die liegt in der Ostzone.«

»Trotzdem -«

»Ich will's versuchen«, versprach Laszlo.

»Und wenn das nicht klappt?« fragte Gaston.

»Es gibt auch noch eine zweite Fabrik, die das Rohmaterial geliefert hat«, erinnerte sich der Mann aus Siebenbürgen.

»Das wäre verdammt gut, an das Zeug heranzukommen«, erwiderte Sergiu, und Jan nickte. »Wenn du uns das richtige Papier verschaffst, arbeiten wir ohne jedes Risiko. Andernfalls wären die Blüten einfach nicht so perfekt.«

»Ich tu', was ich kann«, entgegnete Laszlo, und über sein Gesicht lief Spott wie Sirup. »Vielleicht sind diese Bolschewiken gar nicht so geschäftsuntüchtig.«

»Geschoben wird überall«, versetzte Jan aus Galizien, und der mußte es wissen.

»Hört gut zu, Freunde«, informierte sie Laszlo. »Ich hab' euch bei der Special Commission als vermißt gemeldet. Keiner zweifelt daran. Durch einen Dreh werde ich euch nun endgültig sterben lassen. Das heißt: Kein Telefonanruf, kein Brief, keine direkte Verbindung zwischen uns. Ich weiß, wie und wo ich euch finde, wenn ich euch brauche.« Er betrachtete seine Teilhaber der Reihe nach. Er traute ihnen; sie waren auf ihn angewiesen wie er auf sie. Und die drei aus Redl-Zipf vergaßen Laszlo sicher nie, daß er ihnen in ihrer schwierigsten Situation geholfen hatte. »Wie läuft eigentlich das Geschäft mit den Pässen?« fragte er dann.

»Hervorragend«, erwiderte Gaston. »Was meinst du, von was wir diesen Scheiß hier bezahlen?«

Gegen ein Uhr in der Frühe kam Laszlo ins Hotel zurück. In seinem Schlüsselfach lag ein Briefumschlag. In der Annahme, Fred habe ihm eine Nachricht hinterlassen, schob er ihn achtlos ein; er öffnete ihn erst im Lift, um dann ganz rasch wieder munter zu werden. »Please return to Munich. Stop. Very urgent.

Come as soon as possible. Stop. Bob«, hatte Captain Steel hinterlassen.

Laszlo wollte den Umschlag an die Türe des Nachbarzimmers kleben und stellte dabei überrascht fest, daß Sergeant Stonehill schon vor ihm ins Hotel zurückgekommen sein mußte.

»Schöne Pleite«, sagte Stonehill mißmutig. »Diese Billy hat mich für dumm verkauft.«

Laszlo zeigte ihm die Nachricht des Captains. »Steh auf und sieh zu, daß wir Plätze in der Morgenmaschine nach München bekommen«, drängte er.

Sie landeten kurz nach elf Uhr. Sie hatten der CIC-Zentrale in München ihre Ankunftszeit mitgeteilt, und so stand der Captain an der Bodentreppe und lächelte wie ein Faun mit der einen Seite seines Gesichtes.

»Fifty dollars«, sagte er. »And forty dollars in addition.« Er hielt lachend die Hand auf.

»Was ist eigentlich los, Bob?« fragte Laszlo benommen.

»Du hast deine Wette verloren. Wir haben mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit deinen toten Kaffler gefunden - springlebendig.«

»Das glaubst du doch wohl selbst nicht«, erwiderte Laszlo, schon auf dem Rückzug; er kannte den Captain zu gut, um nicht zu wissen, daß er ihn nicht wegen eines faulen Witzes aus Paris weggeholt hatte.

Sie fuhren zum Münchener Untersuchungsgefängnis Neudeck. Es war offensichtlich schon alles vorbereitet.

Die Gefängnisbeamten am Tor grüßten den CIC-Mann wie einen hohen Vorgesetzten und alten Bekannten. Steel wies auf Laszlo, der wieder seine Uniform trug. »Diesen Mann benötige ich zur Identifizierung«, sagte er. »Wir halten Sie nicht lange auf.«

»Alles in Ordnung, Herr Captain«, erwiderte ein Gefängnisbeamter. »Dafür sind wir ja da.« Er schob ein Päckchen Camels ein, wie ein Ober das Trinkgeld.

Sie stiegen eine Treppe hoch und gingen nach links, über einen langen Gang.

»Er soll dich nicht sehen«, erklärte Steel. »Noch nicht, Laszlo.«

Sie dämpften ihre Schritte, traten an die Zelle heran.

Der Captain gab seinem Zeugen einen Wink, durch das Guckloch zu sehen.

Zwei Männer waren in der Zelle.

Der linke von ihnen war Major Heinrich Krug alias Friedrich Kaffler.

Der Chef der Special Commission sah an Laszlos Gesicht, das der Zorn überflutete, daß er den Gesuchten mit absoluter Sicherheit wiedererkannt hatte und sich verschaukelt vorkam, weil er ihn tatsächlich für tot gehalten haben mußte.

»So ein Schweinehund«, giftete der Rumäniendeutsche erregt.

»Für deine Wettschulden kriegst du bis auf weiteres von mir Kredit«, erwiderte der Captain. »Wichtiger ist für mich momentan, ob du endlich bereit bist, mir rückhaltlos und ohne jegliche Schonung alle Gangsterstücke dieses Kerls zu berichten, von denen du weißt.«

»Verlaß dich drauf, Bob«, erwiderte der Hilfsfahnder. In der ersten Verbitterung hatte er nicht bedacht, daß er mit diesen Worten auch zugab, bisher Informationen unterschlagen zu haben.

Daß ein Mann, dem in Freiheit Milliardenbeträge zugänglich waren, wegen 70 Dollar im Knast und in der Klemme saß, war ein Witz. Aber schließlich konnten solcherlei Pannen den meisten Männern zustoßen, wenn auch nicht unbedingt am

helllichten Tag, sagte sich Kaffler.

Sein Fall wurde von der CID, der US-Kripo, behandelt und kam sicherlich umgehend vor einen amerikanischen Schnellrichter.

»Drei, vier Monate wirst du schon brummen müssen«, sagte sein Zellengenosse, ein Krimineller und vermutlich ein Spitzel. »Aber so was sitzt man auf einer Arschbacke ab.«

Kaffler schwieg.

»Du natürlich nicht«, verhöhnte ihn der Mithäftling. »Weich wie du bist, brauchst du schon alle beide.«

Der Mann, der ihn vernommen hatte, offensichtlich ein Deutscher im Dienst der Besatzungsmacht, schien seine Drohung wahrzumachen. Der in der Sendlinger Straße Festgenommene hatte behauptet, den Dollarbetrag auf der Straße aufgehoben zu haben, bereit, eine Fundunterschlagung auf sich zu nehmen. Das war strafrechtlich nicht so bedrohlich, aber die Ermittlungen hatten ergeben, daß er sich nach seiner Entlassung aus dem POW Camp bei Bad Aibling schon wochenlang in München herumgetrieben haben mußte. Auch dagegen war nicht viel einzuwenden, aber der Verdächtige konnte keine Adresse angeben, weil ihn seine Base Resi unter dem Namen Schwaiger kannte. Wenn dieser Name erst gefallen war, hob sich der Deckel über einer Kloake des Dritten Reichs.

Damit wollte Kaffler alias Schwaiger nichts mehr zu tun haben. Weil er keine Adresse angeben konnte, vermuteten die CID-Leute hinter ihm weit schlimmere Delikte und setzten den Automatismus der Fahndung in Bewegung. Damit rechnete Kaffler, aber er war sich sicher, daß sie in einer Zeit, in der Millionen von Menschen gesucht und Hunderttausende gejagt wurden, nach dem ersten Mißerfolg keine tiefen Löcher bohren würden und ihn eines Tages laufen ließen.

Der Pseudo-Staatsanwalt war ein sturer Hund und drohte, ihn einfach in der Zelle sitzen zu lassen, bis er seinen Unterschlupf

angeben würde. Sein Hemd war schmutzig geworden, zerknittert sein Anzug. Er saß jetzt schon fünf Tage, und ein Ende war in dieser Pattsituation noch nicht abzusehen, aber lebenslänglich konnten sie ihn wegen siebzig Dollar nicht einbüchten. Wenn er erst wieder in freier Wildbahn wäre, würde Kaffler einen neuen Namen in seinen Blankopä ß eintragen und für alle Zeiten aus dem Land der Kriegsverlierer verschwinden.

Als er aufgerufen wurde, lächelte er. Es war klar, daß dieser nachgemachte Staatsanwalt von US-Gnaden nunmehr einlenken mußte; er hatte sich nicht vorgestellt, aber auf seinem Schreibtisch stand ein Namensschild mit der Aufschrift »Melling«. Der Mann hob den Kopf von den Akten; jetzt erst erfaßte der Vorgeführte, daß im Hintergrund des Raums ein Besucher saß, ein Captain in Uniform, ein gutaussehender Mann Anfang Dreißig.

»Ach, Sie sind das«, sagte Melling, als könne er sich erst anhand der Unterlagen an den Fall erinnern. »Haben Sie es sich überlegt, ob Sie endlich sprechen wollen?«

»Was wollen Sie denn wissen?« fragte Kaffler, um Zeit zu gewinnen.

»Ihre Münchener Adresse. Nichts weiter. Alles andere klären wir dann selbst.«

»Ich hab's Ihnen doch schon gesagt, ich hab' mal hier geschlafen und mal da. Am Bahnhof -«

»Und unter den Brücken«, unterbrach ihn Melling spöttisch. »Und das mit siebzig Dollar in der Tasche, die man für eine billige Nutte ausgeben kann.« Er nickte dem Offizier zu. »Ich komme mit dem Mann nicht weiter - Sie können ihn mitnehmen«, sagte Melling. »Ich brauche nur Ihre Unterschrift, Sir.«

Der Captain quittierte für Kaffler wie für ein Versatzstück. Er holte ihn ab, ohne ein Wort zu ihm zu sagen. Er fuhr den olivgrünen Chevy selbst; ein Sergeant saß hinten und starre

dem Gefangenen ins Genick.

»Where are we going?« fragte der angebliche Major Krug mit zu hoher Stimme.

»Sprechen Sie Deutsch«, fuhr ihn Steel an. »Wer sind Sie, Sir?« fragte Kaffler kleinlaut. »Mein Name ist Steel«, antwortete der CIC-Mann. »Und wer sind Sie?«

»Heinrich Krug«, erwiderte der Gefangene neben ihm. »Major der Reserve und im Zivilberuf -«

»Ich warne Sie, mich zu belügen, Kaffler«, versetzte der Mann am Steuer; er schien zu übersehen, daß der Bordellbesucher bei Nennung seines Namens zusammengerutscht war wie nach einem Knüppelhieb. »Herr Doktor Kaffler.« Steel griff ins Handschuhfach, angelte sich eine Zigarette. »Oder hören Sie lieber Ihren Geburtsnamen Schwaiger?« Er gab sich mit dem Anzünder Feuer, merkte, daß keine Antwort zu erwarten war, und fuhr fort: »Der Mann, der hinter Ihnen sitzt und so gelangweilt zum Fenster hinaussieht, ist Sergeant Murdock. Er hat eine entsicherte Pistole in der Tasche und wird Sie bei der geringsten Fluchtbewegung niederschießen. Aber das ist nicht alles, Herr Krug, oder Herr Kaffler, oder Herr Schwaiger. Der Sergeant hat Anweisung von mir, so zu zielen, daß Sie es in jedem Fall überleben. Wir ahnen, daß aus einem Geheimnisträger und Millionenhehler viel herauszupressen sein wird.«

»Eine-eine-Ver-Verwechslung -«, stotterte Kaffler. »Believe me, Sir.«

»Speak German!« fuhr ihn Robert S. Steel an, als könnte er nicht ertragen, daß so ein Kotzbrocken seine Muttersprache benutzte. Er sah, daß Kaffler in Panik geriet; aber sein Mitleid war begrenzt. Er hatte bewußt dafür gesorgt, daß außer Kafflers Zunge auch sein Verstand ziemlich gelähmt war. Nur Kafflers Augen blieben lebendig, gleich Fliegen, die überall herumschwirrten und sich auf alles setzen mußten, bereit, sofort

weiter zu flüchten.

»Was Sie wissen, werden wir erfahren«, fuhr Steel fort, »und zwar bald und lückenlos. Und danach«, sagte er mit einer von Ingrimm erfüllten Stimme, »wird keiner mehr auf Ihre Beine zielen - da haben wir es dann auch mehr auf Ihren Hals abgesehen.«

»Was wollen Sie von mir?«

»Da hatte ich einen recht vorteilhaften Vorschlag für Sie: Ich sage Ihnen zunächst, was ich über Sie weiß.« Ein häßliches Lächeln zeigte prachtvolle Zähne. »Und Sie ergänzen es durch Informationen, die ich noch nicht kenne. Ich beginne jetzt«, sagte der Captain, »und während ich spreche, können Sie sich noch überlegen, ob Sie kooperativ sein wollen oder nicht.«

»Wer hat mich verpfiffen?« fragte Kaffler.

»Verpfiffen?«

Steel tat, als überlege er. »What's the English word for verpfeifen - denunciation«, gab er sich, als fiele es ihm jetzt ein, selbst die Antwort. »Denunziert haben Sie Ihre Verbrechen, Schwaiger. Darüber hinaus weiß ich, daß Sie aus der Nähe von Stuttgart stammen, zweimal geschieden sind, sieben Jahre in den USA und zwei Jahre in Südamerika gelebt haben. Ich weiß, daß Sie Englisch, Italienisch, Spanisch und etwas Serbokroatisch sprechen. Außerdem weiß ich, daß so ein reinrassiger Opportunist wie Sie viel zu klug sein wird, es auf eine Machtprobe mit mir ankommen zu lassen.«

»Sie können mir nichts anhängen«, zeterte Kaffler. »Gar nichts. Mir nicht. Gar nichts.«

»Wir können Ihnen anhängen, was wir wollen«, entgegnete Steel, hart und kalt wie ein Eiszapfen, »und dann können wir Sie aufhängen.«

Der Aufenthalt vor einer Ampel, die auf Rot stand, gab ihm Zeit, den Fisch, den er drillte, zu betrachten. »Oder zweifeln Sie

daran?«

»Natürlich könnten Sie das«, erwiderte Kaffler beflossen,  
»aber das werden Sie nicht tun, das nicht.«

»Warum nicht?« fragte der Captain.

»Sie sind doch nicht so ein Schweinehund -«

»Noch nicht«, versetzte der Captain, »aber ich könnte es  
vielleicht werden.«

Kaffler zappelte wie der Fisch, der mit dem Haken im Maul  
aus dem Wasser gezogen wird.

»Damned guy, sit quiet!« schimpfte Sergeant Murdock von  
hinten - dann saß Kaffler wieder ruhig, in sich  
zusammengesunken, neben dem Captain, mit stählernen  
Handschellen um die Armgelenke. »Ich weiß nicht, was Sie  
gegen mich vorbringen«, begann er dann und fuhr sich mit der  
Zunge über die trockenen Lippen, »aber wenn ich etwas getan  
haben sollte, habe ich im Auftrag des Staates gehandelt. Der  
Staat ist besiegt und geschlagen, das gebe ich zu, aber was  
gestern rechtens war, kann heute nicht unrecht sein.«

Der Captain antwortete nicht mehr.

Sie fuhren die Kurve am Friedensengel hoch.

»Wohin bringen Sie mich eigentlich?« fragte der Verhaftete.

»Wir sind schon da«, antwortete Steel.

An der Ecke Prinzregenten- und Maria-Theresia-Straße  
stiegen sie aus. Mit langen Schritten ging der Captain in das  
CIC-Büro voraus, wohin er den SS-Sturmbannführer Müller-  
Malbach vorsorglich hatte überstellen lassen. »Die Herren  
kennen sich«, sagte er mit Lippen, die der Spott kräuselte.

Müller-Malbach gab es sofort zu, und das hieß für ihn: Ab  
nach Kassel, und Kassel lag für den SS-Sturmbannführer in  
Polen, und zwar in Lodz, einem Schauplatz, der Litzmannstadt  
geheißen hatte, als die Verbrechen verübt worden waren, deren  
man Müller-Malbach heute beschuldigte.

Kaffler versuchte sich noch zwanzig Minuten durchzuwinden, bis er so in den Stolperdrähten der Vernehmung hing, daß er gequält zugab: »Ich bin der Gesuchte.« Einen Moment standen jetzt auch seine Augen still. »Ich bin - ich war Doktor Kaffler.«

»Und Friedrich Schwaiger?«

Er nickte: »Auch.«

»Well«, entgegnete der Captain. »Dann brauchen Sie uns ja Ihren Münchener Aufenthaltsort jetzt nicht mehr länger zu verheimlichen.«

Sie fuhren nach Haidhausen in die Elsässer Straße. Erst nach längerem Zögern öffnete die ältliche Base die Wohnungstüre. Resi Pflaum stellte verstört Fragen, auf die Vetter Fritz nicht antwortete und diese Amerikaner schon gar nicht.

Sie interessierte nur der Koffer unter der Couch. Der Captain verfolgte aus den Augenwinkeln, wie der Willige mit unsicheren Händen die Zahlenkombination einstellte: 20-4-89.

»Führers Geburtstag«, sagte Steel und ein Lächeln ätzte sein ebenmäßiges Gesicht wie Salzsäure. »Wie praktisch - sieh mal einer an«, sagte er dann und griff nach dem Blankopäß. Er betrachtete die mustergültige Fälschung. »Wenn Sie den benutzt hätten, waren Sie jetzt der Reichste im Land«, spottete Steel, »und so sind Sie Deutschlands ärmstes Schwein. - Thank you, Mrs. Pflaum«, sagte er und nickte der Frau in der Wohnküche zu.

»Was machen die mit dir, Fritz?« rief Resi dem Verwandten nach.

Es war die Frage, die ihn zermarterte und auf die er keine Antwort wußte; er hob und senkte die Schultern auf eine müde Art, als trügen sie eine schwere Last.

Adrian wurde als erster ins Tal geflogen, und einen Moment lang interessierte ihn der Hubschrauberflug mehr als seine

nähere Zukunft. Nach dem Start sah er, daß die Amerikaner jetzt schon in einer Entfernung von zweihundert Metern das Gelände durchsuchten, und fragte sich, ob sie bis zum Findelblock aufsteigen würden, aber bis zu dem Versteck war es noch weit und ging es steil bergwärts.

Der Helikopter landete vor dem früheren KZ Ebensee, das vorübergehend als improvisiertes Durchgangslager für deutsche Kriegsgefangene verwendet worden war und jetzt vor der Auflösung stand. Der Leutnant der MPs sprach auf einen Offizier der Lagerleitung ein; vermutlich berichtete er, daß das brisante Werwolf-Nest nur aus drei schnarchenden Schnapsleichen bestanden habe.

Ein First Lieutenant winkte den Neuzugang heran. »Show me your documents«, befahl er.

Adrian übergab ihm sein Soldbuch.

»Your name is Stemmer?«

»Yes«, bestätigte der von der Kufloch-Hütte Ausgeflogene. »I was Captain of the German parachutists.«

»Welcome«, erwiederte der Offizier spöttisch. Dann fiel ihm ein, weshalb ihn diese Leute aus Bad Aussee immer wieder gelöchert hatten: Sie suchten einen Ex-Hauptmann namens Stengel oder Stenzel oder so ähnlich. Aber vermutlich kannten diese CIC-Burschen, die immer alles besser wußten, den Namen gar nicht richtig.

Der First Lieutenant ging ans Telefon, läutete Captain Greenfield an, wurde mit einem Leutnant Gambler verbunden - und dann war es, als hätte er auf einen Knopf gedrückt, der eine Explosion auslöste. Er erhielt den Befehl, gleich zweimal, den Fallschirmjägerhauptmann auf das sorgfältigste zu bewachen, als täte er dies nicht mit allen damned Krauts.

Der Helikopter war erneut in Richtung Kufloch-Hütte gestartet; doch schon vor seiner Rückkehr wurde Adrian Stemmer von einem Jeep abgeholt, der mit drei Mann in

Ebensee vorgefahren war und ihn in ein Hotel karrte. Ohne viel damit anfangen zu können, las Stemmer das Schild: CIC-Headquarters.

Im ersten Stock wurde er in einem Büro abgeliefert.

»Ich bin Leutnant Gambler«, sagte ein junger Ami-Offizier mit einem sympathischen Gesicht. »Sie können Deutsch mit mir sprechen.« Er lächelte mit krummen Lippen: »Wir suchen Sie schon seit Monaten.«

»Mich?« fragte Stemmer verblüfft.

»Sie und Ihre beiden Kameraden. Oder sind Sie bei unserem Einmarsch nicht mit Fahrrädern aus dem Süden auf der Landstraße in Richtung Ebensee gefahren?«

»Sind wir?«, antwortete Adrian. »Aber das ist doch wohl kein fahndungswürdiges Verbrechen gewesen?«

»Ich habe auch nicht von Verbrechen gesprochen«, lenkte der Amerikaner ein. »Wir brauchen Ihre Aussagen im Rahmen einer Untersuchung.«

»Was ist eigentlich CIC?« fragte Stemmer.

»Der Abschirmdienst der US Army«, entgegnete Gambler.

»Und wer hat uns bei Ihnen verpfiffen?«

Der Vorgeführte fragte ohne große Hoffnung, eine Antwort zu erhalten, aber der saloppe Leutnant, offensichtlich ein neuer Junge, antwortete bereitwillig: »Ein Hinweis aus dem Naziinternierungslager Glasenbrunn. Wahrscheinlich wollte sich einer der Insassen bei der Lagerleitung beliebt machen. Pech gehabt, Hauptmann Stemmer.« Er legte seine Beine auf den Schreibtisch und spielte mit einem Lineal. »Jetzt erzählen Sie mir mal bitte so ausführlich wie möglich, was sich schätzungsweise eineinhalb Tage vor unserem Einmarsch hier auf der Landstraße abgespielt hat.«

»Nichts Besonderes«, entgegnete Stemmer. »Wir waren verwundet, kamen aus Triest und hatten uns bis hierher

durchgeschlagen -«

»Stop«, unterbrach ihn Leutnant Gambler, der es offensichtlich ganz genau wissen wollte; er ließ sich den Namen des Lazarets, des entlassenden Arztes und die genaue Reiseroute geben. »Und dann?« fragte er.

»Meine Begleiter waren Oberjäger Kudella und Fahnenjunkerunteroffizier Kunze. Kunzes Mutter ist mit einem Wiener verheiratet, dem die Kuflöh-Hütte gehört. Kunze hatte in seinem letzten Urlaub vorsorglich gehortete Lebensmittel hinaufgeschafft. Wir sahen keine Chance mehr, uns über Innsbruck nach München durchzuschlagen, weil die Amerikaner schon da waren. Da entschlossen wir uns, das Bergasyl zu nutzen. Vielleicht verstehen Sie, Leutnant Gambler, daß es uns lieber war, als Sommerfrischler zu leben denn als Kriegsgefangene hinter Stacheldraht.«

»Okay«, stimmte ihm der Leutnant mit pfiffigem Gesicht zu. »Das nehme ich Ihnen ab.« Er warf Stemmer eine Zigarette über den Tisch und gab ihm Feuer. »Wie ging's dann weiter?«

»Wir hingen ziemlich schlapp in den Pedalen und haben dabei wohl vor uns hingedöst. Jedenfalls sahen wir erst im letzten Moment einen SS-Sturmbannführer mit ein paar Mann. Er stand mitten auf der Straße und hielt, Waffe im Anschlag, uns an -« »- und übergab Ihnen einen Dreitonnenlastwagen. Stimmt's?« »Warum fragen Sie mich, wenn Sie schon alles wissen?« entgegnete Stemmer.

»Kommen Sie«, erwiderte der Leutnant und lud den Vernommenen auf eine kleine Spazierfahrt ein. »Ich würde Ihnen nicht raten, dabei auf Dummheiten zu kommen.« Seine Drohung klang kulant. »Sie zeigen mir jetzt die Stelle, an der Sie den Lastwagen übernommen haben.«

»With pleasure, Leutnant Gambler«, antwortete der Ex-Hauptmann lächelnd und dirigierte den Jeep in Richtung Toplitzsee. »Hier ungefähr«, sagte er, »hat uns dieser SS-Bulle

geschnappt, unsere Namen notiert und uns befohlen, mit dem Dreitonner hinter der Kolonne herzufahren.« Leutnant Gambler nickte.

»Wir hatten keine Wahl«, fuhr der Ex-Hauptmann fort, »wir waren unbewaffnet. Der Sturmbannführer sagte uns, daß wir die Fracht in den Toplitzsee kippen müßten und dann verschwinden könnten.« Er unterbrach seine Aussage: »Ist denn das alles so wichtig?«

»Jede Nebensächlichkeit«, versetzte der Leutnant. »Wie Sie meinen«, entgegnete Stemmer. »Ich kletterte ins Fahrerhaus, der kleine Kunze, der ortskundig war, setzte sich neben mich; für Oberjäger Kudella war kein Platz, er mußte sich hinten in den Lastwagen zwängen. Man hatte uns gesagt, die Fracht bestehe aus einer Geheimen Reichssache -« »Und die war in den Kisten?«

»Ja. Wir wollten uns in keiner Weise kurz vor Torschluß noch die Finger verbrennen, weder bei diesem SS-Widerling noch etwa bei den Amerikanern. Es war für uns eine ausgemachte Sache, so bald wie möglich diesen Scheißblaster wieder loszuwerden. Ich hielt mich auf der Straße ganz rechts, sorgte dafür, daß mich Fahrzeuge überholten und ich Abstand gewann. An einer günstigen Kreuzung wendete ich -«

»Just a moment«, unterbrach ihn Gambler. »Zeigen Sie mir die günstige Kreuzung.«

Stemmer suchte und fand sie, ließ mit dem Jeep das Manöver nachvollziehen, dirigierte den Fahrer dann in Richtung Ebensee zurück. »Von da zweigten wir ab zum Höllengebirge und fuhren über eine beschissene Forststraße. An der Aufstiegsstelle zur Kufloch-Hütte ließen wir den Dreitonner stehen und gingen so schnell wie möglich zu Fuß weiter.«

»Haben Sie nicht befürchtet, daß Sie der Sturmbannführer verfolgt?«

»Wie denn?« fragte Adrian grinsend. »Die Straße war doch

verstopft. Er wäre nicht schneller vorangekommen als wir oder«, er grinste anzüglich, »Sie mit Ihren Panzern. Außerdem wären wir jetzt auf den Burschen gefaßt gewesen und hätten uns nicht mehr so ohne weiteres kassieren lassen.«

»Ohne Waffen?«

»Leutnant Gambler«, erwiderte Stemmer und verfiel ein letztes Mal in seinen Waffengattungswahn, »wir waren doch Fallschirmjäger. Alle drei.«

Sie hatten die Stelle erreicht, von der aus sie aufgestiegen waren.

»Was war nun eigentlich in den Kisten auf dem Lastwagen?« fragte der Amerikaner so nebenbei.

»Das weiß ich doch nicht«, erwiderte der Münchener gleichermaßen unbetont.

»Sie haben sie nicht geöffnet?«

»Wir hatten weiß Gott andere Sorgen. Außerdem waren diese Scheißdinger meiner Erinnerung nach sehr stabil verpackt.«

»Sie stiegen zur Kufloh-Hütte auf -«, fragte Gambler weiter.

»Und blieben oben«, erwiderte Stemmer, »bis Sie uns nach Genuß unserer letzten Flasche Schnaps in unserem einsamen Bergparadies geschnappt haben.«

»Keiner hatte seitdem die Kufloh-Hütte verlassen?«

»Keiner!« bestätigte Stemmer und hoffte inbrünstig, daß den kleinen Kunze niemand gesehen hatte.

»Und wo ist der Lastwagen geblieben?«

»Wo er stand«, behauptete der Ex-Hauptmann, betont naiv.

»Da stand er aber nicht mehr«, entgegnete der Amerikaner.

»Dann müssen Sie die Leute nach dem Verbleib fragen, die ihn geklaut haben.«

Der Vernehmende dachte nach. Alles klang vernünftig und einleuchtend, aber das war kein Beweis, daß es stimmte.

»Kudella hieß also der Mann, der hinten auf den Kisten saß?«

»Ja.«

»Und er hat auch nicht hineingesehen?«

»Nein.«

»Woher wollen Sie das wissen?« fragte Gambler.

»Lieber Gott«, versetzte Adrian, »wir haben uns da oben über drei Monate gelangweilt und uns dabei über Gott und die Welt unterhalten. Glauben Sie mir nicht?« fragte Stemmer betont bieder.

»Das weiß ich noch nicht«, versetzte der Amerikaner. »Aber wenn Sie gelogen haben, bring' ich's raus.«

Er lieferte den Ex-Falschirmjägerhauptmann selbst in Ebensee ab und griff sich Kudella als nächsten. Es war klar, daß Gambler sie einzeln durch die Mühle drehen würde. Es war ebenso sicher, daß jeder bei der vorher abgesprochenen Aussage bliebe.

Am Abend waren sie wieder zusammen. Sie sprachen kein Wort über das Betriebskapital der Kufloh GmbH, weil sie damit rechneten, daß man Mikrophone in der Bude installiert hatte. Sie haderten mit ihrem Geschick. »Geschieht uns ganz recht«, fluchte Kudella, als sei ihre verschlimmerte Lage die Strafe dafür, daß sie sich undankbar über das Bergasyl gezeigt hatten.

Im Laufe der nächsten Wochen wurden sie ein dutzendmal, zuletzt immer lustloser, vernommen; es war der Beweis für sie, daß die Amis ihre Kriegsbeute unter dem Findling nicht aufgestöbert hatten. Kudella schnappte auf, daß die Entscheidung über ihre Zukunft ein Captain Steel persönlich treffen müsse.

Der Captain wurde ständig erwartet, seine Ankunft aber von einem Tag auf den anderen verschoben; er schien der meistbeschäftigte Mann der US Army zu sein. Als er schließlich für ein paar Stunden eintraf, war ihm seine kleine Wiener

Freundin wichtiger als drei deutsche Kriegsgefangene, die vermutlich gar nicht verstockt, sondern unschuldig in die Sache geraten waren. Ohne einen Blick auf sie zu werfen, erklärte er dem Chef des Lagers Ebensees, daß er keinen Wert mehr auf die Drei von Triest lege.

Sie kamen vor eine Kommission, zu der auch ein Militärarzt gehörte, der sich Kudellas linkes Bein genau ansah und dann entschied: »Left side.«

Nach ihm traten Stemmer und Kunze vor.

»To the right«, befahl der Arzt.

Links bedeutete Dienst in der US-Zone, und rechts hieß Verschubung nach Tirol zwecks Übergabe an die Franzosen.

In den ersten beiden Monaten nach seiner Verhaftung verharrte Kaffler in der Manier eines gerissenen Angeklagten, der zugibt, was man ihm nachweist, und von Dingen, die seinen Verfolgern unbekannt sind - oder zu sein scheinen -, keine Ahnung hat. Er war jetzt in einer Einzelzelle des Münchener MP-Gefängnisses an der Ludwigstraße verwahrt, ein ungeheuerer Luxus in einer Zeit, in der täglich siebenhundert frühere Nazis verhaftet wurden, in der amerikanischen Zone bislang über fünfsundsiebzigtausend, unter ihnen jetzt auch hundertzwei Industrielle und Bankiers. Die Militärregierung hatte errechnet, daß sie insgesamt an die hunderttausend Personen in Internierungslager sperren mußte.

Der Hinauswurf politisch Belasteter riß solche Lücken in den Verwaltungsapparat, daß sich Dwight D. Eisenhower vorübergehend aus der Schweiz Beamte ausleihen mußte. Deutschland erlebte eine Interimszeit zwischen Krieg und Frieden, aber in München gab es bereits wieder eine halbhelle Straßenbeleuchtung, der Tierpark Hellabrunn wurde wieder geöffnet, und seit dem 16. Juni verkehrte auch die Post innerhalb des Stadtgebiets; freilich mußten Briefe am Schalter abgegeben und es durften von nun an keine Briefmarken mit

Hitlers Konterfei mehr verwendet werden.

Die britische Zone erlaubte überhaupt nur Postkarten, aber seit September wurden in Münchens Ruinenfeldern wieder Pakete bis zu zwei Kilogramm ausgetragen. Es gab wieder drei Kinos und eine provisorische bayerische Landesregierung. Die US-Armee-Zeitung »Stars and Stripes« brachte eine Titelgeschichte über den Vorwurf französischer Mädchen, amerikanische Soldaten seien lausige Liebhaber.

In Deutschland galt für die Soldaten in den olivgrünen Uniformen noch das Fraternisierungsverbot, aber für eine bestimmte Sorte Fräuleins kam bereits der Spitzname auf: V(eronika) D(ankeschön), abgeleitet von V(enereal) D(isease) - Geschlechtskrankheit.

München war wieder der große Umschlagplatz zwischen Nord und Süd, freilich nur für die Besatzungsmacht, die in den riesigen Magazinen, wie zum Beispiel dem Alabama-Depot im Norden der Stadt, für ihre Truppen enorme Versorgungslager angelegt hatte. Auf halbzerstörten Balkonen wurden Tomaten oder Tabak angebaut, aus Ruinen wuchs wieder grünes Leben, und ein schüchternes Zeichen des Neuanfangs war auch Münchens erstes Lokalderby FC Bayern gegen 1860 München, das am 29. Juli 2:2 geendet hatte.

Von Unentschieden konnte im Fall des früheren Hausherrn von Schloß Labers keine Rede sein. Der Zusammenbruch und seine Folgen drohten ihn um den Profit jahrelanger Transaktionen zu bringen, aber schließlich war er Geschäftsmann und begann allmählich wieder zu sondieren, einem betrügerischen Bankrotteur gleich, der nach Verbüßung einer Freiheitsstrafe zum Schaden der Gläubiger wieder an gewaltige Summen herankommt, die er rechtzeitig aus der Konkursmasse beiseite gebracht und versteckt hat. Sehr bald schon war ihm aufgefallen, daß dieser Captain Steel alle Verhöre selbst führte, meistens ohne Zeugen und auch ohne Protokoll. Es war höchst ungewöhnlich, vom Standpunkt der

Aufklärung aus eigentlich richtig dilettantisch. Andererseits wurden die Ermittlungen jedoch so gründlich vorgenommen, daß der Mann in der Klemme annehmen mußte, es mit einem gelernten Kriminalisten zu tun zu haben.

Manchmal blieb Kaffler eine halbe Woche lang unbehelligt in der Zelle, an anderen Tagen wurde er gleich drei-, viermal der CIC-Dienststelle überstellt. Captain Steel, der die Vernehmung als Dialog mit ihm führte, war ebenso weit davon entfernt, den Untersuchungsgefangenen zu verwöhnen wie ihn zu schinden. Die einzige Mißhandlung, die der Falschgeldhändler hinnehmen mußte, war die Verachtung, die ihn sein Gegenspieler spüren ließ.

Wenn Kaffler abgeholt oder in die Ludwigstraße zurückgebracht wurde, kam er zwangsläufig mit Mitgliedern der Special Commission zusammen und versuchte dann immer wieder, mit ihnen ins Gespräch zu kommen; er rannte gegen eine Mauer. Es wurde ihm klar, daß er es mit ausgesuchten Leuten zu tun hatte, die Robert S. Steel voll ergeben waren, auf Stillschweigen vergattert. Eigentlich eine absurde Situation: Wenn dem Captain etwas zustieße, müßten sie mit den Ermittlungen wieder völlig von vorne beginnen. Vielleicht war der Captain nur von dem Ehrgeiz verblendet, diesen Riesenfall ganz allein zu klären. Es konnte aber auch eine ganz andere Absicht hinter der seltsamen Vernehmungsprozedur stecken.

In den Stunden, da Kafflers Bewußtsein nicht in Selbstmitleid zerlief wie ranzige Butter in der Sonne und er nicht mit seinem albernen Geschlechtstrieb haderte, der ihn in die Sendlinger Straße getrieben hatte, begann er, seinen Verfolger zu analysieren: Irgendwann hatte er bei aller Diskretion aufgeschnappt, daß Steel im Zivilberuf ein FBI-Mann sei, ein professioneller Polizist also. Nach sieben Jahren Aufenthalt in den USA wußte Kaffler natürlich, daß es in Gottes eigenem Land auch korrupte Polypen gibt. Selbst wenn er unterstellte, daß der Mann aus Arizona sauber war, fragte er sich

doch, wie lange ein Mensch in seiner Lage einer übergroßen Versuchung widerstehen könne.

Steel würde im Monat sicher weit unter tausend Dollar verdienen und wußte längst, daß sein Gefangener Zugang zu Millionen oder auch Milliarden - je nachdem in welcher Währung man rechnete - hätte. Was läge näher als der Gedanke, sich zum Teilhaber dieser Riesensumme zu machen, zumal es niemand erfahren würde außer den beiden Beteiligten? Solange es Menschen gibt, wird nach dem System gehandelt: Eine Hand wäscht die andere, auch wenn keine davon sauber wird. Langjährige Praktiken im In- wie im Ausland hatten Kaffler beigebracht, daß Unbestechlichkeit keine Frage des Charakters, sondern des Angebots sei. Freilich war er auch ein Leben lang mit Partnern der gleichen Sorte umgegangen.

Seine Lage war jämmerlich, doch nicht verzweifelt. Zwei Silberstreifen gab es am düsteren Horizont: Laszlo, der fixe Junge, hatte sich nicht fassen lassen; und an entlegener Stelle, im Sockel eines Bergkreuzes in Südtirol, lag eine Summe, die in jedem Fall für einen US-Captain, der erst noch zu korrumpern war, ausreichen mußte. Er würde das riskante Spiel ausreizen und im rechten Moment seinen Joker aus dem Ärmel ziehen. Eine runde Million Dollar, die sein auf die Seite gebrachtes Kapital jetzt wohl wert war, mußte den Mann glatt umwerfen.

Im Gegensatz zu früher nahm sich Kaffler vor, nicht mit Retloff als Partner ein Geschäftsnetz über die ganze Welt zu spannen, sondern sich mit dem zu bescheiden, was sich nach seiner Entlassung aus der Haft schnellstens liquidieren ließe. Sollten andere ruhig weit größeren Nutzen aus der »Operation Bernhard« ziehen; ihm würde es künftig genügen, während des Rests seines Lebens in der Sonne Südamerikas zu liegen, von goldenen Tellern zu speisen, dazu Unmengen Veuve Cliquot zu trinken, mit einer schnittigen Jacht die Ozeane zu durchschippern, Straßenkreuzer zu fahren und Blondinen zu bumsen, solange es der alte Adam aushielte.

Ein krimineller Kaufmann ist kein königlicher Kaufmann. Kurz nach elf Uhr endete Kafflers Zukunftsschwelgerei. Militärpolizisten holten ihn nach fünftägiger Pause zum nächsten Verhör. Captain Steel nickte dem U-Häftling flüchtig zu; er zeigte nie mehr als ein Minimum von Aufmerksamkeit, nur so viel, wie man einem Müllkutscher, einem Leichenwäscher oder einer Klosettfrau entgegenbringt. Er führte gerade ein Ferngespräch und bedeutete dem Vorgeführten durch eine Geste, Platz zu nehmen. »I am afraid you must stop searching«, sagte er. »The lake is too deep and the costs are too high. Let it be, Sunny, come back to Munich as soon as possible.«

Kaffler hatte erfaßt, daß sich das Gespräch um irgendwelche gescheiterten Tauchversuche drehen mußte. Aber sie betrafen ihn nicht, und er überlegte, wieder einmal zwecklos, wer ihn so tief in die Bredouille geritten haben könnte. Sicher hatte sich dieser Schweinehund von Müller-Malbach gegen ihn gestellt; es geschähe dem Sturmbannführer ganz recht, wenn ihn jetzt die Polaken aufhängen würden. Vielleicht hatten sie auch Krüger geschnappt oder Kaltenbrunner selbst die Zunge gelockert oder gar Aktennotizen in der Prinz-Albrecht-Straße oder bei einer der vielen RSHA-Außenstellen sichergestellt.

Es war zwar vereinbart worden, daß es keinerlei schriftliche Unterlagen über Sachsenhausen oder Redl-Zipf geben dürfe, aber dieses Dritte Reich, das zum Teufel gegangen war, stellte sich mehr und mehr als eine Gemeinschaft von Erpressern und Erpreßten heraus.

Der Captain hatte aufgelegt. »Retloff«, sagte er unvermittelt. »Sprechen wir über Retloff.«

»Mein Hauptagent in der Schweiz«, entgegnete Kaffler. »Das habe ich Ihnen doch schon einmal gesagt. Ein harter Geschäftsmann, sonst recht zuverlässig.«

»Wieviel Falschgeld ist durch seine Hände gegangen?«

»Das kann ich nicht aus dem Stegreif sagen.«

»Denken Sie nach«, erwiderte Steel.

»Überschlägig so an die fünf Millionen Pfund.«

»- oder mehr?«

»Natürlich kann es auch mehr sein«, räumte Kaffler ein. »Sie wissen doch längst, Mr. Steel, daß es bei diesen Geschäften keine Buchführung gibt.«

»Vertrauenssache, ich weiß«, versetzte der Captain.

In seiner Lage konnte Kaffler es sich nicht leisten, gekränkt zu sein, aber vielleicht hatte er sich heute zu sehr in eine sonnige Zukunft hin ein geträumt. »Ich weiß«, antwortete er, »daß Sie mich unsympathisch finden. Das ist Ihre Privatsache. Dienstlich gesehen sieht es anders aus: Gut, ich habe Falschgeld verbreitet, aber auf Befehl. Auf Staatsbefehl.«

Der Captain betrachtete ihn wie ein seltenes Insekt, er ließ ihn weiterreden.

»Die Amerikaner haben überhaupt keinen Schaden erlitten. Gut, die Engländer könnten sich geschädigt fühlen, aber was haben wir schon anderes getan als sie selbst?« Kaffler lotete das Gesicht seines Vernehmers aus und fuhr fort: »Die Tommies haben aus ihren Flugzeugen gefälschte Lebensmittelmarken über Deutschland abgeworfen, um die deutsche Versorgungslage durcheinanderzubringen. Und wir, wir haben Pfund-Falsifikate in Umlauf gebracht, um die englische Währung zu schädigen. In beiden Fällen die gleiche Schweinerei, aber mein Verbrechen ist offensichtlich, daß ich nunmehr auf der Seite der Verlierer stehe.«

Der Amerikaner betrachtete seine Fingernägel; er schwieg noch immer.

»Es muß jetzt einfach einmal raus aus mir - Sie behandeln mich wie den letzten Dreck, Captain Steel. Halten Sie von mir aus meine Tätigkeit für ein Verbrechen, in jedem Fall war es ein

im Notstand verübtes, unblutiges Delikt.

»Unblutiges Delikt?« griff Steel die letzte Behauptung auf.  
»Wie viele Leute haben Sie eigentlich auf dem Gewissen, Kaffler? Sie persönlich! Zwei, fünf, oder mehr?«

»Was Sie vorbringen, ist lächerlich und unbeweisbar«, erwiderte der U-Häftling und bedauerte nun doch, ein wenig zu weit gegangen zu sein.

»Ich habe Sie gewarnt, mich zu belügen.« Der CIC-Offizier stand auf und rief die Militärpolizisten herein. »Wir treten morgen eine Reise in Ihre Vergangenheit an«, sagte er. »Mal sehen, in welches Goldbergwerk wir einfahren«, verabschiedete er Kaffler grimmig.

Am nächsten Morgen brach die Special Commission mit zwei Wagen von München in den Süden auf. Der U-Häftling wurde in einen fensterlosen Kastenwagen gesteckt; er sollte erst im letzten Moment das Ziel der Reise erfahren: Schloß Labers bei Meran und seine Umgebung.

Um Südtirol balgten sich zur Zeit die Italiener und die Österreicher. Rom hatte wieder eine eigene Regierung, war aber noch bis zum Abschluß eines Friedensvertrages von alliierten Truppen besetzt. Captain Steel betrachtete es als einen Glückssfall, ab dem Brenner im Schutz von US-Truppen reisen zu können und keinerlei Grenzformalitäten erledigen zu müssen. Er fuhr mit Laszlo im vorderen Wagen. Der Deutschrümäne nutzte die Gelegenheit, seinem Chef alle Beweise darzulegen, die dafür sprachen, daß drei Redl-Zipf-Häftlinge, unter ihnen sein vertrauter Landsmann Sergiu, in den Wirren des Zusammenbruchs kurz vor dem Einmarsch der Amerikaner umgekommen waren.

»Sie gehören zu den Toten, die wir am Attersee ausgegraben haben, Bob«, behauptete Laszlo.

»Aber das waren fünf«, entgegnete der Captain.

»Ich werde dir die Identität der anderen beiden nachliefern«,

versprach der Hilfsfahnder. »Ich fürchte, wir kommen jetzt nicht mehr länger darum herum, uns an die Redl-Zipf-Überlebenden im kommunistischen Machtbereich heranzumachen.«

»Du hast recht«, bestätigte der Amerikaner. »Das ist verdammt heiß. Doch nicht wir. Da muß es doch noch andere Mittel und Wege geben.«

»Einer, der das Massaker am Attersee überlebt hat, ist Rumäne«, erwiederte Laszlo. »Ganz aus der Nähe meiner Heimat. Ich kenn' ihn recht gut.«

»Du willst nach Rumänien fahren?« fragte Steel ungläubig.

»Ja, lach mich nicht aus, ich spür' auch eine Art Heimweh.«

»Oder eine Art Schwachsinn«, entgegnete der Captain. »Das ist doch heller Selbstmord.«

»Ich paß' auf mich schon auf, und es weiß niemand, daß ich für dich gearbeitet habe - und zwar gegen die Nazis.«

»Laß uns erst diese Kaffler-Geschichte hinter uns bringen, dann reden wir weiter«, versetzte Steel. »Aber ich sag' dir gleich, ich hab' kein gutes Gefühl bei der Sache.«

»Gefühle soll man in der Liebe haben«, erwiederte der Kronzeuge wider Schloß Labers, »aber nicht, wenn man seinen Job tut.«

Sie richteten es so ein, daß sie bei Dunkelheit in Meran eintrafen, fuhren in den Gefängnishof, lieferten den von der Fahrt geräderten Kaffler am Spätabend - es war der 19. Oktober 1945 - ab und stellten zusätzlich einen Militärpolizisten vor seine Zellentür. Es war schon ziemlich kühl. Herbstnebel fielen in die Landschaft, aber die Meteorologen sagten für den nächsten Tag Schönwetter voraus. Nach dem Frühstück fuhren Captain Steel und Laszlo die letzte Strecke im Leben des Theophil Kreppel ab. Laszlo ließ am Ortsende von Burgstall halten und sagte, daß sie hier die Wagen gewechselt hätten. Obersturmführer Wickelt und ein SS-Mann waren zu ihm in den

Kübelwagen gestiegen. Kaffler war nach vorne gegangen, um den ersten Kübelwagen, in dem der gefesselte Delinquent saß, zu lenken.

»Und der zweite SS-Mann?« fragte Steel. »- wurde auch noch nach hinten geschickt«, antwortete Laszlo. »Kaffler, der bis Vilpian vorausfuhr, war mit Kreppel allein. Hier bog er ab zum Möltner Joch, und wir hatten Befehl, gestoppte fünfundvierzig Minuten zu warten und dann erst dem Kübelwagen zu folgen.«

»Warum eigentlich?« fragte der Captain. »Ein paar Minuten hatten doch wohl genügt, wenn der Mörder keine unmittelbaren Tatzeugen haben wollte.«

»Da mußt du Kaffler schon selbst fragen, Bob«, entgegnete Laszlo.

Sie fuhren weiter. Der Lotse fand sich ganz gut zurecht, kurz vor Terlan kam die schlechte Wegstrecke und dann die ungefähre Stelle, an der der Kübelwagen gehalten hatte. »Hier«, sagte Laszlo, »hier müßte es sein.« Er war sich nicht ganz sicher, die Stelle, an der Kreppel verscharrt worden war, auf Anhieb wieder zu finden, und begann auf der Wiese herumzustochern.

Sie entdeckten das Loch beim dritten Versuch. Sie hatten Arbeiter aus Meran nachkommen lassen, die nicht tief zu graben brauchten, um fündig zu werden. Nach fünf Minuten legten sie ihre Schaufeln beiseite, traten zurück und winkten Steel herbei. Er trat an den Rand der flachen Grube und betrachtete die schon stark verwesete Leiche; er hatte offenbar bessere Magennerven als Laszlo, der ihm mit angewidertem Gesicht und klammen Beinen folgte und mit verstörtem Gesicht den Fund anstarnte. »Ist das Kreppel?« fragte Steel.

Laszlo mußte das Grauen erst abschütteln. »Ja, Bob«, bestätigte er mit gewürgter Stimme. »Entsetzlich«, stöhnte er.

Der Amerikaner, der an der Front und nicht als Kurier von

Falschgeldhändlern den Krieg mitgemacht hatte, zog ihn weg. »Komm«, sagte er und holte aus dem Handschuhfach eine kleine Flasche Bourbon. »Paß auf, Junge«, fuhr er fort. »Du legst dich hier vor meiner Rückkehr auf diesem Arbeitskarren unter die Plane. Wir fahren mit dem Kastenwagen ganz dicht heran, so daß du dir Kafflers Vernehmung mitanhören kannst.« Er nahm seinem Helfer die Flasche wieder weg. »Genau an der richtigen Stelle wirfst du die Plane ab und trittst diesem Gentleman, der dich verschaukelt hat, als Zeuge entgegen. Kapiert?«

Laszlo nickte.

Der Captain fuhr nach Bozen zurück, um den U-Häftling abzuholen. Der Mann wurde wieder in den Kastenwagen gesteckt, vermutlich hatte er durch den Klimaunterschied längst erraten, daß er sich in einer südlichen Region befand, und das konnte nur Südtirol sein. In diesem Falle nahm er wohl an, daß sie ihn nach Schloß Labers karren wollten. Dann merkte er, daß sie sich dem Schauplatz seiner Glanzzeit entweder auf Umwegen näherten oder ein anderes Ziel hatten.

Die Straße wurde holprig, der Fahrer ging mit dem Tempo herunter, und der Insasse knallte einmal rechts, einmal links gegen die Wagenwand. Damit bekamen sie ihn nicht klein, zumal ein alter Kastenwagen auch kein Henkerskarren ist, auf dem man zur Guillotine geschleppt wird. Das Fahrzeug kam jetzt von der Wegstrecke ab, wurde im Gelände vor- und zurückkrangiert. Er hörte Stimmen, Anweisungen, dann wurde die Hecktür aufgerissen.

Einen Moment lang war Kaffler vom hellen Tageslicht geblendet, dann sah er im Hintergrund Wälder, Höhen, bizarr geformte Berge. Er atmete frische Luft und kroch erleichtert nach draußen. Dann erfaßte er, wo er sich befand, sah die Erdaushebung und stand auf Beinen mit sulzigen Gelenken. Seine braunen Augen mit den grünen Sprenkeln rissen vor der Grube aus, flüchteten ins Gelände. Aber sein Geruchssinn

witterte den Pesthauch des Todes. Ihm wurde übel wie nie im Leben.

»Sehen Sie sich Ihr Opfer an!« sagte Steel. »Erkennen Sie es wieder?«

»Es - es muß Kreppel sein«, antwortete der Ex-Schloßherr von Labers, »aber er ist nicht mein Opfer.«

»Sie haben ihn ermordet, Kaffler.«

»Nein, nicht ich«, stöhnte er. »Ich hab' damit nichts zu tun. Überhaupt nichts.« Er fing sich ein wenig. »Wer behauptet denn, daß ich ihn getötet habe?«

In diesem Moment holte Laszlo zu seinem Knockout aus. Er warf die Decke ab, sprang auf die Beine. »Ich«, sagte er. »Ich bezeuge, daß Sie, Sturmbannführer Kaffler, Theophil ermordet haben.«

Der U-Häftling starre seinen früheren Laufburschen an wie ein Gespenst, mühselig erfassend, daß der Spuk nicht weichen würde, wenn Mitternacht vorbei wäre. Er sah aus wie ein Seekranker, der sich verzweifelt mit beiden Händen gewaltsam an der Reling festhält, aber es gab keine Reling - und so mußte er über Bord gehen.

Die Trennung war kurz und stillos erfolgt. Die Drei von Trist wurden so schnell auseinandergerissen, daß sie sich nur mit Blicken verabschieden konnten. Adrian Stemmer und Sokrates kamen in ein Camp, von dem aus ein Transport in die Normandie abging. Kudella landete in einem Durchgangslager in der Nähe von Salzburg; er dachte nicht an Mozart, sondern an Flucht. Er verlor sich in der Masse seiner Schicksalsgefährten, und es war ihm nur recht, denn er wollte nicht auffallen. Sein Rezept hieß: abwarten und stifteten gehen. Ein Kerl wie er würde in jeder Straße einen Helfer, an jedem Ort ein Mädchen und in jedem Stacheldrahtzaun ein Loch finden.

Die POWs wurden in Arbeitskommandos eingeteilt. Für einen Unteroffizier war die Teilnahme freiwillig, aber man erhielt besseres Essen, und so war sie doch auch wieder unfreiwillig. Nur mußte man höllisch aufpassen, zu welchem Job man geschickt wurde. Neuzugänge teilte man meistens zu Latrinensäuberungen in Kasernen oder zur Entschärfung von Blindgängern ein. Der humpelnde Breslauer entschloß sich, eine Weile zu hungrern, bis er eine Chance sah, gehobenere Ansprüche zu verwirklichen.

Die Amerikaner stellten Transportmannschaften zusammen; das bedeutete, daß deutsche Kriegsgefangene, von GIs bewacht, sich im eigenen Land über lange Strecken hinweg bewegen konnten, manche sogar bis nach Bremen, dessen Hafen sich die Amerikaner als Umschlagsplatz für Schiffsladungen vorbehalten hatten.

Kudella sah darin einen Job mit Zukunft. Da in den drei Besatzungszonen mehr als viertausend Kilometer Eisenbahnstrecke, über zweitausend Stellwerke und über fünfhundert Brücken zerstört waren, würde die Straße für lange Zeit wichtiger sein als die Schiene. Als bestversorgte Armee der Welt benötigten die US-Truppen auch den meisten Nachschub. Und als gute Christen, die die meisten Yankees waren, mußten sie die Worte des Apostels Paulus an die Korinther: »Du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden« kennen.

Franz Kudella meldete sich zu einem der Trucker-Kommandos und überzeugte Sergeant Crispy schon auf der ersten Kurzfahrt von Salzburg nach Rosenheim, daß er den mächtigen Sattelschlepper problemlos beherrschte - und mit ihm ging's bergauf. Kurze Zeit später steckte er schon wieder in kleinen Geschäften aller Art; er blieb maßvoll dabei, ziemlich zurückhaltend. Er wußte, daß die Bewacher nichts gegen Mundraub hatten, aber bei größeren Schiebungen böse wurden, sofern sie an ihnen nicht beteiligt waren und mit den POWs halbe-halbe machten.

Aus diesen Geschichten hielt sich Kudella weitgehend heraus. Er wollte an das große Geld, das im Höllengebirge die Wirren der Zeit überstand, geschützt gegen die Witterung und die Zudringlichkeit der Zeitgenossen. Mit viel Mitleid und auch ein wenig Schadenfreude dachte Franz an seine beiden Freunde, die jetzt an der Atlantikküste schuften mußten. Einmal würden die Franzosen sie wieder laufen lassen, und dann begann der steile Aufstieg der Kufloß-Gesellschaft.

Er dachte schon ein paar Schritte weiter.

Den meisten Deutschen fehlten nicht nur die Devisen, sondern auch die Reisepässe, um ins Ausland zu fahren, das auf die Nachkriegsdeutschen ohnedies zunächst nicht sehr erpicht war. Selbst für alte Nachbarn war es schon schwierig, zum Beispiel von Bayern nach Österreich zu fahren. Die wiedererstandene, aber noch immer besetzte rot-weiß-rote Alpenrepublik distanzierte sich betont von den nördlichen Nachbarn. Es ging soweit, daß der Landeshauptmann von Salzburg, ein kleiner Gott von Besatzungsgnaden, von Bayern als Reparationsleistung den Rupertiwinkel samt Hitlers Berghof forderte.

Für den amerikanischen Nachschub gab es keinen Unterschied zwischen Deutschland und Österreich; beide Länder waren für ihn Besetzungsgebiet. Die Männer, die die Sattelschlepper fuhren, konnten - mit der Zeit immer lässiger bewacht - die Grenze in beiden Richtungen unkontrolliert passieren; man verlangte keinen Paß und kein Visum von ihnen, man schnornte sie höchstens um eine Zigarette an.

Wenn man Tage und Nächte auf Autobahnstrecken unterwegs ist oder vor Depots oft stundenlang warten muß, bis man laden kann, kommt es zwangsläufig zwischen Siegern und Besiegten zu menschlichen Kontakten. Kudella hatte es nie schwer, Anschluß zu finden. Er war ein netter Kerl, sah gut aus, wanzte sich nicht an, jammerte nie, klaute nicht mehr, als er nötig hatte, und haute auch nicht ab. Er schien zu den

Heimatlosen zu gehören, die sich bei den Besatzern wohler fühlten als bei den eigenen Landsleuten, die sie oft nicht haben wollten.

Da Franz Kudella das linke Bein nachzog, nannten ihn die Yankees »the Hobbler«, den Humpler; später ersetzten sie den Spitznamen durch das zärtlichere Wort »Limpy«. Seit er vom Sergeant in das beschlagnahmte Rasthaus am Chiemsee auf eigene Kosten zu Kaffee und Schmalzgebäck eingeladen worden war, galten Limpy und Crispy als ein Gespann.

Kudella hatte sich erinnert, daß er der Sohn einer Klavierlehrerin war, und auf einem verstaubten und verstimmten Flügel dem Mann aus Kentucky alle Hillbillies vorgespielt, die er im US-Sender aufgefischt hatte, und dazu die Schlager der Zeit: »Don't fence me in«, »Candy« oder »No can do«. Von da ab konnte der POW Kudella fast alles tun, wenn ihn Crispy begleitete.

Seine musikalische Mutter, von der er immer noch nichts wußte, hatte behauptet, er würde nie einen anständigen Pianisten abgeben; nunmehr aber klimperte er sich zielstrebig zuerst durch die Unteroffiziersmesse hindurch und dann in die Offizierskasinos hinein. Sergeant Crispy war jetzt viel mehr sein Impresario als sein Bewacher. Kudella galt bald als unentbehrliches Requisit aller Partys, und Party war fast jeden Abend.

Kudella kam mit einem Korrespondenten von »Stars and Stripes« zusammen und erzählte ihm im Suff, wie er und seine beiden Freunde die sterbliche Hülle eines ambulanten italienischen Gemüsehändlers als hochdekorierten deutschen General verkauft hätten. Die bebilderte Story wurde ein Hit; man reichte Limpy jetzt nicht nur als Klavierspieler herum.

Er hatte die neue Karriere in knapp sechs Wochen geschafft. Er aß nur noch Filet und fuhr nur noch Wunschrouten. Er wartete fünf Stunden lang mit seinem Sattelschlepper inmitten

der zerstörten Innenstadt von München, bis Sergeant Crispy seine angestaute Liebessehnsucht losgeworden war, dann bat er: »Jetzt tust du mir auch mal einen Gefallen, Crispy.«

Der Sergeant grinste, aber es handelte sich offensichtlich doch nicht um den favour, den er angenommen hatte. Das schwere Gefährt zog die Mauerkircherstraße entlang, bog dann links in Richtung zur parallel verlaufenden Pienzenauerstraße ein; der Fahrer suchte und fand die Hausnummer.

»Ten minutes?« fragte der Ex-Oberjäger vor Stemmers Haus den Amerikaner.

»Half an hour«, bewilligte sein Bewacher großzügig.

Kudella hatte schon auf die Klingel gedrückt, als ihn der Sergeant zurückpfiff. Wonnig erschlafft und gutgelaunt, gab er seinem Lieblings-POW einen Wink, einen Karton mit K-Rationen mitzunehmen. Der Schlesier stand, statt mit Blumen, mit einer abgepackten Drei-Tages-Verpflegung für US-Fronttruppen vor einem erschrockenen, natürlichen und bemerkenswert hübschen Mädchen. »Ich möchte zu Herrn Stemmer senior«, sagte er. »Ich heiße Kudella.«

»Franz, die Kanaille!« rief die Zwanzigjährige und umarmte den Besucher flüchtig. »Kommen Sie rein! So eine Freude!« sprudelte sie heraus und lächelte ihn an. »Wissen Sie, daß wir alte Bekannte sind? Adrian hat mir viel über Sie erzählt.«

»O je«, entgegnete der Mann in der gefärbten US-Uniform mit dem POW-Stempel auf dem Rücken. »Seit wann ist er denn so eine Plaudertasche?«

Die Wand hatte Risse, die Nässe troff durch ein Dachloch von oben nach unten; das Haus hatte seine besseren Zeiten wohl längst hinter sich.

»Zum Beispiel die große Schlacht an der Spanischen Treppe«, sagte Verena und lächelte.

»Hier«, erwiederte der unerwartete Guest, längst nicht so stolz

wie bei der sonstigen Erwähnung seiner Bettsaga. »Das ist für Sie.«

»Das kann ich doch nicht annehmen -«

»Und ob«, versetzte Kudella. »Was hören Sie von Adrian?«

Verena sprang auf und holte den ersten Brief, der aus der Normandie angekommen war; er wirkte vorfabriziert und unergiebig, aber er war ein Lebenszeichen.

»Zu blöd«, sagte der Freund. »Wir hatten alles geschafft, und dann diese Geschichte -« Einen Moment lang schämte er sich, daß er hier in der guten Stube saß. »Wissen Sie, Verena«, erklärte er dann, »mich haben sie nicht genommen. Ich bin ein Krüppel.«

»Geben Sie doch nicht so entsetzlich an, Franz«, erwiderte das Mädchen mit einem entwaffnenden Lächeln. »Sie versündigen sich ja.«

»Na ja«, entgegnete er, »links bin ich halt drei Zentimeter kürzer als rechts.«

»Wie ich Sie kenne, werden Sie trotzdem noch große Sprünge machen.«

Kudella sah in Verenas Auseinander und überlegte, ob sie grün oder blau wären. Er kam zu keinem Ergebnis, weil sie einmal grün schillerten und dann wieder die Vergißmeinnicht-Farbe annahmen.

»Ich bin ja nicht so gierig«, sagte Adrians kleine Schwester, »aber ich kann das natürlich gegen Medikamente eintauschen, die mein Vater dringend braucht.«

»Wie geht es ihm?« fragte Franz.

»Nicht gut«, antwortete Verena. »Aber wenn ich jetzt diese Nitroglyzerinpräparate auf dem Schwarzmarkt besorgen kann -« Sie lächelte ein wenig kläglich. »Ich hab' schon drei Anzüge verscherbelt«, sagte sie, »aber jetzt hab' ich nicht mehr viel als Tauschobjekt.«

»Moment«, unterbrach sie Kudella und ging nach draußen; er redete in einer Sprache, die er für Englisch hielt, auf Sergeant Crispy ein.

»Shut up and take it!« schimpfte der Sergeant lachend.

Kudella nahm ein zweites Paket vom Wagen und stürmte wieder ins Haus. »Unter einer Bedingung«, sagte er und legte die K-Ration auf den Tisch. »Eines für Medikamente und eines zum Lebensunterhalt. Abgemacht?«

»Ehrenwort, Sie Wohltäter«, entgegnete Verena lächelnd, küßte ihn und wunderte sich, daß der erfolgreichste Schürzenjäger einer Fallschirmjägerdivision sich dabei so anstellen konnte. »Was machen Sie eigentlich bei den Amis?«

»Ich bin der freieste deutsche Kriegsgefangene der US Army«, erklärte Kudella.

Verena begleitete ihn zum Wagen.

»This is Mr. Crispy«, stellte er seinen Bewacher vor.

»How do you do?« sagte Verena und reichte ihm die Hand.

Beim Anblick des hübschen Mädchens wurden die Augen des Amerikaners rund wie Silberdollars. Man sah ihm an, daß er Adrians Schwester am liebsten die ganze Fuhre und den Sattelschlepper zusätzlich geschenkt hätte.

Verena ging ins Haus zurück und winkte.

»Jesus Christ«, sagte Crispy, »what a nice girl!«

»Da staunste, alter Knabe«, entgegnete Kudella lachend. »Da siehste mal, mit was für Pißnelken wir uns zeitlebens rumgetrieben haben.«

Von nun an kam Kudella in unregelmäßigen Abständen, doch immer wieder.

Schon beim dritten Besuch warf ihn eine Überraschung beinahe um: Sokrates saß neben Verena und zahnte über das ganze Gesicht. Er hatte unter Lebensgefahr ein französisches Kind vor dem Ertrinken gerettet, und in dieser Zeit, in der

Menschlichkeit und Gemeinheit Kameraden geworden waren, hatten die Eltern bei der französischen Armee die vorzeitige Entlassung des Prisonnier de guerre durchgesetzt.

»Gratuliere, Sokrates«, sagte Kudella. »Da siehste mal, was 'ne gute Tat alles einbringt.« Er boxte Wolfram scherhaft in die Rippen. Als Verena in die Küche gegangen war, setzte er hinzu: »Hiermit sind zwei Drittel der ›Kufloß GmbH‹ versammelt. Ich stelle fest, daß die Gesellschaft voll handlungsfähig ist.«

Auf die nächste Tour nach Salzburg nahm Kudella den Freund, der ohnedies seine Mutter am Langbathsee besuchen wollte, mit. Er schleuste ihn über die Grenze und nahm ihn zwei Tage später wieder mit zurück.

Die beiden Freunde legten die erste Rate ihres wieder zugemauerten Schatzes in einem der raren Safes einer Bank an, bei der sich Wolfram Kunze mit Erfolg beworben hatte, weil der Direktor der Vater eines Kumpels aus ihrem Bataillon war.

Captain Steel hatte Kaffler nach der Konfrontation mit der Leiche Kreppel keine Zeit zur Erholung gelassen. Er war sofort darangegangen, in einem improvisierten Lokaltermin die Mordtat unter vier Augen zu rekonstruieren. Der Amerikaner übernahm dabei die Rolle des Täters, dieser den Part des Opfers. Der Mann mit dem teigigen Gesicht, in dem sichtbar die Gedanken gärten, saß mit gefesselten Händen neben Steel.

Kaffler begann, für seine Unschuld plädierend, ungefragt zu reden. »Gut«, gab er zu, »ich habe ihn erschossen. Aber nur auf Befehl Kaltenbrunners. Hätte ich die Ausführung des Befehls verweigert, wäre ich selbst umgelegt worden.«

»Das behaupten Sie«, entgegnete der CIC-Officer. »Laszlo hat sich zum Beispiel geweigert.«

»Dieser Dreckskerl«, fauchte der Häftling. »Er konnte sich leicht weigern. Er hatte einen Chef, und der war Mensch und hieß Kaffler.«

»Kreppel war auch Mensch«, reizte ihn der Captain.  
Burgstall kam in Sicht.

Steel hielt an, wendete den Chevy. »Hier haben Sie also den Wagen gewechselt und dem Obersturmführer Wickert den Befehl gegeben, an der Abzweigung bei Vilpian gestoppte fünfundvierzig Minuten zu warten?«

»Das stimmt, Herr Captain«, bestätigte Kaffler.

»Warum eigentlich?«

»Ich wollte den Mann noch vernehmen. Wenn sich dabei seine Unschuld herausgestellt hätte -«

»Sie wollten etwas ganz anderes«, entgegnete der Captain. »Von mir aus können Sie nunmehr lügen, so viel Sie wollen. Es geht jetzt nicht mehr um - wie haben Sie gesagt? -, um ein unblutiges Delikt. Es geht um Mord, und Ihr Kopf steckt schon in der Schlinge, und wir werden sie zuziehen.«

»Sie haben sich einen Verräter angelacht, ein übles Subjekt, das sich auf meine Kosten aus allem herauswinden will«, konterte Kaffler.

»Sie müssen Laszlo ja am besten kennen«, ironisierte Steel. »Aber nun lasse ich mal eine Katze aus dem Sack: Er hat Sie geschont bis zu dem Tag, an dem ich ihm beweisen konnte, daß Sie noch leben.« Er blies den Rauch aus, sah ihm nach. »Sie haben einen bösen Fehler gemacht, Kaffler. Wenn Sie ihn nicht hintergangen, ihn vielmehr bei Ihrem Untertauchen mitgenommen hätten, säßen Sie jetzt in der Schweiz, wie die Made im Speck und nicht im Knast, froh über jeden Tag, den Sie noch erleben.«

»Einem so leichtsinnigen, miesen Vogel hätten auch Sie in meiner Lage nicht getraut.« Kaffler sprach, als redete er mit sich selbst.

»Ich muß Sie doch bitten«, erwiderte Steel, beinahe freundlich, »von einem bewährten CIC-Mitarbeiter in einem

etwas anderen Ton zu sprechen.« Er hatte ein beinahe unfehlbares Gespür, eine Mischung aus Instinkt und Intuition, Verstand und Erfahrung. Er merkte ein wenig verwundert, daß sich ein Gebrochener wieder gefangen hatte. Ein Opportunist fällt eben immer richtig, sagte er sich. Er bremste und lenkte den Wagen an den rechten Straßenrand, um den Gärtnerkarren mit Kreppes Leiche vorbeizulassen.

»Was haben Sie eigentlich mit mir vor?« fragte Kaffler unvermittelt.

»Darüber habe ich mir noch keine Gedanken gemacht. Ihr Opfer war Italiener. Wenn ich Sie zum Beispiel hier an Ort und Stelle dem einen oder anderen Partisanenführer übergebe, sind Sie erledigt - und fragen Sie nicht, wie.«

»Das werden Sie nicht tun«, entgegnete der U-Häftling. »Sie werden mich niemandem ausliefern. Sie werden mich mit rührender Fürsorge am Leben erhalten, um an mein Geld heranzukommen.«

»Ihr Geld?« fragte Steel.

»An die von meiner Organisation ins Ausland transferierten Gelder.«

»Gewaschene Gelder?«

»Natürlich, Herr Captain. Das war ja meine Aufgabe.«

Sie hatten den Tatort erreicht. »Wie haben Sie Kreppel erschossen?«

»Er ist aus dem Wagen gesprungen.«

»Mit gefesselten Händen?«

Kaffler nickte. »Ich habe ihn auf der Flucht erschossen. Wie gesagt, auf Befehl.«

»Steigen Sie aus, Kaffler«, befahl der Mann aus Arizona.

Sein Gefangener zögerte kurz; dann öffnete er mit gefesselten Händen die Wagentüre, sprang heraus.

»Laufen Sie!« schrie der Chef der Special Commission.

Kaffler hastete davon, einen Moment lang tatsächlich fürchtend, er werde erschossen. Dann blieb er stehen, drehte sich um - und in dieser Sekunde sah er wohl aus wie damals sein Opfer Kreppel.

»Das war's«, sagte der Captain. »Kommen Sie zurück.« Er zündete sich eine Zigarette an, nahm einen Schluck Bourbon. Sekundenlang betrachtete er die Landschaft, als sähe er erst jetzt, wie schön sie war. Er merkte, daß der Mann, den er drillte, mit sich kämpfte. Er half nicht nach, er ließ ihm Zeit.

»Könnten wir uns vielleicht einmal fünf Minuten lang wie vernünftige Menschen miteinander unterhalten?« begann Kaffler vorsichtig.

»Wenn es der Aufklärung dienlich ist«, entgegnete Steel mit hörbarem Hohn.

»Ich weiß, daß ich Ihnen nicht liege«, erwiederte Kaffler und tastete sich zu den Augen des Captains durch.

»Das ist ja wohl das Understatement des Jahres«, versetzte Steel.

»Gut, Sie hassen mich, und -«

»Nicht Sie persönlich«, unterbrach ihn der Amerikaner. »Alle, die so sind wie Sie.«

»Was habe ich schon verbrochen?« entgegnete Kaffler in ermanntem Tonfall. »Was immer geschehen ist - es geschah auf Befehl des Deutschen Reiches. Gut, Sie haben dagegen gekämpft, vielleicht sogar freiwillig und als Idealist, aber das ändert nichts am Gang der Dinge oder am Lauf der Welt: Die Katze frißt die Maus, die Schlange das Kaninchen, der Tiger reißt das Lamm. Das ist eben Naturgesetz. Sie können es auch einfacher ausdrücken. In Deutschland sagt man: Der Ober sticht den Unter. Sie können es auch übersetzen: Der Sieger schikaniert den Besiegten. Der Amerikaner quält den Nazi.«

»Oder: Der Nazi vergast den Juden«, konterte Steel.

»Absolut richtig«, räumte Kaffler ein. »Zugegebenermaßen eine Schweinerei - aber ich war nicht an ihr beteiligt. Darum verstehe ich auch nicht, warum Sie sich persönlich so aggressiv gegen mich stellen.« Er nahm an, seine Worte hätten Terrain erobert, und fuhr fort: »Sie sind doch kein Jude, Mr. Steel. Oder?«

»Ich bin nicht jüdisch«, entgegnete der Captain. »Aber das geht Sie einen Dreck an«, setzte er grob hinzu. »Und es ändert auch nicht das mindeste an Ihrer Lage.«

»Auch das stimmt«, fing Kaffler seinen Zorn ab. »Nun haben Sie heute Ihre große Schau abgezogen und den Denunzianten aus dem Souffleurkasten gezaubert. Aus lauter Teilnahme für einen Mann namens Kreppel.« Er atmete schwer wie ein Pokerspieler, der sich gegen Höchsteinsatz die Karten zeigen läßt. »Und das nehme ich Ihnen nicht ab. Dieser Kreppel ist doch für Sie dasselbe wie ich: ein dreckiger Nazi, ein mieser Falschgeld-Dealer. Wenn ich ihn nicht erschossen hätte, hätten Sie ihn ans Messer geliefert oder vielleicht auch -«, er lächelte zynisch, »zu Ihrem Kronzeugen gemacht.«

Robert S. Steel sah auf die Uhr. »Die fünf Minuten sind gleich um«, stellte er fest, gelassen wie der Henker.

»Kreppel ist für Sie doch bloß ein kleiner Fisch. Und ein fauler Fisch. Ein reines Mittel zum Zweck.« Kaffler hatte sich freigesprochen, er war in seinem alten Fahrwasser, und er merkte, daß er nicht unterging. »Nun sagen Sie mir, was Sie wirklich wollen, und wir werden der Sache rasch näherkommen. Informationen? Können Sie haben?«, gab er sich selbst die Antwort. »Geld? Wieviel wollen Sie? Hunderttausend Dollar, eine halbe Million? Eine ganze? Cash down. Sofort. Auf die Hand. Bargeld lacht.«

»Was meinen Sie mit sofort?« fragte der CIC-Captain.

»Wenn wir uns arrangieren, mache ich Sie in zehn Minuten

zu einem Dollarmillionär«, versprach Kaffler.

»Die fünfundvierzig Minuten«, entgegnete Steel und tippte sich an die Stirn. »Alles klar«, sagte er und zollte sich mit einem Lächeln selbst Beifall. »Sie haben die Zeit gebraucht, um Ihr Geld zu verstecken. Während der Exekution hatten Sie Ihre Aufpasser endlich einmal abgeschüttelt - und so das Mörderische mit dem Nützlichen verbunden.« Er sah Kaffler an. Steels Blick stach ihm in die Haut. »Wo ist das Geld?« fragte der Amerikaner.

»Erst die Vereinbarung, dann die Ware«, erwiderte der U-Häftling. »Auch wenn Sie keinen Wert auf meine Meinung legen, muß ich Ihnen sagen, daß Sie wirklich ein intelligenter Bursche sind.«

Steel zeigte keine Wirkung.

»- und mit intelligenten Leuten kann man reden«, sabberte Kaffler weiter. »Mit Dummköpfen mache ich keine Geschäfte.«

»Nur mit Dummköpfen machen Sie Geschäfte«, korrigierte ihn der Captain.

»Ich übergebe Ihnen das Geld«, lockte der Häftling. »Vorausgesetzt, daß wir uns verstanden haben.«

»So. gut wie noch nie«, entgegnete der Captain belustigt.

»Gut«, versetzte der Mann mit den gefesselten Händen. »Kommen Sie mit.« Sie stiegen den Berg hoch. »Es ist nicht mehr weit«, erläuterte er außer Atem. »Aber wir brauchten ein Werkzeug.«

Der Amerikaner sah nach oben, sah die Figur am Kreuz, das Opfer aller Zeiten und aller Länder, Symbol der Ohnmacht wie der Hoffnung.

»Unter dem Kreuz?« fragte er.

»Ja«, antwortete Kaffler, »im Sockel. Eine viertel Million Dollar, eine halbe Million Schweizer Franken und ein Säckchen mit lupenreinen Diamanten.«

»Okay, Kaffler«, erwiederte der Captain. »Kommen Sie.« Er drehte sich um, sie gingen in die falsche Richtung - nicht hinauf zum Bergkreuz, sondern zurück zum Wagen.

»Ja, ja wollen Sie denn das Geld nicht sicher - nicht sicherstellen?« fragte Kaffler erschrocken.

»Das«, versetzte Robert S. Steel lächelnd, »hat Zeit. Das werden später meine Leute besorgen.«

»Aber Sie haben mir doch ein Arrangement versprochen?«

»Ich habe Ihnen nichts versprochen«, erwiederte der Mann aus Tucson. »Ich gebe zu, ich habe ein gewisses Entgegenkommen erkennen lassen. Ganz unverbindlich und auf keinen Fall gegen Geld -«

»Sondern?« fragte der Dipierte schon wieder mit einem Ansatz von Hoffnung.

»Ich will Retloff«, antwortete der Captain. »Beatus Retloff.«

»Ich soll den Mann in die Falle locken?«

»Genau das.«

»Und dann lassen Sie mich laufen?« fragte Kaffler viel zu schnell.

»Ich lasse Sie nicht laufen«, erwiederte der Amerikaner. »Aber wenn Sie uns entkommen, kann ich es - unter Umständen - auch nicht verhindern.«

Kaffler nickte mit schwerem Kopf. Vielleicht spielte der Captain falsch. Vielleicht spielte er ehrlich und würde dabei unehrlich das Geld im Kreuzsockel kassieren. Ein Geschäftsmann wie Kaffler setzte in so einem Fall auf die zweite Möglichkeit; erstens war es ein Erfahrungswert, und zweitens blieb ihm gar keine andere Wahl.

Über Geld sprach man nicht; Geld hatte man oder hatte man zu haben, wenn man in der City von Zürich etwas darstellen wollte. Daß Beatus Retloff, der neue starke Mann bei Künderli

& Gygr, einen ausgesprochenen Geltungsdrang hatte, erlebten die Mitarbeiter der Privatbank bei vielen Gelegenheiten. Seitdem waren sie auch von der landläufigen Meinung abgekommen, daß dicke Männer humorvoll und gemütlich seien.

Sie mochten Retloff immer weniger, deshalb wurden sie bei dem sich zunehmend abzeichnenden Duell des Neuen mit dem Seniorchef mehr und mehr zu Parteigängern des alten Künsterli, der zwar weit unbeweglicher war als der Emporkömmling, dafür aber seriöser. Der Alte, bisher ein müder Börsenlöwe, war in letzter Zeit wie verwandelt. Er igelte sich nicht mehr auf dem ihm verbliebenen Besitzstand ein; er attackierte nunmehr seinen Junior- und Mehrheitspartner in konsequenter Nachahmung der Retloff-Methode, ohne Flankensicherung und ohne Rücksicht auf Verluste. Selbst seine Vertrauten wußten nicht, ob der weißhaarige Künsterli bluffte oder über Nacht neue Geldquellen erschlossen hatte.

Anfang Dezember weihnachtete es bereits sehr an der Limmat, aber für die schweizerische Bank- und Börsenwelt hatte das Kriegsende bereits im Mai die Bescherung vorweggenommen. Als Folge des deutschen Zusammenbruchs war vorübergehend die Devisenbörse ausgefallen und dadurch die traditionelle Fluchtwährung, der Schweizer Franken, im innereuropäischen Verkehr zur einzigen praktikablen Lösung geworden, zu einem beinahe allmächtigen Hilfsmittel. Eine finanzielle Einbahnstraße führte seitdem über Zürich: Wer russische Rubel in englische Pfund, spanische Peseten in französische Francs oder gar Lire oder Reichsmark in Schwedenkronen umtauschen wollte, benötigte schweizerische Hilfeleistung und klammerte sich an die eidgenössische Valuta wie **Bresthafte** an ihre robusten Begleiter.

Der Franken wurde zum kleinen Bruder des Dollars. In der schweizerischen Neutralität hatte er in einem Zeitraum von über achtzig Jahren drei Kriege überstanden und seinen Wert dabei

gesteigert. Es war eine Erfahrung: Je schlechter es der Welt ging, desto höher stieg der Helvetia-Dollar, und so wollte ihn jeder haben. Damit sich sein Wert aber nicht abnützte, führte Bern ein strenges Regiment. Bereits drei Monate vor Kriegsende waren schlagartig alle deutschen Guthaben - soweit sie als solche zu erkennen gewesen waren - eingefroren worden, und seitdem verhandelten die Eidgenossen mit den Alliierten über die Herausgabe und Verwendung des zunächst herrenlosen Besitzes, selbstverständlich weder zum Nachteil der Schweiz noch der Sieger.

Neutral zu bleiben war wieder einmal besser gewesen, als den Krieg zu gewinnen. Über viertausend Geldpaläste der Alpenrepublik würden als Fluchtburgen aller Währungen eine goldene Zukunft haben. Hier verwaltete man das Kapital so diskret wie in Panama, war aber doch weit sicherer als in einem Land mit Billigflagge.

Der Umgang mit Geld hatte bei den Eidgenossen seine strenge, eigenständige Moral, die weniger danach fragte, woher die Summe kam, als wie sie gesichert wurde. Geld hatte hier seinen höchsten Rang erreicht, und jedem, der die Umgangsformen nicht einhielt, drohte somit die Höchststrafe der City: der Tod der bürgerlichen Existenz. Solcherlei Praktiken machten Helvetias Banken wertvoll und hochkarätig wie das Goldene Kalb.

Beim Tanz um Mammons Symbol war der clevere, neureiche Beatus Retloff, Zürichs jüngster Gnom - so nannte man die Bankiers freundlich, wenn man sie nicht »kalte Monster« schalt -, schlecht bei Fuß. Beatus heißt zu deutsch: der Glückliche, aber in diesen Vorweihnachtswochen trug er seinen Vornamen wie eine Narrenkappe, nicht nur, weil seine Frau die Scheidung eingereicht hatte, seine Freundin ihm davongelaufen war und seine Kinder ihn nur dann aufsuchten, wenn sie Geld brauchten. Womöglich hingen diese privaten Widrigkeiten mit den Gerüchten zusammen, die in Börsenkreisen aufgekommen

waren: Man munkelte, Retloff habe während des Krieges lukrative Geschäfte mit den Nazis in die eigene Tasche gemacht.

Er fand es lächerlich; schließlich hatte er, zwar nicht gerade im Auftrag, aber doch mit Wissen des schweizerischen Geheimdienstes, Kontakte unterhalten, und die Neutralität fordert nun einmal ihren Preis wie ihre Pflege. Niemand warf zum Beispiel dem größten schweizerischen Waffenkonzern vor, daß er seine berühmten Oerlikon-Kanonen an sämtliche Kriegsführende gewinnträchtig verkauft hatte, wobei sich die Schweiz sogar noch darauf hinausreden konnte, der Inhaber der Holding sei der Enkel eines ausländischen Einwanderers.

Noch schlimmer war für Retloff das zweite Gerücht, das anonym aus dem Hintergrund gesteuert wurde: Mit dem Untergang der Nazis sei auch sein Geldstrom versiegt. Keine Barmittel zu haben war für einen Geschäftsmann der Gegenwart womöglich ein weit schlimmerer Vorwurf als eine belastete Vergangenheit. Es gab nur eine überzeugende Gegenmaßnahme; sein Geld zu präsentieren; dazu freilich mußte man es auch haben.

»Wir haben dringend miteinander zu reden, Beat«, leitete kurz nach elf Uhr Max Künderli das Scherbengericht unter vier Augen über seinen Mehrheitspanner ein. »Natürlich ist das alles ein saudummes Gerede, aber du weißt ja: Semper aliquid haeret -«

Retloff konnte zwar nicht Latein, aber daß von üblen Nachreden immer etwas hängen bleibt, wußte er längst.

»Die einzige Antwort, die man uns abnimmt, ist eine sofortige und ganz erhebliche Kapitalaufstockung. Wenn wir der City die Goldzähne zeigen, liegt sie uns wieder zu Füßen.«

»Und woher willst du das Geld nehmen, Max?« fragte Retloff. »Das ist meine Sache«, entgegnete er. »Die Frage ist, woher du es bekommen willst. Du hältst einundfünfzig Prozent der Gesellschafteranteile. Wenn wir also - wie ich heute noch

bekanntgeben werde - unser Gesellschafterkapital um zwanzig Millionen erhöhen werden, hast du, zunächst wenigstens, zehn Millionen und hunderttausend Franken aufzubringen. Keine Lappalie - aber ich bin sicher, daß du es schaffen wirst. Du hast schon ganz andere Beträge flüssig gemacht.«

»Natürlich kann ich das«, erwiderte Retloff mit einem Lächeln, das sein Gesicht malträtierte.

Es war ihm anzusehen, daß er log. Nicht, daß er kein Geld gehabt hatte, es fehlten ihm lediglich flüssige Mittel. Und die Daumenschrauben, die ihm dieser bauernschlaue Geschäftemacher jetzt anlegte, hatte er noch selbst geschmiedet, indem er beim Abschluß des Gesellschaftervertrags vor einem Jahr die Klausel durchgepaukt hatte, jeder Gesellschafter mit einem Anteil von mehr als fünfundzwanzig Prozent könne innerhalb von drei Monaten eine Kapitalerhöhung beantragen, und alle anderen müßten dann dem Wunsch stattgeben. Waren sie dazu außerstande, mußten sie nach den Bestimmungen der Vereinbarung ihre Anteile veräußern und dabei ihren Partnern das Vorkaufsrecht einräumen.

Bei Vertragsabschluß hatte der Senkrechtstarter von Künderli & Gyger daran gedacht, für seinen Geschäftsfreund Friedrich Kaffler Platz zu schaffen. Da aber von dem Geldgeber von Schloß Labers seit Kriegsende jegliches Lebenszeichen fehlte, fiel diese Bestimmung wie ein Bumerang auf Retloff zurück, so daß nunmehr ihm selbst der Verlust der Majorität drohte.

»Also, zehn Millionen und hunderttausend Fränkli bis zum 1. März«, präzisierte Künderli sein Ultimatum. »Du hast ja noch fast drei Monate Zeit, das Geld aufzutreiben.«

»Und woher nimmst du neun Millionen?« fragte der dicke Mann, der keine Freundlichkeit mehr verströmte, tückisch.

»Du weißt doch, daß man darüber nicht spricht«, versetzte der aggressive Partner mit einem gewaltsamen Lächeln. Er konnte auch schlecht eingestehen, daß ein Beaufrägter des US-

Geheimdienstes eine großzügige Leihgabe angeboten hatte, um einen Nazikollaborateur zur Strecke zu bringen und ihm die Beute abzujagen.

Retloff vermutete eine Intrige hinter der Expansion des Seniors; sicher hätte er Detektive auf ihn gehetzt. Der ehemalige Falschgeldmakler wehrte sich mit Zähnen und Klauen gegen seine Entmachtung, die bei den ungeheuren Summen, die auf Nummernkonten der eigenen Bank festlagen, einfach lächerlich war - aber ohne Kafflers Unterschrift kam er an die Gelder nicht heran, auch nicht illegal, da der Alte wie ein Schießhund aufpaßte. Gemessen an all den Beteiligungen an Raffinerien, Hotelketten, Luftlinien und Immobiliengesellschaften waren zehn Millionen Franken ein Pappenstiel - aber ohne Kafflers Gegenunterschrift auch eine unbeschaffbare Summe.

»Du weißt doch, Max, daß dieses Geld für mich ein lächerlicher Betrag ist.«

»Eben«, antwortete Künderli. »Ich will dir ja nicht schaden - ich will uns nützen.«

»Aber ich müßte mit Verlust lukrative Beteiligungen abstoßen. Meine Gelder sind langfristig festgelegt. Können wir die Kapitalerhöhung nicht um zwei, drei Monate - sagen wir bis Mai, Juni verschieben?«

»Das geht nicht«, entschied der Privatbankier. »Ich hab' den Biß, und ich hab' von dir gelernt. Im Sommer möchte ich schon die nächste Kapitalaufstockung vornehmen. Wir haben da jetzt eine einmalige Chance, ganz groß zu expandieren.«

»Seit wann so unternehmungslustig?« konterte Retloff. »Du wendest doch sonst jedes Fränkli dreimal um, bevor du es investierst.«

»Ich hab' eben auch mal Glück gehabt«, entgegnete Künderli. »Ein stiller Teilhaber, der auf einer Riesensumme hockt, vielleicht schwarzes Geld, was weiß ich. Es interessiert mich nicht; es interessiert uns ja schließlich nie. Der Mann ist

für mich ein warmer Regen. Er will nur seinen Anteil am Gewinn, sich aber - im Gegensatz zu dir - in keiner Weise in die Geschäftspolitik von Künderli und Gyger einmischen. Zugegeben, Beat, du hast ältere Rechte. Wenn du aber finanziell auf der Strecke bleibst, weil du zu kurzatmig bist, kann ich dir nicht helfen. Ein Spekulant, der kein Geld hat, macht bankrott. Ich hoffe wirklich, daß es nicht so weit kommen muß.«

»Max, du bist ein Schwein«, erwiderte Retloff. »Im Krieg als die Geschäfte flau gingen, hast du mich mit Handkuß akzeptiert - jetzt bringst du mich wegen ein bißchen Profit in Bedrängnis.« »Nicht wegen ein bißchen Profit«, versetzte der Bankier gelassen, »sondern wegen eines sehr schönen, runden Gewinns. Aber ich bin gar nicht so raffgierig, wie du denkst. Ich könnte auf diesen Profit sogar verzichten, wenn diese verdammten Gerüchte nicht wären.« Er ließ seinen Juniorpartner nicht aus den Augen. »Wenn wir schon dabei sind, Beat, wollen wir ganz offen miteinander reden. Ich hab' gestern den Oberstdivisionär Wilti getroffen, du weißt, er hat während des Krieges die geheimdienstlichen Tätigkeiten überwacht. Ich habe ihn gefragt, ob an diesen bösen Gerüchten, daß du eventuell in eine kriegsgerichtliche Untersuchung verwickelt wirst -«

»Du bist ja verrückt, Max«, fuhr ihn Retloff an.

»Leider nicht. Würi hat sich zwar nicht festlegen wollen, aber dieser Geheimdienstmajor aus Luzern - du weißt, wen ich meine - hält eine Anklage gegen dich für nicht unwahrscheinlich. Du weißt, was das bedeutet: Es würde Künderli und Gyger in einer Weise schädigen, die absolut unverantwortlich ist.« Er zündete sich eine dicke Importe an und paffte sie mit Behagen. »Es wäre besser, du würdest dich mit mir unblutig einigen und hättest dann den Rücken frei, gegen diese haltlosen Vorwürfe vorzugehen.«

»Ich denk' gar nicht daran«, entgegnete Retloff.

»Das ist keine Frage des Denkens, sondern des Könnens«,

erwiderte der Partner in gemütlichem, breitem Schwyzerdütsch. Er lächelte zotig. »Ein Eunuch denkte auch immer daran, aber er kann halt nicht.«

Beatus Retloff haute auf den Tisch. »Auf dieser primitiven Basis unterhalte ich mich nicht länger«, sagte er und stand so heftig auf, daß der Stuhl umfiel.

»Ganz wie du willst, Beat«, versetzte der Alte hinter dem Rauchvorhang. »Ich wollte dir nur helfen«, gab er vor. »Aber wenn du nicht vernünftig wirst, nicht mehr lange.«

»Du willst die Mehrheit in diesem Hause zurückerobern«, erwiederte Retloff, »und dazu ist dir jedes Mittel recht.«

Künderü lächelte geringschätzig. »Hast du denn den alten Marx nicht gelesen?« fragte er. »Ein Kapitalist frißt den anderen, bis er Monopolist wird.«

»Seit wann bist du denn Marxist?«

»Bin ich doch gar nicht«, erwiederte der Alte. »Ich bin ein Züricher Gnom, und zwar ein gelernter, im Gegensatz zu dir.«

»Du willst mich aus der Firma drängen, nicht?«

»Soweit sind wir noch nicht«, entgegnete Künderli. »Aber wenn du tatsächlich für den Geschäftsgang eine Belastung werden solltest, müßte ich mich von dir trennen.« Er betrachtete den Bedrängten mit dem Mitleid eines Tigers, der dem Lamm den Kopf abreißt. »Also, vergiß nicht: Stichtag 28. Februar.«

Retloff knallte die wattierte Tür hinter sich zu. Sein Zorn war sichtbar und ohnmächtig. Einmal mehr verstärkte sich sein Gefühl, gegen eine ganze Verschwörung zu stehen. Die City schätzte keine Außenseiter; sie nahm sie ins Maul und spuckte sie aus. Retloff würde sich mit allen Mitteln dagegen wehren, an einer vergleichsweise lächerlichen Summe zu scheitern. Vielleicht tauchte Kaffler doch noch auf. Retloffs ganze Drangsal rührte daher, daß die knappe Million Pfund-Blüten, die er ihm beim Abschied von Schloß Labers mitgegeben hatte, sich

als ein erster Flop erwiesen hatte.

Die Gnome von Zürich hörten das Gras wachsen, noch auf dem Asphalt. Bereits zehn Tage vor der offiziellen Außerkurssetzung der britischen Banknoten - die Retloff ja vorhergesehen hatte - konnte man an schweizerischen Bankschaltern keine Pfund-Noten mehr umtauschen, wenigstens nicht zu einem Kurs, der kein Aufsehen erregt hätte. Als dann bei Kriegsende bekannt wurde, daß nur noch Fünf-Pfund-Noten gültig waren, konnte Retloff die ganze Blütenpracht vernichten: Fünf-Pfund-Noten waren kaum dabei gewesen, mit so kleiner Münze hatte sich ein smarter Businessman wie Kaffler nicht weiter abgegeben.

Auf Nurnmernkonten der eigenen Bank lag über eine halbe Milliarde Schweizer Franken brach, und das für immer, falls Himmlers Falschgeld-Dealer tatsächlich umgekommen sein sollte.

Retloff rief Rufenach, den Privatdetektiv, an, den er auf seinen Seniorpartner angesetzt hatte.

»Ich kann Ihnen leider nichts Neues sagen«, antwortete der Mann. »Aber gestern hat Künderli den Oberstdivisionär Wilti getroffen, und -«

»Schon gut«, erwiderte Retloff wütend und legte auf. Er fühlte sich bedroht, privat wie geschäftlich und aus einer dunklen Ecke her sogar auch politisch. Geflüsterte Ehrabschneidungen dieser Art hatte er früher mit einem Telefonanruf aus der Welt geschafft, damals im Krieg, als man ihn gebraucht hatte. Aber jetzt herrschte Friede; auch die schweizerische Armee war weitgehend demobilisiert. Die Verhältnisse normalisierten sich.

Retloff haderte mit der Zeit und mit sich, mit seiner gierigen Frau und seiner untreuen Freundin, mit seinem hinterhältigen Geschäftspartner und auch mit seinen einstigen militärischen Auftraggebern, die es versäumten, eine eindeutige

Ehrenerklärung zu seinen Gunsten abzugeben. Er hatte immer befürchtet, daß der Krieg die besseren Zeiten für ihn gewesen waren.

Aber so leicht ließ er sich nicht unterkriegen. Über die Weihnachtstage fuhr er in sein Ferienhaus bei Moscia am Lago Maggiore. Ausgeruht und erholt kehrte er in der zweiten Januarwoche aus dem Tessin zurück. Wenn Kaffler im Laufe der nächsten sieben Wochen auftauchen würde, wäre der Spuk ohnedies zu Ende. Da sich Retloff aber darauf nicht verlassen konnte, begann er systematisch, die City nach vernünftigen Kreditmöglichkeiten abzuklopfen. Er erhielt nur Absagen und begann schon zu überlegen, ob er nicht doch einen geordneten Rückzug bei Künderli & Gyger antreten solle.

Natürlich hätte er die zehn Millionen zu Wucherzinsen ohne weiteres aufbringen können, aber das hätte sich unter den Gnomen sofort herumgesprochen und ihm endgültig den Garaus gemacht.

Retloff begann zu trinken; das war natürlich keine Lösung, aber es kaufte ihn jeweils für ein paar Stunden von seinem Ärger frei. Gewöhnlich etwa ab achtzehn Uhr fiel es ihm bereits schwer, zwischen Wirklichkeit und Halluzination zu unterscheiden. Als wenige Tage vor Ablauf des Ultimatums Laszlo, der Kuli von Schloß Labers, vor ihm stand, hielt er Kafflers Sendboten im ersten Moment für eine Fata Alkoholika.

»Nein, nein«, sagte der Gigolo mit seinem entwaffnenden Lächeln. »Natürlich lebt Kaffler, und es geht ihm blendend.«

»Warum hat er sich so lange nicht gemeldet?« fragte Retloff.

»Er hat viel zu tun«, erwiderte Laszlo. »In Madrid, Lissabon, Buenos Aires und in Stockholm -«

»Ich brauche ihn dringend.«

»Kann ich mir vorstellen«, versetzte Laszlo. »Er war schon auf dem Weg zu Ihnen nach Zürich«, behauptete er, »dann hörte er von diesen Gerüchten und hielt es für besser, hier nicht selbst

in Erscheinung zu treten.«

»Aber ich muß ihn treffen«, sagte Retloff hastig. »Und zwar sofort.«

»Das wird sich schon arrangieren lassen«, versprach Laszlo. »Wir fahren jetzt erst mal in Ihr Haus nach Moscia, und dann sehen wir weiter.« Er nickte Retloff aufmunternd zu. »In der nächsten Woche wird Kaffler ganz in Ihrer Nähe sein.«

»Mensch, laß dich umarmen, Laszlo!« versetzte Retloff und bot ihm erst jetzt einen Drink an.

Der Junge lehnte ab. Er hatte in Zürich noch einige Erledigungen, wenn er morgen in aller Frühe mit Retloff an den Lago Maggiore fahren wollte.

Das Hotel Cicogne war nicht weit, nur ein paarmal um die Ecke. Captain Steel und er waren hier abgestiegen, im vierten Stock, in nebeneinanderliegenden Apartments.

»Das klappt wie nichts, Bob«, meldete Laszlo seinem Chef. »Mike Waters hat wirklich blendend gearbeitet. Dieser Retloff läuft uns blind ins Messer. Ich reise morgen mit ihm ins Tessin. Er ist von da an keinen Moment mehr allein.«

»Also, Donnerstag steigt unsere ›Operation Stresa‹«, entschied der Captain. »Wir haben noch vier Tage Zeit zur Vorbereitung. Ich muß leider noch einen Tag Zürich anhängen, bin einem meiner Verwandten in den Weg gelaufen«, erklärte er. »Und jetzt muß ich auch noch Onkel Felix, dem Bruder meiner Mutter, guten Tag sagen. Dann habe ich einen Business Lunch mit den OSS-Leuten und ihren schweizerischen Kontaktmännern, und wahrscheinlich bleibt mir nicht einmal Zeit für einen kleinen Shopping-Ausflug.«

Steel stand mit dem Rücken zu Laszlo am Fenster und betrachtete das Münster auf der anderen Seite der Limmat, in dem einst der Reformator Zwingli der frommen Gemeinde gepredigt hatte, was sie für ihr Seelenheil tun müsse.

Zwingli war schon lange tot, und was ein glänzender, bislang unbestechlicher, wenn auch bedenkenloser Fahndungschef für sein irdisches Wohlergehen tun konnte, war geschehen: Das Säckchen mit den Diamanten aus dem Sockel des Bergkreuzes in Südtirol lag in einem Privatsafe; gewaschene Franken und Dollarscheine waren auf drei verschiedene Banken verteilt und unter »Nummernkonto« angelegt. Damit es keine Verwechslung gäbe, hatte der Inhaber gleich dreimal dieselbe Ziffernkombination gewählt, und um gegen jegliche Vergeßlichkeit - die bei Steels phänomenalem Gedächtnis ohnedies höchst unwahrscheinlich war - gefeit zu sein, hatte er Kaffler den Trick mit den markanten Daten abgeguckt: 30-4-45.

Es war Hitlers Todestag.

Rufus C. Nash, im Zivilleben Presbyterianerprediger, war als Besatzungsmajor eine Niete. Seine Vorgesetzten wußten es und hatten ihn deshalb auf einen Posten abgeschoben, auf dem er ihrer Meinung nach trotzdem nützlich sein konnte: Im Gebäude der Militärregierung für Bayern an Münchens Tegernseer Landstraße unterhielt er eine Art Verbindungsbüro zu den Religionsgemeinschaften, zu karitativen Organisationen und auch Sekten. Die meisten Bittsteller, die ihn aufsuchten, waren »have-nots« und bettelten zum Glück weniger für sich als für andere.

Auf die Verteilung des nunmehr anlaufenden Liebesgabenstroms nach Deutschland hatte der Major nur wenig Einfluß. Die Care-Organisation, die die Pakete aus Übersee nach Germany versandte, wirkte als ein kommerzielles Unternehmen im Dienst privater Wohltätigkeit. Spender waren fast immer die US-Verwandten deutscher Habenichtse. Wer den berühmten Onkel aus Amerika hatte, war ein Glückskind. Ein Paket kostete zehn Dollar und enthielt einunddreißigtausendeinhundertneunundzwanzig Kalorien in Form von Eipulver, Trockenmilch, Corned-beef, Schokolade

und anderen Raritäten, die von den ausgehungerten Empfängern teilweise auch zur Kompensation verwendet wurden, wie Kaffee gegen Fahrradschläuche oder Zigaretten gegen ein neues Fensterkreuz.

Die Einfuhr war zollfrei. Verpackung und Versand besorgte die Care-Organisation. Die Spender brauchten nur zu zahlen, und die Empfänger erhielten eine Benachrichtigung und konnten ihren Haupttreffer bei der zuständigen Sammelstelle abholen.

Nur auf die Verteilung der Pakete, die von der Presbyterianergemeinde in Cincinnati nach München verschickt wurden, hatte Major Nash direkten Einfluß. Er verteilte die Liebesgaben gerecht und voller Verzweiflung, daß es nicht mehr waren: Er wollte allen helfen und nicht nur, weil Hungrige für die Bekehrung besonders aufgeschlossen sind.

So fand eine modische Erneuerungsbewegung aus Oxford im besetzten Gebiet enormen Zulauf, die »Moral Rearmament«, die Moraleische Wiederaufrüstung, eine Art religiös-erbaulicher Gruppentherapie, die Erfindung eines Waisenhauspfarrers aus Pennsylvania. In den neutralen und den Siegerländern stellten die Mitglieder der Oxfordgroup, wie man sie auch nannte, einen honorigen Club der Wohlhabenden dar, der sich nun daran machte, ein erniedrigtes Land wenigstens moralisch wieder aufzurichten und Menschen guten Willens dabei die Hand zu reichen.

Auf Plakaten und in Broschüren wurde verkündet: »Gott hat einen Plan für Deutschland.« Die Betroffenen hörten es gerne, zumal die Besatzungsmächte keinen zu haben schienen, oder wenigstens keinen einheitlichen. Die Moraleische Wiederaufrüstung fand Gehör bis in höchste Kreise und erhielt dadurch so viele Spenden, daß sie in Caux, oberhalb von Montreux am Genfer See, das komfortable »Mountain House« als Stammsitz für Exerzitien erwerben konnte.

Die karitative Luxusherberge machte den

Presbyterianermajor auf einmal zu einer wichtigen Persönlichkeit; von seiner Empfehlung hing es ab, ob man für eine Woche an den Schweizer Hauptsitz eingeladen wurde. Es bedeutete: Ausreise aus einem zerstörten Land. Einreise in die Schweiz, ohne Formalitäten auf Sammelvisum, Proforma-Zollabfertigung, keine Reisekosten, keine Hotelspesen - ein Sieben-Tage-Trip, der nicht nur erbaulich, sondern auch unterhaltsam war und bei dem sich die Teilnehmer wieder einmal richtig satt essen konnten.

Major Nash wurde jetzt auch von US-Offizieren hofiert, die lieber in Deutschland sündigten, als sich in der Schweiz einer seelischen Reinigungskur zu unterziehen. Viele von ihnen hatten inzwischen deutsche Bekannte oder Freunde, denen sie die moralische Besserung - bei gleichzeitiger Verbesserung der Lebensverhältnisse - zuschanzen wollten.

Major Nash, der Gutwillige, tat, was er konnte, aber als ihm jetzt im Kasino eine Gruppe angetrunkener Offiziere einen deutschen Klavierspieler aufschwatzten wollte, der auch schon nach Whisky sour roch, lehnte der Abstinenzler dieses Ansinnen ziemlich entrüstet ab.

Sie nahmen Nash in die Zange. Bevor sie ihn zwangen, das Teufelszeug von Schnaps anzurühren, versprach er, diesen Burschen namens Franz Kudella wenigstens auf die Warteliste zu setzen.

Der uniformierte Geistliche war zwar ziemlich weltfremd, aber doch Amerikaner genug, um zu wissen, was er der Show von Caux schuldete. Die fromme Bewegung brauchte Prominenz, Kontraste und spektakuläre Bekehrungen, und so suchte er bekannte Namen und Superlative oder Gegensätze, die sich aneinander glattschliffen, aus. Der Presbyterianer empfahl am liebsten wahrheitsliebende Spitzenpolitiker, altruistische Großbankiers, pazifistische Generäle und aus Gründen der Mischung auch einmal einen konvertierten Kommunisten, einen begnadigten Raubmörder, einen getauften Juden, letzteren

womöglich Hand in Hand mit einem geläuterten Nazi.

Franz Kudella wußte, daß ihn seine Befürworter nicht im Stich lassen würden. Im Jahre 1946 war er offiziell aus der Kriegsgefangenschaft entlassen und in den Zivildienst der Besatzungsmacht übernommen worden. Sergeant Crispy und sein Freund Limpy arbeiteten weiter als Team im Alabama-Depot, das außen von DPs in schwarz gefärbten US-Uniformen bewacht und innen von dienstverpflichteten Nazis geordnet wurde. Zwischen beiden Kategorien klafften Welten, aber in einer Hinsicht waren sie sich gleich: Sowie sie sich unbeobachtet fühlten, füllten sie sich die Taschen mit dem Gut der US Army.

Der Ex-Fallschirmjäger, der alle Kniffe und Schliche kannte, wurde als eine Art Kontrolloffizier eingesetzt. Er schuftete schwer und blieb auch in gewisser Hinsicht ehrlich; er nahm nur mit, was ihm Crispy ausdrücklich - wenn auch reichlich und hintenherum - erlaubte.

Es war weit mehr, als er und Sokrates für den Eigenbedarf benötigten. Sie versorgten Adrians Schwester und Vater, legten Mitbringsel für Wolframs Mutter beiseite, schmierten das Wohnungsamt und hielten auch noch den Suchdienst des Roten Kreuzes bei Laune.

»Wenn ihr meine Mutter findet«, sagte Kudella, »bekommt ihr von mir drei Stangen Zigaretten auf einmal.« Er wußte, daß der blaue Dunst, die Währung der Zeit, keine Wunder bewirken, wohl aber die Gangart der Bürokratie beschleunigen konnte.

Die US Army bestätigte Kudella, daß er eine unentbehrliche Spezialkraft sei. Daraufhin erhielt er ohne Schwierigkeit eine Zuzugsgenehmigung nach München und verschaffte sie Sokrates, der beim Bankhaus Märzbach & Große in der Innenstadt angefangen hatte, gleich mit.

Der kleine Kunze stand von früh bis abends am Schalter für ein Monatssalär, das der Kaufkraft eines US-Zigarrenpäckchens

entsprach; aber er würde der Späher vor Ort sein, der Schnorchel des untergetauchten Kufloh-Schatzes. Sowie er sich mit seinen neuen Arbeitskollegen halbwegs angefreundet hatte, zeigte er ihnen als Muster eine der Fünf-Pfund-Noten.

»Mensch, du bist ja steinreich«, erwiderte ein Spezialist der weitgehend brachliegenden Devisenabteilung. »Ein englisches Pfund, das sind mehr als zweieinhalf Dollar, und zweieinhalf Dollar sind mehr als zehn Schweizer Franken - schwarz noch viel mehr. Du wirst wohl nicht so dumm sein, den Schein offiziell umzuwechseln.«

Die Antwort überwältigte Kunze. Er rechnete den Kufloh-Bestand um, im Kopf, weil er so etwas nicht schriftlich fixieren wollte. Er vertat sich dabei immer wieder und war sich seiner Sache erst sicher, als ihm Franz am Abend bestätigte, daß jeder der drei Gesellschafter ein satter Dollar-Millionär sei.

Die Vorstellung war berauschend, aber sie behielten einen kühlen Kopf, kamen überein, nicht eine Note aus dem nach Bad Aussee verlagerten Devisenrestbestand der Deutschen Reichsbank auszugeben und erst später den Umtausch ganz behutsam in die Wege zu leiten. Hinterher wunderten sie sich selbst, daß sie bei der Feststellung ihres Besitzstandes nicht durchgedreht hatten oder übergeschnappt waren, aber Sokrates neigte ohnedies nicht zu Exzessen, und für den geschäftstüchtigen Kudella war ein Ereignis eingetreten, das ihm momentan wichtiger schien als seine Dollar-Million plus vierhunderttausend: Der Suchdienst des Roten Kreuzes hatte seine seit Januar 1945 vermißte Mutter in einem kleinen Dorf in der Nähe von Hof, ganz nahe an der Zonengrenze, gefunden.

Sergeant Crispy tat ihm den Gefallen, lieh ihm einen Jeep, verschaffte ihm einen Marschbefehl.

Kudella ließ alles liegen und stehen und jagte über die Autobahn nach Nürnberg los.

Stundenlang hatten sie sich dann stumm gegenüber gesessen

und das Glück nicht gefaßt, wieder zusammen zu sein. Dann schlug Kudellas Organisationstalent durch. Er packte die wenigen Sachen, die seiner Mutter verblieben waren, zusammen und nahm sie gleich mit. »Sei unbesorgt«, sagte er, »ich verschaffe dir eine Wohnung. Du kriegst etwas zu essen, du bekommst den Zuzug, und wenn du mir ein bißchen Zelt läßt, kaufe ich dir sogar ein Klavier.«

Maria Kudella ließ sich von seinen Worten beglücken, obwohl sie ihm die Versprechungen nicht abnahm.

Franz kannte einen kettenrauchenden Bauern in der Nähe von Ismaning vor den Toren Münchens. Hier brachte er seine Mutter zunächst einmal provisorisch unter, bevor er in die Landeshauptstadt weiterrollte. Die Glückssträhne schien anzuhalten. Das Wohnungsamt hatte ihm in Schwabings Siegesstraße inzwischen eine bombengeschädigte Zweizimmerwohnung zugeteilt.

Kudella und Sokrates besorgten sich auf dem Schwarzen Markt Baumaterial, nahmen sich ein paar Tage frei, stopften Risse und Löcher. Es war eine spartanische Bleibe, aber hinter einer zweiten Wand, die sie hochzogen, waren bis jetzt schon, nässegeschützt, an die achthundert britische Pfund, über die Hälfte des Kufloh-Schatzes, eingemauert. Den ganzen Winter über waren sie fast jedes Wochenende im Salzkammergut unterwegs gewesen. Sokrates hatte dann seine Mutter am Langbathsee besucht und Kudella immer wieder die Salzburger Route überwacht, auf der besonders viel geschoben werden sollte. Es war ihm zwar nicht gelungen, Täter zu überführen, aber er hatte, unterstützt von dem kleinen Kunze, mühevoll, doch reibungslos den Geldtransport von der Kufloh-Hütte nach München geschafft.

Jetzt traten sie zum Endspurt an, schafften den Rest auf zwei Touren, versteckten ihn hinter der aufgebrochenen und wieder zugemauerten Wand. Kudella spielte eifrig im Offkers' Club Klavier, er ließ die goldene Sonne bei Capri immer wieder ins

blaue Meer versinken - die Amerikaner hatten den deutschen Gassenhauer der Saison vorübergehend in ihr Repertoire aufgenommen - und klippte so lange auf den Nerven des Presbyterianermajors herum, bis er ihn auf die Liste des in der letzten Februarwoche abgehenden Caux-Sammeltransports setzte.

Mr. Nash war gerührt über die Dankbarkeit, die ihm der Deutsche bekundete; er hatte zwar keinem Prominenten, doch immerhin einem Würdigen die Einreise in die Schweiz verschafft - und der Begünstigte hatte nichts dagegen, daß Fundunterschlagung und moralische Aufbesserung Schlag auf Schlag zusammentrafen.

Am Vorabend der Abreise fuhr Kudella mit Sokrates zu den Stemmers, um sich zu verabschieden. Natürlich kam er nicht mit leeren Händen, aber es bedrückte Verena und ihren Vater, daß sie die kleinen Wohltaten annehmen mußten, ohne sich revanchieren zu können. Es waren wieder Medikamente dabei, die Adrians herzkranker Vater nicht ablehnen konnte.

»Sie tun so viel für uns, Herr Kudella«, murmelte er. »Es ist mir richtig peinlich und -«

»Es braucht Ihnen nicht peinlich zu sein«, erwiderte Franz. »Ihr Sohn, unser Freund, hat uns beiden zusammen mindestens dreimal das Leben gerettet.«

»Und wie oft habt ihr ihn vor dem Heldentod bewahrt?« fragte Verena.

»Über den Krieg wollen wir nicht reden«, schloß der Breslauer die Debatte, »aber ich möchte doch einmal für immer feststellen, daß von uns dreien keiner bei den anderen irgendwelche Schulden hat.«

Verena mochte seine Art, Gefühle herunterzuspielen, aber die Annäherung war ihr doch ein wenig zu händelos. Sie kannte Franz schon lange aus den Erzählungen ihres Bruders und wunderte sich, daß er eigentlich ganz anders war. Vielleicht lag

es auch daran, daß sich alle Begegnungen vor aller Augen und in einem Zimmer abspielten. Bis auf einen Wohnraum, in dem sich Verena nachts ihr Bett machte, und eine kleine Schlafkammer für den Vater waren alle Räume des notdürftig geflickten Hauses vom Wohnungsamt beschlagnahmt.

Der alte Stemmer zog sich zurück. Auch Sokrates wollte den Freund mit Verena allein lassen. Doch Franz gab ihm unmißverständlich zu verstehen, daß er da zu bleiben hatte. Einen Moment lang betrachteten sie zum drittenmal verlegen Adrians Lebenszeichen von der Kanalküste; wie immer hatte der Freund geschrieben, daß seine Entlassung aus französischer Kriegsgefangenschaft unmittelbar bevorstehe. Vielleicht wurde er verschaukelt oder wollte durch geheuchelte Zuversicht nur Vater und Schwester etwas aufrichten.

Seitdem die Universität wieder geöffnet hatte, studierte Verena Anglistik; ein schönes, hochgewachsenes Mädchen, mit brünetten Haaren und Türkisaugen, zurückhaltend und doch zum Anfassen. So oft Franz sie auch betrachtete, vermeinte er, einen Stich an seinem Schußbruch am linken Oberschenkel zu spüren.

Verena lehnte sich leicht an ihn, und er rückte fast unmerklich von ihr ab. »Was ist eigentlich los mit dir, Franz?« sagte sie angriffslustig. »Hast du Angst vor mir?«

»Angst?« entgegnete er. »Ich habe Angst, auf einer Bananenschale auszurutschen.« Mit einem Lächeln setzte er hinzu: »Aber zum Glück gibt es ja keine Bananen.«

»Hast du etwas gegen mich?«

»Mein Gott«, erwiderte Kudella erschrocken. »Du bist ein prächtiges Geschöpf, Verena, und wenn du nicht Adrians kleine Schwester wärst -«

»Ich glaube nicht, daß uns mein Bruder im Weg stünde«, versetzte sie.

»Verrat mir mal deine Schuhgröße«, wich er ihr aus.

»Vielleicht kann ich dir in der Schweiz Nylons besorgen.«

»Hau bloß ab!« erwiderte Verena böse. »Der Weiberheld der Division«, zitierte sie, »hoffnungslos nymphoman - und zimmerlich wie ein Konfirmand.«

Die beiden Freunde fuhren mit einem betagten, stinkenden DKW-Meisterklasse von Bogenhausen nach Schwabing zurück.

»Ich versteh' dich nicht, Franz«, sagte Sokrates, »seit wann bist du ein Trottel?«

»Was heißt hier Trottel?« erwiderte Kudella.

»Das sieht doch ein Blinder, daß dich Verena mag.«

»Es sieht auch ein Blinder, daß ich ein Krüppel bin«, entgegnete er gereizt.

Von nun an schwiegen sie. Am nächsten Morgen begleitete Wolfram in aller Frühe den Schweizreisenden zur Omnibusshaltestelle hinter dem Stachus. Jeder von ihnen trug einen schäbigen Koffer, und in jedem Gepäckstück waren etwa zwanzigtausend Geldnoten im Nennwert von je fünf britischen Pfund, wie sie kein schweizerischer Zöllner bei einem Habenichts aus dem zerstörten Deutschland vermuten würde.

»Also vergiß nicht«, sagte Kunze, der Bankfachmann. »Du mußt unser Guthaben auf alle Fälle anonym anlegen, Franz. Auf einem Nummernkonto. Niemand kann dann mehr feststellen, woher das Geld kommt.«

»Das klingt sehr gut«, erwiderte Kudella grinsend. »Wenn auch ziemlich unwahrscheinlich.«

»So etwas gibt es nur in der Schweiz«, erklärte der Kleine, »darum wollen ja auch alle ihre Moneten dort hinschaffen.«

Kudella war der Reichste, doch auch der Rangniedrigste der bunt zusammengewürfelten Reisegesellschaft. An der Schweizer Grenze gab es bereits den ersten Imbiß. Die Paß- und Zollkontrolle war - wie erwartet - nur eine Formsache. Der Reisende der »Kufloh GmbH« ärgerte sich schon, daß er es

nicht gewagt hatte, mehr Pfundnoten mitzunehmen. Kudella wußte nicht, daß es Falsifikate waren, aber da sie keiner von den Originalen unterscheiden konnte, waren sie eigentlich so gut wie echt.

Drei Tage lang sott Laszlo seine Zielperson lebend wie einen Krebs, und krebsrot war auch Retloffs Gesicht, als am Mittwochmittag in der Villa Fiorita in Moscia bei Ascona endlich der überfällige Anruf durchkam, drei Tage vor Ablauf der erpresserischen Frist, die ihm der alte Künderli gestellt hatte.

»Ich«, sagte Kaffler. »Keinen Namen bitte. Du kennst meine Stimme?«

»Aber ja, natürlich, und ob, Mensch. Wo steckst du so lange?«

»Gar nicht weit von dir«, erwiderte der Anrufer.

»Ich brauch' dich dringend«, sagte Retloff, außer Atem vor Erregung. »Wenn ich nicht spätestens morgen -«

»Wir können uns morgen sehen«, versetzte Kaffler. »Morgen vormittag. Hier, bei mir.«

»Wo?«

»Das wird dir mein Beauftragter erklären«, entgegnete der Anrufer. »Es geht dir gut?«

»Es geht mir nicht gut«, antwortete Retloff. »Aber es sieht aus, als könnte es mir bald besser gehen.«

Kaffler lachte trocken.

Die Verbindung war schlecht, aber seine Stimme deutlich zu erkennen. »Gib mir mal den Mann, der bei dir ist«, bat er.

Laszlo sagte zweimal ja und einmal nein und legte auf. Er drehte sich um, betrachtete den Schweizer, grinste. »Wischen Sie sich erst einmal den Schweiß ab«, sagte er und wartete, bis sich der Gepeinigte mit dem Taschentuch über das Gesicht gefahren war. »Er ist in Stresa«, erklärte er dann. »Im Hotel Arcobaleno. Das ist ein kleines, stilvolles Haus.«

»Und er kommt morgen hierher?« fragte Retloff erleichtert.

»Nein«, versetzte Laszlo. »Er denkt gar nicht daran. Wir kommen morgen zu ihm.«

»Über die Grenze?« fragte Retloff erschrocken. »Nach Italien? Und die Partisanen?«

»Wenn sie Kaffler nichts tun, lassen sie uns auch in Ruhe«, versicherte Laszlo nicht unlogisch.

»Aber das ist doch viel zu riskant.«

»Wenn es für ihn nicht zu riskant ist, ist es auch für uns nicht zu riskant«, erwiederte Kafflers Laufbursche. »Die Frage ist nur, ob Sie Geld brauchen oder nicht.«

»Und ob ich Geld brauche«, entgegnete Retloff. Er dachte nach: Stresa war nicht weit, etwa vierzig Kilometer, bequem zu erreichen im kleinen Grenzverkehr. Der Mann aus Zürich hatte zwar seit Kriegsende italienischen Boden nicht mehr betreten, aber zwischen dem Tessin und den italienischen Nachbarorten gab es schon wieder ein alltägliches Hin und Her. Italiener kamen zum Einkaufen in die Schweiz, Schweizer fuhren zum Essen nach Italien. Auf dem Lago Maggiore verkehrten wieder Schiffe zwischen beiden Ländern. Einmal wöchentlich lief ein Ausflugsdampfer die Isola Bella, die Kitschinsel bei Stresa, an.

Februar war zwar noch kein Touristenmonat, aber es herrschte Vorfrühling, es blühten bereits die Kamelien und die Mimosen. Nach der langen Zeit der Abschnürung waren die Vergnügungsschiffe doch schon frequentiert.

»Wir buchen einen Tagesausflug«, sagte Laszlo, »auf der ›Italia‹. Sie fährt morgen auf die Isola Bella und legt dann auch in Stresa an. Zwei Stunden Mittagspause. Wir werden das Pranzo im ›Arcobaleno‹ einnehmen.« Arcobaleno heißt zu deutsch Regenbogen. Laszlo verfolgte, daß sein Opfer dabei war, diese Traumbrücke zu betreten. »Wir gehen in Ascona an Bord und fallen dann im Ausflugsverkehr überhaupt nicht auf.« Er setzte in gezielter Berechnung hinzu: »Vergessen Sie Ihr

Scheckheft nicht, wenn Sie Geld brauchen.«

Retloff verbrachte eine unruhige Nacht, aber am Morgen war er zu allem entschlossen. Was sollte ihm schon passieren? Er hatte einen Schweizer Paß, und die wilden Zeiten der Partisanen waren zu Ende. Es gab in Rom schon wieder eine Regierung, die dabei war, den Einfluß der Linksparteien zurückzudrängen. Abgesehen davon hatte er den Partisanen gelegentlich einen Gefallen getan - aber da er auch anderen einen Gefallen getan hatte, fürchtete er die Partisanen nicht zu Unrecht. Es schien ziemlich unwahrscheinlich, daß die Gerüchte aus Zürich schon bis Stresa durchgedrungen waren.

Sie fuhren kurz nach acht Uhr los, der Ausflug war ein Geduldsspiel, die »Italia« lief fast jeden Hafen an, auf beiden Ufern. Zwischen Brissago und Cannobio nahmen schweizerische und italienische Beamte gemeinsam die Paß- und Zollkontrolle vor.

Es ging schnell und reibungslos.

Retloff hatte auf der Fahrt Zeit, sich Künderlis bestürztes Gesicht vorzustellen, wenn er morgen im letzten Moment in Zürich auftauchen und einen auf das eigene Bankinstitut ausgestellten Scheck über zehn Millionen einhunderttausend Franken vorlegen würde.

Kaffler war spät, doch nicht zu spät aufgetaucht, eben ein Mann mit einer Nase, einer, der immer wußte, wenn was geschehen mußte, stets ansprechbar für Geschäfte. Er würde dem alten Freund Kapitalaufstockungen der Züricher Privatbank vorschlagen, bei deren Höhe auch Künderlis stiller und unbekannter Teilhaber kalte Füße bekommen müßte.

Erst kurz nach elf Uhr legte das Motorschiff auf der Isola Bella an. Stresa, die letzte Station, war nur noch zwei Kilometer entfernt und schalte sich aus dem Schönwetterdunst. Die Bordlautsprecher verkündeten in drei Sprachen, daß die »Italia« pünktlich um vierzehn Uhr dreißig abfahren werde, ohne

Rücksicht auf verspätete Ausflügler zu nehmen.

Sie gingen von Bord.

»Wir können zu Fuß laufen«, schlug Laszlo vor, »es sind höchstens fünf Minuten.«

Sie gingen an der Seepromenade entlang, bogen nach links ab. »Also noch einmal«, sagte Laszlo. »Unser Freund heißt jetzt Krug. Heinrich Krug. Daß Sie sich nicht versprechen an der Rezeption. Er wartet oben in seinem Zimmer auf Sie.«

»Alles klar«, bestätigte Retloff und betrat das Hotel.

Laszlo verfolgte noch, wie der Schweizer an der Rezeption nach Signor Krug fragte.

»Camera venticinque«, erwiderte der Uniformierte. »Un attimo, per favore, Signore.«

Er wählte eine Nummer und übergab dem Besucher den Telefonhörer.

»Krug«, meldete sich der Angerufene mit Kafflers Stimme.

»Ich bin da«, sagte Retloff. »Im Haus.«

»Dann komm hoch«, forderte ihn Kaffler auf. »Worauf wartest du noch, Beat?«

Retloff legte auf, nickte dem Portier zu, keuchte die Treppe hoch, sah sich um. Er kloppte an die Türe von Nummer 25.

»Avanti!« hörte er Kaffler rufen.

Retloff trat ein und versuchte sein Erschrecken zu verbergen, weil der Freund im Gesicht so abgemagert wirkte. »Eine Freude, dich zu sehen«, begrüßte er ihn. »Warum -« Er brach ab.

Aus der offenen Tür zum Nebenzimmer trat ein Unbekannter. »Ich bin Captain Steel von der US Army«, stellte er sich vor, »und ich eröffne Ihnen, daß Sie wegen Verbreitung falscher Pfundnoten in großer Höhe verhaftet sind.«

Im ersten Moment begriff Retloff nicht, daß ihn Kaffler und Laszlo in eine Falle gelockt hatten. Dann wollte er auf den

falschen Geschäftspartner losgehen, aber der US-Captain trat dazwischen.

Er legte ihm stählerne Handschellen an, als wäre er kein schweizerischer Staatsbürger und als hätte ein Amerikaner auf italienischem Boden die Polizeigewalt.

Siebenhundert Meter über dem Genfer See erhob sich das berühmte Haus der Läuterung wie eine verbaute Zwingburg. Aus dem »Caux Palace« mit dem ein wenig anfechtbaren Vorleben war das »Mountam House« geworden, eine Durchgangsstation für jährlich fünfundseibzigtausend Gäste aus aller Welt, die hier stille oder laute Einkehr hielten und den Ausblick auf eine wunderschöne Landschaft mit dem Einblick in ein besserungsfähiges Ich verbanden.

Für Franz Kudella, den humpelnden, heimatlosen Fallschirmjäger a. D., war es nicht schwer, in der Masse der Wohltäter und Nassauer, der Übersättigten und der Hungrigen, der Schwärmer und der Träumer, der Frommen und der Frömmel im Hintergrund zu bleiben. Manches hier schien ihm neu, vieles war gut und die Idee jedenfalls besser als das Gehabe dieser Verzückten und Entrückten und als die Sprüche der Bekehrungsfunktionäre-man nannte sie hier »Fulltimer« -, die ihre menschliche Bekehrungsmasse wie ein Brachfeld bearbeiteten.

Kudella war nicht hierher gekommen, um sich bekehren zu lassen, sondern um zur Sache, zum großen Geld, zu kommen. Zwei Tage würde er den frommen Zirkus mitmachen und dann testen, ob die Schweizer Bankinstitute wirklich so lauter mit unsauberem Geld umgingen. Es wimmelte in Caux von Fans, Freaks und Snobs, aber er hütete sich zu zeigen, daß er diese psychotische Spielwiese für eine Mesalliance von guter Absicht und schlechtem Geschmack hielt, zumal er mitunter Menschen begegnete, die er wirklich großartig fand. Dann jeweils kam sich Kudella wie ein Einstiegdieb vor, der aus Anstand aus diesem Haus nur das Notwendigste mitnehmen würde.

Man teilte ihn einer Anfängergruppe zu. Er mußte sich am Morgen in einem der vielen verschnörkelten, verlebten Säle einfinden, in denen die Meetings abgehalten wurden. Man saß in bunter Reihe zwischen Plüsch und Stuck, neben einem altmodischen französischen Kamin, der nicht brannte. Man ackerte sein eigenes Leben durch, gestand seine Fehler ein und gelobte Besserung.

Die Fulltimer wechselten einander ab; sie sprachen alle von Gott wie von einem guten alten Freund, zu dem sie jederzeit Zutritt hatten und bei dem sie ein gutes Wort für die Gäste dieses Hauses einlegen wollten. Es war unschwer zu erraten, daß es manche auch nötig hatten. So reich, wie sie geworden waren, konnte man nur sein, wenn man über Leichen gegangen war, wenn man seine Kunden betrogen, seine Partner hereingelegt, die Armut zu Gold eingeschmolzen oder mit Waffen geschoben hatte.

Ein Wallstreet-Bankier klagte sich an, weil er sein Dienstmädchen davongejagt hatte, das ein lediges Kind bekam. Seine Selbstanklage fand Wohlwollen und Verzeihung. Damen mit Gesichtern, die der Biß der Jahre zerfressen hatte, ziehen sich fehlbarer Bettwonnen, die ihnen keiner mehr abnahm. Abgemeldete Liebhaber schilderten mit belegter Stimme verjährte Ehebrüche.

Jetzt wäre Kudella an der Reihe gewesen und kämpfte gegen die Versuchung, sein Abenteuer mit Gina, der jugendlichen Gattin eines faschistischen Generals, an der Spanischen Treppe in Rom zum besten zu geben, aber der Leiter der Seance hatte ihn nur ganz kurz abgetastet wie ein Käsekennner, der feststellt, daß die Ware noch nicht reif ist, und war zum nächsten weitergegangen.

Kudella wurde verwöhnt im frommen Narrenhaus; die Gattin eines US-Bankiers bereitete ihm das Frühstück, eine französische Abgeordnete trug das Geschirr ab, die Frau eines holländischen Ministers arbeitete als Zimmermädchen.

Millionenerinnen schälten Kartoffeln; Töchter des Hochadels wuschen Geschirr, und Franz glaubte sich auf einen Gesindeball versetzt, bei dem die Damen der Gesellschaft - maskiert als Dienstmädchen - sich aufs angenehmste die Zeit vertrieben.

Er erinnerte sich daran, wie am Weihnachtstag auf Wunsch seines Regiments die Unteroffiziere ihre Soldaten bedient hatten, die sie am nächsten Tag wieder so gründlich durch die Scheiße zogen, daß sich ein Rekrut stilecht auf der Latrine mit dem Karabiner erschossen hatte.

Im »Mountain House« hatten die Türen keine Schlösser, symbolisch sollten sie demonstrieren, daß hier jedermann einen vorzeigbaren Lebenswandel hatte und es unter Besserungsrekruten keine Verführer und keine Diebe gab. Dem Außenseiter der moralischen Wiederaufrüstung blieb gar nichts anderes übrig, als daran zu glauben, daß keiner an seine Koffer mit den vielen englischen Pfunden wolle.

Auf seinem Zimmer, das er mit einem französischen Invaliden teilte, gab es keine Aschenbecher. Rauchen war verpönt, trinken nicht erlaubt. Der Nikotinentzug machte Kudella zu schaffen. Er ließ sich am Nachmittag zur Gartenarbeit einteilen, nahm in einem Geräteschuppen Harke und Schaufel in Empfang, um die Blumenrabatte rings um den häßlichen Steinkasten zu verschönern. Er versäumte dabei nichts, was im Saale vor sich ging: Die Höhepunkte wurden per Lautsprecher übertragen. Immer wenn es zu einer besonders wunderlichen Bekehrung oder einer besonders regenden Verfehlung kam, wurden die Verstärker aufgedreht.

Der Kontrolleur von Münchens Alabama-Depot fingerte sich eine Zigarette aus der Tasche und zündete sie verstohlen an. Er war einen Moment allein, bis ein anderer Flüchtling des Cauxvinismus an seinem Streichholz partizipieren wollte.

»Dr. Frey«, stellte er sich vor, ein schlanker, eleganter Mann.  
»Aus Zürich.«

Sie setzten sich auf eine Bank und rauchten beide, mit sichtlichem Genuß, sich an der Hausregel zu vergehen.

»Sie kommen aus Deutschland?« fragte der Schweizer.

Kudella nickte.

»Dann brauche ich Sie auch nicht danach zu fragen, warum Sie hier sind«, erwiederte der Raucher lachend; er sprach, um verständlich zu bleiben, ein bemühtes Schriftdeutsch.

»Und Sie sind hier, um sich das Rauchen abzugewöhnen?« spottete Kudella.

»Das Rauchen und das Trinken«, entgegnete der Zürcher, sah sich um, griff in die Tasche, holte einen Flachmann hervor und bot seinem Gesprächspartner den ersten Drink an.

»Besten Dank«, sagte Kudella nach ein paar zügigen Schlucken. »Hat Sie Ihre Frau hierher getrieben?«

»Ich bin geschieden«, erwiederte Dr. Frey. »Nein«, er lächelte melancholisch, »ein Millionenklient hat mich als Ersatzbüßer nach Caux geschickt und amüsiert sich vermutlich zur Zeit selber köstlich an der Côte d'Azur.« Er zündete sich an seiner Kippe die nächste Zigarette an. »Heute abend lasse ich mir von meinem Büro ein Telegramm schicken, und dann nichts wie weg.« Er reichte dem Deutschen noch einmal den Flachmann. »Kommen Sie, das putzen wir weg.«

»Wie fahren Sie nach Zürich?« fragte Kudella.

»Mit dem Wagen«, antwortete der Wirtschaftsanwalt.  
»Wollen Sie mit?«

»Nicht ungern«, versetzte Kudella zögernd. »Aber das gibt doch hier im Haus Ärger, oder?«

»Die schmeißen Sie sowieso raus, wenn sie beim Rauchen oder Trinken erwischen«, entgegnete Dr. Frey. »Oder gar beim Pimpern.« Er hielt sich die Hand vor den Mund und lachte schallend - Sünden sind ansteckend.

Sie fuhren los, noch in der Nacht. Dr. Frey hatte sein

fingiertes Telegramm vorgewiesen, Kudella seine beiden Koffer ziemlich unbemerkt aus dem Haus geschmuggelt. Es kam öfter vor, daß einer absprang. Die Deutschen nutzten die Einladung nach Caux aus, um schweizerische Verwandte zu treffen. Sie wurden zwar nie mehr eingeladen, aber wenn sie rechtzeitig vor Abfahrt des Omnibusses wieder zurück waren, kamen sie - zwar gemieden von den Gebesserten - ohne Schwierigkeiten über die Grenze zurück.

»Für mich ist es recht interessant«, sagte Dr. Frey während der Fahrt, »einmal mit einem Mann zu sprechen, der von drüben kommt. Schlimm?«

»Wie man's nimmt«, erwiederte Kudella. »Hauptsache: Die Scheiße ist vorbei.«

»Bravo«, entgegnete der Anwalt. Wenn ihm der Deutsche nicht gefallen hätte, hätte er ihn nicht mitgenommen. »Sie haben Freunde in Zürich?«

»Nein«, erwiederte Kudella, »Geschäfte.« Er kämpfte mit sich.

»Haben Sie Geld?« gab ihm Dr. Frey auch noch das Stichwort.

»Ja«, antwortete Kudella. »Sogar ziemlich viel.«

Der Jurist aus Zürich reagierte überhaupt nicht; er hatte nichts anderes erwartet.

»Britische Pfunde«, erklärte der Deutsche.

»Ach, du Lieber Gott«, entgegnete Dr. Frey. »Nichts wie weg damit! Die Engländer haben Churchill abgewählt und jetzt eine Labour-Regierung, und wo die Roten an der Macht sind, seh' ich schwarz für die Währung.«

»Was würden Sie dagegen eintauschen, Herr Dr. Frey?«

»Das hängt davon ab, in welchem Land Sie künftig Geschäfte machen wollen«, dozierte er. »Wenn Sie von der Schweiz aus operieren, natürlich Fränkli. Möchten Sie außerhalb der

Eidgenossenschaft tätig werden, kommen nur Dollars in Frage.«

»Herr Dr. Frey«, sprang Kudella ins Wasser, »würden Sie mich als einen Klienten übernehmen, der Sie nicht nach Caux schicken würde?«

»Sondern?«

»- Sie fürs erste, zum Beispiel, bittet, ein Nummernkonto in Zürich für ihn einzurichten.«

»Das -«, antwortete der Anwalt, und so viel brutale Offenheit war entwaffnend, »hängt nur davon ab, wieviel Geld Sie haben.«

»Zweihunderttausend«, erwiderte Kudella. Er ließ Dr. Frey nicht aus den Augen. »Zunächst - später vielleicht noch mehr.«

»Britische Pfunde?« fragte der Schweizer.

»Zweihunderttausend.«

»In den Koffern?«

Der Beifahrer nickte. Er wartete, daß der Mann am Steuer jetzt Fragen über die Herkunft der Devisen stellte, und überlegte ziemlich zwecklos, welche Aufschlüsse er ihm geben solle.

»Mit so viel Geld reist man nun wirklich nicht in der Gegend herum, Herr Kudella. Nicht einmal zum Bekehrungsrummel.« Dr. Frey schüttelte den Kopf. »Gut«, sagte er dann, »ich akzeptiere. Ab sofort sind Sie mein Klient.« Er sah, daß dem Caux-Flüchtling die Sache doch etwas zu schnell voranging. »Kein Mißtrauen, bitte«, setzte er lachend hinzu. »Ich werde Ihnen jetzt genau erklären, wie das alles vor sich geht. Sie suchen sich eine Nummer aus, die Sie nicht vergessen dürfen, eine lange oder auch kurze, egal. Sie malen diese Zahl in Buchstaben als Handschriftenprobe auf einen Zettel. Damit gehe ich - als Ihr Bevollmächtigter - auf eine natürlich mit mir befreundete Bank und richte Ihnen ein anonymes Konto ein. Ich erkläre dabei, daß Sie mir persönlich bekannt sind. Eine Formsache. Dann erst kommen Sie und legen Ihr Guthaben an.

Kapiert?«

»Ja«, erwiderte Kudella.

»Ich, oder jeder andere, könnte also Ihre Codenummer ruhig wissen, damit aber gar nichts anfangen. Wenn Sie einen Scheck ausstellen, unterschreiben Sie statt mit Franz Kudella mit Ihrer Geheimnummer in Buchstaben. Sie dürfen nur die Zahl nicht vergessen. Klar?«

»Ja, Herr Doktor«, erwiderte der Deutsche, es ging ihm einfach zu glatt. »Interessiert Sie eigentlich gar nicht, woher ich das Geld habe?«

»Eine solche Frage wäre unschweizerisch«, erwiderte Dr. Frey diplomatisch.

»Ich möchte Ihnen aber doch darauf eine Antwort geben«, entgegnete Kudella. »Ich versichere, daß diese - wie alle weiteren Summen - nicht aus einem Diebstahl, einer Unterschlagung, einem Einbruch oder Straßenraub stammen. Sie gehören auch nicht mir allein, sondern mir zusammen mit zwei Freunden, zu drei gleichen Teilen.«

»Wenn Sie mir das sagen, nehme ich es zur Kenntnis«, entgegnete der neue Geschäftspartner. »Ich habe Sie ohnedies für keinen Verbrecher gehalten und vertrete auch keine solchen.«

»Und Ihr Honorar?« fragte der neue Klient.

»Die Einrichtung eines Nummernkontos kostet Sie eigentlich gar nichts«, versetzte Dr. Frey und fuhr mit einem verschluckten Lächeln fort: »Aber Ihrer Großzügigkeit sind natürlich keine Grenzen gesetzt. Interessiert bin ich in erster Linie an den Anschlußgeschäften, die sich ergeben dürften. Ich nehme nicht an, daß Sie die Rendite einfach verkümmern lassen wollen.«

»Zunächst geht es mir nur um die sichere Anlage. Über alles Weitere sprechen wir später.«

»Wissen Sie«, entgegnete der Wirtschaftsanwalt, »wir

Schweizer verstehen etwas vom Geld, es ist unser Rohstoff.«

»Ich möchte Ihnen folgendes vorschlagen«, erwiderte Kudella. »Sie erhalten zwanzigtausend englische Pfund als Vorschuß. Alle Geschäfte werden über Ihre Kanzlei abgewickelt, und dabei erhalten Sie jeweils drei Prozent -«

»Vom Umsatz oder vom Gewinn?« fragte Dr. Hyazinth Frey.

»Vom Umsatz«, erklärte der Deutsche. »Und bei überdurchschnittlichen Gewinnen eine zusätzliche Beteiligung -«

»Das ist wirklich sehr großzügig.«

»Eine Hand wäscht die andere«, kalauerte Kudella.

»Und so bleiben sie alle sauber«, entgegnete Dr. Frey und lachte schallend.

»Und Sie werden staunen, wie sich diese zweihundert-, ich meine, diese hundertachtzigtausend Pfund demnächst auf dem Konto vermehren werden -«

»Das soll mir nur recht sein«, erklärte der Zürcher. Er hielt an, um seinem neuesten Klienten die Hand zu drücken.

Schon bevor sie Zürich erreicht hatten, bot er Kudella eine Gästewohnung in seiner Villa am Kilchberg an. Der Deutsche akzeptierte dankend. Am Abend formulierten sie den Vertrag, und Kudella wählte als unvergeßliche Zahl ein Überbleibsel aus dem Krieg: Null-acht-fünfzehn. Hinter dieser Chiffre verbarg sich intern, nur in einem Geheimvertrag zwischen Dr. Frey und ihm fixiert, die »Kufloh GmbH«, bestehend aus ihrem Geschäftsführer Franz Kudella und den beiden weiteren gleichberechtigten Gesellschaftern Wolfram Kunze und Adrian Stemmer, deren Schriftproben nachgereicht würden. Jeder der drei sollte voll verfügberechtigt über das Nummernkonto Null-acht-fünfzehn sein.

»Das ist«, unterbrach ihn der Jurist, »sehr gefährlich, was Sie da machen.« Er übersah den zornigen Blick seines Gastes. »Ich

will Ihre Freunde wirklich nicht heruntersetzen, aber es könnten doch unkalkulierbare Umstände und Risiken eintreten -«

»Zum Beispiel?« knurrte Kudella.

»Nehmen Sie einmal an, einer wird Alkoholiker oder gerät in eine Pleite oder wird beschränkt handlungsfähig, zum Beispiel durch eine - entschuldigen Sie bitte -, eine psychische Veränderung, eine Geisteskrankheit -«

»Wir heben alle drei gerne einen«, erwiderte der Mann aus Deutschland. »Und geisteskrank waren wir sechs Jahre lang. Der Krieg hat uns als geheilt entlassen.«

Vor so viel Ungestüm ging der Anwalt in den Rückzug. »So etwas ist in meiner Praxis noch nie vorgekommen«, stellte er fest. »Sie entscheiden natürlich. Trotzdem«, setzte er ohne Nachdruck hinzu, »würde ich es für vernünftiger halten, die Summe in drei Teile zu teilen und jeden darüber selbständig verfügen zu lassen.«

Abgesehen von dieser Frage, verstanden sich der Jurist und sein neuer Klient prächtig. Einem angenehmen Abend, den sie zusammen verbrachten, folgte ein tätiger Morgen. Sie gingen zusammen zu einer Bank am Paradeplatz. Nach einem kurzen Gespräch unter vier Augen übergab der neue Kunde hundertachtzigtausend englische Pfund in Fünferstückelung. Der Kassier, der mit geschickter Hand die Summe durchzählte, ließ auch nicht den Anflug einer Frage oder eines Zweifels erkennen; er stellte auch nicht fest, daß es Falschgeld war.

Kudella legte die gesamte Summe in Schweizer Franken an und erhielt über eine Million achthunderttausend gutgeschrieben. Um auszuprobieren, wie es funktionierte, unterschrieb er seinen ersten Scheck über fünftausend Franken mit »Null-acht-fünfzehn«. Er erhielt den Betrag säuberlich vorgezählt.

Sie verabredeten sich zum Mittagessen ins »Zunfthaus zum Rüden«. Inzwischen kleidete sich Kudella in der Bahnhofstraße

ein, auf Vertrauensspesen: zwei Anzüge, drei Hemden, Socken, zwei Paar Schuhe, zwei Pullover extra. Er betrachtete sich im Spiegel. Er war mit sich zufrieden; er konnte sich sehen lassen, auch wenn er durch das verdammte linke Bein den Krieg nur in unreiner Gangart überlebt hatte. Wenn er stand, sah das keiner. Doch wie sollte er sich im Stand dem Mädchen, in das er verliebt war, nähern?

Kudella wurde wütend und war versucht, einem überhöflichen Verkäufer den ganzen Krempel vor die Füße zu werfen; er wurde jedoch mit seiner Wallung fertig und erstand für Sokrates einen Anzug, Hemden und Pullover und für Verena ein Kostüm und Nylons und Schuhe und und und. Am Ende hoffte er, seine Schätze würden in die drei brandneuen Koffer gehen und diese an der Grenze nicht auffallen. Aber manche hatten auch Schweizer Verwandte, die nicht so sehr aufs Geld sahen.

»Donnerwetter, haben Sie sich ausstaffiert!« begrüßte ihn der Wirtschaftsanwalt. »Kleider machen Leute.« Er lächelte anerkennend. »Sie sehen wirklich schon aus wie ein aufstrebender Börsen-Jobber.«

»Danke«, antwortete Kudella.

Sie saßen sich in einer Nische gegenüber und tranken wieder eine besonders gute Flasche Wein und dann noch eine zweite. Kudella kam sich vor wie im Himmel und wunderte sich, daß ein Kamel wie er durch das Nadelöhr geschlüpft war. Sie prosteten einander zu, und Dr. Hyazinth Frey, der seinen Vorschuß sicher auch schon eingewechselt hatte, beglückwünschte sich lauthals dazu, die beiden versäumten Tage in Caux wieder eingebbracht zu haben.

»Ich muß Ihnen ein paar Ratschläge geben«, sagte er und dämpfte die Stimme. »Ihr Geld darf nicht als deutsches Vermögen sichtbar werden, weil ihm sonst die Beschlagnahme durch die Alliierten droht. Dabei würde ich es dann auch bei der

anonymen Veranlagung belassen, falls ein deutscher Nachfolgestaat wieder Souveränität erlangen sollte, denn in diesem Fall«, sagte er mit einem Gesicht, als hätte er auf ein Pfefferkorn gebissen, »stünde Ihnen nämlich das deutsche Finanzamt ins Haus.«

»Alles klar«, bestätigte Kudella.

»Sehen Sie zu, daß Sie, und vielleicht auch Ihre Freunde, von der Militärregierung einen Interimspaß bekommen, schicken Sie ihn mir zu, und ich besorge Ihnen dann ein Drei-Monats-Visum. Wenn es verfallen ist, erhalten Sie ein neues, da ich ja für Sie und Ihre beiden Freunde finanziell bürgen werde. Sie können dann in die Schweiz so oft ein- und ausreisen, wie Sie wollen. Geld haben Sie ja - und unser Land ist sehr schön. Nur«, sagte er und sah sich nach Zuhörern um - aber die anderen Gäste saßen weit genug weg von der Nische, weil auch sie beim Business Lunch keine Zuhörer haben wollten -, »führen Sie sicherheitshalber nie mehr sehr große Summen bei sich. Maximal zehntausend, besser noch weniger, die mühselige Prozedur ist auch die sicherste.« Er sah, daß ihm sein Tischgast zustimmte. »Ich werde Ihnen von Fall zu Fall Vorschläge für Kapitalanlagen machen«, sagte er. »Es ist dann Ihre freie Entscheidung, ob Sie akzeptieren oder nicht. Was haben Sie eigentlich damit vor?«

»Als erstes werde ich den Betrag auf meinem Konto verfünfachen.«

Dr. Frey verschluckte sich.

Kudella genoß es, ihn endlich einmal aus der Fassung gebracht zu haben. »Kennen Sie einen guten Internisten, Herr Dr. Frey?« fragte er unvermittelt.

»Ein halbes Dutzend.«

»Dann würde ich Sie bitten, mir das derzeit wirksamste Präparat für einen Angina-pectoris-Patienten zu beschaffen, zur Mitnahme nach Deutschland.«

»Ich besorge es Ihnen heute noch«, versprach der Anwalt.

»Noch etwas: Könnten Sie einen Dauerauftrag für Care-Pakete nach Deutschland in Auftrag geben?«

»Nichts leichter als das«, erwiderte der Wirtschaftsanwalt.  
»Immer die gleichen Empfänger?«

»Ja, und zwar zweimal in der Woche.«

»Das müssen wir irgendwie kaschieren. Da rate ich dringend, den Absender ein wenig zu verschleiern, um unangenehme Nachfragen auszuschließen.«

»Wie stellen Sie sich das vor?«

»Wir gründen eine karitative Gesellschaft«, erklärte Dr. Frey, »und nennen sie, sagen wir mal: ›Martins-Opfer e. V.‹ Auf diesen Namen errichten wir ein weiteres Konto. Da es sich um eine gemeinnützige Organisation handelt, verzichte ich übrigens auf meine drei Prozent Provision - aber Sie müßten mir eine Vollmacht über das Konto geben. Die Sache läuft dann per Bankauftrag, und jeder kann sich den Kopf zerbrechen, warum die Adressaten so gute Verbindungen zu einer schweizerischen Liebesgabenquelle haben.« Er lächelte schräg. »Beziehungen sind schließlich alles im Leben.«

Sie gingen noch einmal zur Bank; Kudella zweigte via Null-acht-fünfzehn noch einmal zehntausend Franken vom »Kufloh«-Konto ab und polsterte damit seine Stiftung aus. Dr. Frey unterschrieb den Dauerauftrag, und das bedeutete, daß von nun an wöchentlich zwei Care-Pakete an den kleinen Kunze, seine Mutter, an Verena Stemmer, an Adrians Vater und an Mutter und Sohn Kudella abgingen.

»Sechs Pakete, das Ganze zweimal wöchentlich«, hielt Dr. Frey mit der Akribie des Juristen die Order fest. »Das wären also hundertzwanzig Dollar pro Woche, plus Versand- und sonstige Spesen und die Umwechselgebühren.«

Gemessen an dem bereits jetzt verfügbaren Kapital waren die

Kosten dieser Dauersubvention unerheblich, aber der fixe Junge aus Breslau widerstand der Versuchung, die Liebesgabenaktion aufzublasen. Er hatte die Verantwortung für drei, und keiner durfte auffallen, wenn sie gemeinsam in die goldene Zukunft eintraten. Aus dem gleichen Grund behielt Kudella auch seinen Job beim Alabama-Depot weiter und zwang den kleinen Kunze, jeden Morgen an den Bankschalter zu gehen und mürrische Reichsmarkkunden zu bedienen.

Im August 1946 wurde Captain Steel klar, daß mit Laszlo etwas passiert sein mußte. Zwar war der Deutschrumäne schon ein paarmal aus der Ostzone heil zurückgekehrt, aber Rumänien war nicht Thüringen, und das Verhältnis zwischen den Amerikanern und den Russen hatte sich weiterhin verschlechtert. Der Chef der Special Commission gab über seinen Wiener Verbindungsmann Auftrag, unter der Hand bei den Sowjets nach dem Verbleib Laszlos zu fragen - ohne Ergebnis zunächst.

Bei Kriegsende hatten sich 3,1 Millionen amerikanische Soldaten in Europa befunden; ihre Zahl sollte schon in den ersten neun Monaten drastisch auf vierhunderttausend reduziert werden. Die Abkühlung zwischen Moskau und Washington verzögerte den Rücktransport ein wenig, aber die Militärregierung begann im Herbst 1946, ihren Personalbestand erheblich zu verringern; auch der von Robert S. Steel geleiteten CIC-Sondereinheit drohte die Auflösung, zumal sie das Dunkel um die »Operation Bernhard« aufgehellt hatte.

Die beiden FBI-Mitglieder der Kommission waren schon längst wieder nach Amerika zurückgekehrt, und für Oktober stand Leutnant Gambler auf der Transportliste. Gegen den Protest Steels wurden die Tauchversuche am Toplitzsee ergebnislos abgebrochen. Private Abenteurer gingen nunmehr daran, den Schlammeimer des Dritten Reiches auszuleeren.

»Ich weiß, daß Sie von diesen Dingen viel mehr verstehen als ich, Bob«, sagte Colonel Snyder. »Aber ich kann Ihnen nicht helfen. Wir müssen zu einem Abschluß kommen. Ich lasse Ihnen eine Übergangszeit.«

»Wie lange, Sir?«

»Sagen wir bis 1. Januar 1947. Am besten ziehen Sie die Engländer jetzt schon hinzu und arbeiten sie ein«, antwortete der Vize-Chef der Property Control. »Haben Sie eigentlich sachliche Bedenken gegen Major Thomson?«

»Nicht die geringsten«, entgegnete der Captain.

»Thomson behauptet, es wäre ihm ein Vergnügen, ja, er hat tatsächlich pleasure gesagt«, unterbrach sich der hohe Offizier, »mit Ihnen zu arbeiten.«

»Dann soll er es haben«, erwiderte Steel.

»Sie bleiben weiterhin der Sonderbeauftragte der Militärregierung auf Ihrem Fachgebiet. Ich will Ihnen etwas verraten, Bob«, tröstete Snyder den Spezialisten. »Es kommt eine gewaltige Aufgabe auf Sie zu: Wir werden eine neue deutsche Währung schaffen. Sie müssen sowohl die Vorbereitungen wie dann später die Absicherung überwachen.«

»Vielen Dank, Sir«, erwiderte Steel. Er hatte noch drei Monate Zeit, und wenn Major Thomson, wie er erwartete, mitspielte, würde er Redl-Zipf vielleicht doch noch zu einem Ende nach seinem Geschmack bringen. Er hatte Nutscherl, seine Wiener Freundin, nach Frankfurt geholt, sich in München aber Jutta angelacht, ein kesses Zeit- und Zweitgeschöpf. Er sorgte dafür, daß er an der Isar viel zu tun hatte, weil es sich in München besser lebte als in Frankfurt, weil seine Vorgesetzten weiter entfernt waren und weil ihm seine neue Sekretärin zur Zeit besser mundete als ihre den Traualtar beschwörende Wiener Rivalin.

Jutta und Gambler holten ihn am Flugplatz ab. Der Leutnant sah bekümmert aus. »Nachricht von Laszlo«, sagte er.

»Und?«

»Schlimm«, erwiderte der Stellvertreter auf Abruf. »Ein Mann, auf den seine Beschreibung ziemlich genau paßt, ist genau am Einreisetag bei einer Kontrolle auf der Ennsbrücke von den Sowjets erschossen worden.«

»Warum?« fragte Steel.

»Das sagen dir die Sowjets nie, wenn sie dich abknallen«, entgegnete der Leutnant grimmig.

»Wer ist der Informant?«

»Zuverlässig«, versicherte Gambler. »Soweit bei unseren beschissenen Waffenbrüdern überhaupt noch etwas zuverlässig sein kann, kann Bob.«

»Armer Hund«, sprach Steel seinen Nachruf für Laszlo. In seinem Büro öffnete er eine Flasche Bourbon; er trank jetzt häufig schon am Vormittag einen braunen Jungen - aber heute hatte er einen Grund dazu.

Laszlos Abreise war von ihm lange verzögert worden. Für einen Mitarbeiter des amerikanischen Geheimdienstes war es zumindest leichtfertig, sich in den kommunistischen Machtbereich zu begeben, aber dieser Filou hatte plötzlich Heimweh gehabt und auch noch damit gelockt, von Sergiu, einem der Redl-Zipf-Häftlinge aus seiner Heimat, Aufschlüsse über immer noch verschollene Schicksalsgefährten zu erhalten. Er hatte Laszlo, gegen seine Überzeugung, ziehen lassen.

»Sieh zu, Sunny, ob du noch mehr rausbekommst«, sagte er zu dem Leutnant. »Übrigens kannst du unbesorgt in die Staaten zurückkreisen. Wir liquidieren hier am 1. Januar.«

Steel hatte den befreundeten Offizier an seine alte FBI-Dienststelle empfohlen. Da die Besatzungsära eines Tages ihrem Ende entgegengehen mußte, lag Gambler seine Zukunft als Zivilist jetzt näher als die Uniform.

Am Nachmittag ließ sich der Captain den U-Häftling Kaffler,

der zusammen mit Retloff nach dem Coup von Stresa nach München überstellt worden war, vorführen. Der Mann war geständig und erledigt, aber Steel wollte seine Lebensgeister wieder etwas anheizen, so wie die Hexe im Märchen von Hansel und Gretel ihre Gefangenen bis zum Schlachttag durchfüttert.

»Also, der Fall Kreppel ist nun einwandfrei geklärt«, sagte er zu dem Ex-Schloßherrn von Labers. »Sie sind voll geständig, und ich könnte die Akten zur Anklageerhebung an die Staatsanwaltschaft weitergeben.« Er betrachtete den Zusammengesunkenen. »Hören Sie mir überhaupt zu?«

»Aber ja, Herr Captain«, erwiederte Kaffler beflossen.

»Übrigens haben meine Leute inzwischen den Sockel des Bergkreuzes bei Vüpian untersucht. Einen Hohlraum haben sie schon gefunden«, stellte er fest, »aber gefüllt mit Sand und Steinen und nicht etwa mit Geld.«

»Aber ich habe das Geld und die Diamanten selbst hineingetan.«

»Vielleicht haben Sie das alles nur geträumt«, entgegnete der Captain. »Wenn man so lange allein in der Zelle hockt, überkommen einen doch wohl die merkwürdigsten Vorstellungen.«

»Ich habe das Geld selbst in den Hohlraum gelegt und den Sockel persönlich zugemauert«, erwiederte Kaffler mit Nachdruck.

»Dann hat Ihnen einer dabei zugesehen und das Zeug wieder ausgegraben«, versetzte sein Peiniger. »Was weiß ich! Es ist wohl auch nicht so wichtig, denn ich möchte mich jetzt mit Ihnen über ganz andere Summen unterhalten als über Ihr kleines Fluchtkapital, mit dem Sie mich vermutlich nur bei Laune halten wollten.«

Der U-Gefangene schwieg. Man hatte noch immer keinen Anwalt zu ihm gelassen; kein Untersuchungsrichter hatte ihm jemals einen Haftbefehl eröffnet. Er war diesem smarten

Burschen aus Tucson völlig ausgeliefert, und je mehr Informationen er sich abpressen ließ, desto kleiner wurde sein Wert für die Special Commission. Er mußte davon ausgehen, daß Steel längst alles wußte, was Laszlo Menarek bekannt gewesen war. Er konzentrierte sich bei seinem Schweigen auf Namen und Adressen, die dieser Balkandenunziant nicht kennen konnte.

Der Gescheiterte sah zu, wie der Captain wieder einen Schluck aus der Pulle nahm. Aus Erfahrung wußte er, daß der Amerikaner danach zugänglicher wurde; diesmal bot er ihm sogar eine Zigarette an.

»Ich möchte gar nicht bestreiten, Kaffler, daß Sie einige tätige Reue bei der Aufklärung dieses Falles gezeigt haben«, räumte er ein. »Aber wir sind noch lange nicht fertig miteinander.«

»Was wollen Sie denn noch von mir?« jammerte der Häftling mit quengelnder Stimme.

»Zum Beispiel eine Abtretungserklärung für alle Anlagen, Beteiligungen und Barbestände der Züricher Privatbank Künderli und Gyger. Abgezeichnet mit Ihrer Nummernunterschrift.«

»Das bringt Sie doch keinen Schritt weiter, und -«

»Wegen Retloff?«

Kaffler nickte. »Wenn Sie an das Geld heranwollen, brauchen Sie meine und seine Unterschrift.«

»Ihr Schweizer Ex-Freund wird noch bearbeitet«, entgegnete der Vernehmende. »Ich fürchte, ihm geht's nicht so gut wie Ihnen.«

»Sie«, begann Kaffler jetzt vorsichtig, »Sie haben mir etwas versprochen, Mr. Steel.«

»Wenn ich Ihnen etwas versprochen habe, dann werde ich es auch halten«, erwiderte der Offizier im Steel-Stil.

»Wann?«

»Den Zeitpunkt müssen Sie schon mir überlassen«, versetzte der Amerikaner.

»Und welche Garantie habe ich, daß ich die versprochene -«, tastete er sich vorsichtig weiter, »Gegenleistung für die Verhaftung Retloffs wirklich bekommе?«

»Keine«, erwiederte der Captain boshhaft. »Außer meinem Wort.« Er stand auf und lächelte ungut. »Wenn Sie natürlich meinem Wort nicht trauen sollten, dann stünde es schlecht um Sie«, setzte er hinzu und stellte die Whisky-Flasche wieder in den Schrank. »Abführen!« befahl er seinen Leuten.

Es war jetzt an der Zeit, die Engländer mit seinen Plänen vertraut zu machen. Steel rief das britische Hauptquartier an und verlangte Major Thomson. Er wurde ein paarmal weiterverbunden.

»Hello, Captain Steel, how are you?« begrüßte ihn dann eine betont freundliche Stimme. »Mr. Thomson ist nicht mehr in Bad Pyrmont. Er wurde in die Zentrale in London zurückversetzt. Übrigens als Colonel. Can I help you anyhow, Mr. Steel?«

»Oh, yes«, erwiederte der Captain. »Veranlassen Sie bitte, daß mich Mr. Thomson zurückruft.« Er hinterließ sicherheitshalber auch seine Münchener Privatnummer, und das war gut so, denn der Stolz von Oxford rief ihn erst eine Stunde vor Mitternacht in München an.

»Beg your pardon, Bob«, begann er. »Ich war auswärts und habe erst jetzt -«

»Congratulations«, beglückwünschte der Amerikaner seinen Partner zur Beförderung. »Bei euch kommt man wohl schneller voran als bei uns.«

»Dafür erhaltet ihr den höheren Sold«, erwiederte der Brite lachend.

»Erinnern Sie sich noch an unser letztes Gespräch, Henry?«

»Und ob«, versetzte der Colonel. »Es hat meine Meinung über euch Amerikaner ganz erheblich verbessert.«

»Dann möchte ich noch etwas für die britisch-amerikanische Freundschaft tun«, erwiderte Steel. »Oder ist die ›Operation Bernhard‹ schon zu klein für Sie geworden?«

»Keineswegs«, versicherte der Colonel. »Und wenn Sie mir sagen, daß noch etwas im Busch ist, dann -«

»Mindestens eine halbe Milliarde britische Pfund in diversen Währungen, vermutlich aber weit mehr.«

»Heavens«, erwiderte der Engländer. »Will see you as soon as possible.«

Er kam mit der Morgenmaschine; Steel holte ihn am Flughafen ab, in Zivil. »Ich hoffe, es ist Ihnen recht, Henry, daß ich Sie bei mir privat unterbringe«, sagte er bei der Begrüßung. »Wir haben viel zu besprechen, und es sind auch einige Unterlagen zu lesen, die Sie noch gar nicht einsehen dürfen. Und was nicht in den Akten steht, erfahren Sie von mir mündlich«, erklärte er. »Es ist natürlich das Wichtigste.«

»Sie verwöhnen mich, Bob.«

»Die Special Commission wird auf Wunsch der US Army demnächst aufgelöst«, fuhr der Captain fort. »Wir haben viel erreicht, aber nicht alles.« Einen Moment lang wirkte sein Gesicht hart, fast asketisch. »Ich leiste mir einen gewissen Berufsstolz, und so möchte ich alles haben.«

»For God's sake«, erwiderte der Geheimdienst-Colonel. »Ich werde dafür sorgen, daß Ihnen unser König im Buckingham-Palast persönlich einen Orden überreicht.«

»Danke, Henry«, entgegnete Steel lächelnd, »aber vielleicht tut's auch eine Flasche Highland Cream der besten Sorte.«

»Zusätzlich«, genehmigte der Brite.

Sie hatten die Villa in Nymphenburg erreicht. Der Captain begleitete Thomson in das Zimmer, das für ihn hergerichtet

worden war.

Auf dem Schreibtisch lagen bereits die Akten. Bis zum Abend hatte der Colonel die Dossiers überflogen. »Saubere Arbeit«, lobte er.

»Dann werde ich Sie beim Dinner auch noch mit dem unsauberer Teil der Arbeit bekannt machen«, erwiderte Steel.

Sie lächelten beide wie Verschwörer, und der Amerikaner berichtete über das Kesseltreiben hinter den Kulissen der Züricher Bank, um den Mehrheitsaktionär zu stürzen, auf US-besetztes Gebiet zu locken, mit dem Ziel, die durch Falschgeld errafften Vermögenswerte »dem rechtmäßigen Eigentümer, nämlich der Bank of England beziehungweise dem britischen Schatzamt«, stellte Captain Steel wörtlich fest, »zurückzuerstatten«.

»Blendend«, sagte der Colonel. »Und sehr fair. Und die Schweizer Behörden?«

»Die machen durchaus mit. Freilich unter der Bedingung, daß die Sache nicht an die große Glocke kommt.«

»Aber Sie brauchen doch noch Retloffs Unterschrift -«

»Ich werde ihm schon die Hand führen«, entgegnete der Amerikaner zynisch; in seinen Augen glänzte kaltes Feuer. »Beatus Retloff war nur der Schweizer Strohmann«, erläuterte er. »Ein weiterer saß in Madrid, ein dritter in Lissabon, und einer jeweils war zuständig für Argentinien, Uruguay und Peru. Keine Gewähr auf Vollständigkeit. Während des Zweiten Weltkriegs sind insgesamt vierzehn Staaten neutral geblieben, und es kann gut sein, daß die Nazihehlerorganisation in jedem dieser Länder, einen eigenen Mann hatte. Einiges weiß ich bereits darüber, vieles müssen Ihre Leute noch eruieren, Henry.«

»Das wird mein Lebenswerk«, erwiderte der Colonel mit fröhlicher Verzweiflung.

»Es ist natürlich auch nicht ausgeschlossen, daß neben

Kaffler noch andere Hauptagenten eingeschaltet waren«, fuhr Steel fort. »Sicher ist nur, daß dieser Bursche immer nach dem gleichen System gearbeitet hat: Von der Provision abgesehen, wurden alle Anlagen durch gegenseitige Unterschriften angeblich für das ›Reich‹ abgesichert. Sicher hatte der eine oder andere Nazibonze dabei seine Hintergedanken; die von Friedrich Kaffler kenne ich nur zu gut.«

»Er hatte sich sozusagen seine private Rückversicherung aufgebaut«, sagte der Colonel.

»Die Anlagen in der Schweiz hat er jetzt ausgebucht. So schlau ist er«, konstatierte Steel. »Kaffler hat von mir ein halbes Versprechen, daß ich ihn irgendwie eines Tages laufen lasse; damit freilich stehe ich jetzt unter Zeitdruck.«

»Sie hätten ihn aus der Haft entkommen lassen, um ihn zu verfolgen, Bob?« folgerte Thomson. »Und um dadurch an seine Hintermänner und durch diese wiederum an die verschobenen Gelder heranzukommen?«

»Richtig, Henry - an die zum Schaden der britischen Krone gewaschenen Gelder«, präzisierte er.

»Ich werde da fortfahren, wo Sie aufhören müssen -«

»Das habe ich gehofft, Henry«, erwiderte Robert S. Steel.

»Der Teufel soll mich holen, Bob«, versetzte der SIS-Colonel erregt. »Das werde ich auch tun.«

»Ein Absolvent von Oxford flucht nicht«, erwiderte der Captain lachend. Er hatte schon öfter erlebt, daß Thomsons kühles Inseltemperament so rasch schmelzen konnte wie die Eiswürfel im Whiskyglas.

»Ein Absolvent von Oxford erpreßt auch nicht«, sagte der elegante Offizier in Zivil, »es sei denn zum Schaden von Nazis und zum Nutzen der Krone.«

»Legen Sie Daumenschrauben an«, versetzte der Captain.  
»Ich stehe Schmiere.«

Sie verbrachten einen angeregten Abend, bei dem sie alle Einzelheiten der Übergabe des Mammutkriminalfalls festlegten. Am Morgen fuhr der Colonel nach London zurück und kurbelte die Vorbereitungen an. Im Dezember meldete er telefonisch, daß die Maßnahme X anlaufen könne.

Der CIC-Captain ließ sich Kaffler ein letztes Mal vorführen. »Ich will es kurz machen«, begann er. »Man hat mir den Fall aus der Hand genommen. Die Engländer werden ihn künftig weiterbehandeln.«

Der U-Häftling schnappte ein paarmal mit dem Mund, stumm wie ein Fisch.

»Aber ich stehe zu meinem Wort und übe Gnade vor Recht«, behauptete Steel und trat an die Tür, als müsse er sich vergewissern, daß kein Lauscher in der Nähe war; er schloß auch das Fenster. »Sie werden mit dem Jeep von Sergeant Murdock und einem weiteren meiner Leute überstellt. Sie fahren mit Ihnen über die Autobahn Karlsruhe-Frankfurt nach Köln. Im Rasthaus Bruchsal werden Ihre Bewacher eine Pause einlegen.« Er warf Kaffler eine Zigarette zu. »Das ist Ihre Chance - Ihre einzige übrigens.«

»Aber ich hab' doch kein Geld, keinen Ausweis, und -«

»Hören Sie mir doch zu, bevor Sie lamentieren«, erwiderte Steel kalt. »Im Wagen sind die Akten und die Asservate. Dazu gehört auch die Tasche, die wir in der Elsässer Straße bei Ihrer reizvollen Base mit Inhalt sichergestellt haben. Kapiert?«

»Und die Handschellen?« fragte Kaffler hastig.

»Wer hat denn davon etwas gesagt?« versetzte der Mann aus Arizona. »Wir sind doch nicht so unmenschlich zu Ihnen, wie Sie zu Kreppel waren.« Er stand auf, beugte sich zu seinem Opfer hinab. »Ich will Ihnen noch etwas raten: Lassen Sie sich nie mehr in Europa blicken. Sowohl in Italien wie in Deutschland werde ich bei der Staatsanwaltschaft eine Kopie der Kreppel-Akte hinterlegen. In beiden Ländern wird man Sie

künftig wegen Mordes suchen.« Er ging an die Tür und stellte fest, wie auf dem eingefallenen Gesicht Kafflers Angst und Hoffnung, Mißtrauen und Glaube gärten und seine Augen sich wieder flink wie Insekten bewegten. »Und nun scheren Sie sich zum Teufel, Kaffler«, sprach er das vorläufig letzte Wort.

Der Gefangene stellte während der Fahrt fest, daß der Amerikaner sein Versprechen einhielt. Am nächsten Tag waren sie schon bei Zeiten losgerollt, Kaffler saß vorne neben dem Fahrer, hinter ihm kauerte Sergeant Murdock, offensichtlich schon am frühen Morgen blau wie ein Veilchen. Der Fahrer fluchte über das Wetter, über die Army, über die Bürokratie und die lange Reise, die sie wegen eines verdammten Krauts auf sich nehmen müßten.

In Leipheim hielten sie zum erstenmal, dann ging's weiter nach Bruchsal. »Stop«, sagte Murdock. »Ich muß einen zu mir nehmen. Ganz dringend.«

»Wenn du mir was Trinkbares mitbringst«, sagte der Fahrer,

Murdock ließ sich Zeit; er kam nicht wieder. Der GI am Steuer stieg aus und ging auf das Rasthaus zu. Kaffler lächelte, denn er war sich jetzt sicher, daß es sich hier um keinen Zufall handelte. Er schnappte sich die Aktentasche und verschwand. Er hatte einen Paß und einen neuen Namen, und Captain Steel würde schon nicht zu heftig nach ihm fahnden lassen; wahrscheinlich hatte er doch das Geld aus dem Kruzifixsockel geholt und legte keinen Wert darauf, daß darüber noch einmal gesprochen wurde von dem einzigen Zeugen, der etwas darüber wußte.

In einer kleinen, schmuddeligen Hotelpension lieh sich Kaffler eine Schreibmaschine aus und trug in den Blankopass als neuen Namen »Friedrich Oblitter, Kaufmann« ein. Er schlug sich nach Rom durch und tauchte hier eine Weile unter. Am 4. Mai 1947 wurde er in Madrid erstmals gesehen. Während Friedrich Kaffler, alias Friedrich Oblitter, alias Heinrich Krug,

tatsächlich aber Friedrich Schwaiger, dort bis zum September 1947 noch immer nicht mit seinen Geschäften zu Rande gekommen war und sich überlegte, ob er vielleicht in Lissabon leichteres Spiel hätte, hatte Colonel Thomson vom Secret Intelligence Service jeden seiner Schritte unter Kontrolle.

»Stell dir vor, Franz, Sauerbruch hat Triest heil überstanden«, hatte Sokrates den Freund nach seiner Rückkehr aus Zürich empfangen. »Und weißt du, wo er lebt? In den USA. Verheiratet mit einer Amerikanerin! Mensch, wir schlagen uns hier mit allem möglichen herum und wagen gar nicht daran zu denken, was aus Werner geworden ist, und der spielt inzwischen den alliierten Flitterwöchner in Detroit.« Er schob dem Breslauer den Luftpostbrief zu.

Eine Minute lang überlagerte das glückliche Geschick ihres Wohltäters und Kumpels das schweizerische Erfolgserlebnis Kudellas.

»Toll«, sagte dieser, »und so wird aus einem Stabsarzt ein Mister.«

Erst jetzt sah der kleine Kunze die drei brandneuen Koffer. »Na«, zahnte er, »biste nun moralisch aufgerüstet?«

»Fromm wie eine Spät Jungfrau«, antwortete Kudella. »Bloß viel reicher. Du übrigens auch.«

»Wieviel besitzen wir denn?« fragte der Berliner und rieb den Daumen am Zeigefinger.

»So an die zwei Millionen Schweizer Franken - für den Anfang«, versetzte der Ex-Zögling der »Moral Rearmament«.

»Da mach' ich ab morgen blau«, entgegnete Sokrates.

»Einen Dreck wirst du tun«, wies ihn Kudella zurecht. »Nichts ändert sich in unserem Leben, außer, daß wir künftig pro Woche zwei Care-Pakete bekommen, deine und meine Mutter übrigens auch, und natürlich auch Verena und Vater

Stemmer. Ich schufte weiter im Alabama-Depot, und du zählst gewissenhaft das Geld nach, an dem du dir gerade noch den Hintern abwischen kannst.«

Der kleine Kunze gab nach, Franz hatte ja recht; er handelte, als hätte er sein bisheriges Leben lang darüber nachgedacht, wie man ungefragt und unbestraft Millionär mit anrüchigem Geld ist, ohne aufzufallen.

Sie verbesserten ihren Lebensstandard nur in dem Maße, wie es die Care-Pakete und die kleinen, halblegalen Mitnahmen aus dem Alabama-Depot erlaubten. Sie warteten auf Adrian, der jetzt schon zum fünftenmal hatte wissen lassen, daß seine Entlassung unmittelbar bevorstehe. Wenn der Freund aus Frankreich zurück war, wollte Sokrates ganz zu seiner Freundin ziehen, deren gastliches Bett ihn ohnedies zwei- bis dreimal in der Woche einlud.

Im übrigen hielten sich die Freunde peinlich an die Ratschläge ihres Zürcher Wirtschaftsanwalts, Sie erwarben Behelfspässe, ließen sich von ihm ein Dreimonatsvisum verschaffen. Als es abgelaufen war, erhielten sie ein neues. Bis September hatten sie auf achtundzwanzig Fahrten weitere zweihundertachtzigtausend Pfund - und damit insgesamt vierhundertachtzigtausend - in Sicherheit gebracht.

Sie starteten ihre Eichhörnchenaktion mit dem zweiten Visum von neuem.

Reisen war in dieser Zeit kein Vergnügen. Flugzeuge gab es nur für Alliierte und Devisenausländer. Die Züge waren überfüllt, Autos rar, der Sprit am Schwarzmarkt fast unbezahlbar. Die beiden Kufloh-Gesellschafter opferten für Zürich ihre Wochenenden, nahmen sich einen Tag Urlaub oder feierten gelegentlich auch ein paar Tage krank. Sie hatten nie mehr als zehntausend Pfund bei sich und diese sorgfältig an verschiedenen Stellen ihres Gepäcks und in Hosentaschen, in Jacken und im Mantelfutter versteckt.

Nur einmal wurde Kudella gründlicher kontrolliert. Der Uniformierte sah einen Packen Pfund-Scheine und bekam Stielaugen. »Sie haben aber sehr viel Geld bei sich«, sagte er mit deutlichem Tadel.

»Geerbt«, erklärte der Deutsche.

»Sie sollten ordentlicher damit umgehen«, riet der Zöllner, zögerte einen Augenblick, gab ihm den Paß zurück und wünschte ihm eine gute Fahrt.

In Zürich wechselten die Freunde jeweils bei verschiedenen Banken ihre Pfunde in Dollars oder Schweizer Franken ein und füllten damit ihr Nummernkonto Null-acht-fünfzehn weiter auf. Sie kamen flott voran, dennoch ging es Kudella zu langsam mit den anstrengenden Bahnfahrten.

Er baute in seinen Ersatzkanister ein zweites Fach ein, fuhr diesmal mit seinem stinkigen DKW und schaffte mit einem Schlag eine halbe Million über die Grenze. Er nahm sich fast eine Woche Zeit, den Betrag in Teilbeträgen einzulösen. In den ersten Maitagen des Jahres 1947 hatte er es geschafft.

Adrian kehrte noch rechtzeitig zum Geburtstag Verenas nach München heim. Plötzlich stand er da, als wäre er erst seit gestern weggewesen, abgerissen, abgemagert, mit einem Wolfshunger im Gesicht. Sein Lächeln wirkte gezwungen, als schämte er sich über die lange Kriegsgefangenschaft in Frankreich.

»Mensch, Adrian! Kumpel, Kamerad!« begrüßte ihn Franz begeistert. »Du hast dir vielleicht Zeit gelassen! Ausgerückt?«

»Entlassen«, erwiderte Adrian Stemmer. »Legal, wenn auch ohne Geld.«

»Macht nichts«, entgegnete der Breslauer grinsend. »Geld haben wir wie Sand am Meer.«

Adrian lächelte und kaute an Worten. »Weißt du«, sagte er dann, »wenn du so verdammt anständige Kumpels hast, die sich

um deine Angehörigen kümmern, kannst du in Frankreich in aller Ruhe ein paar Dutzend Atlantikbunker abtragen und -«

»Schnauze«, unterbrach ihn Franz. »Du hast keine Kumpels, sondern Komplizen.« Seine Lippen platzten wie ein faules Ei. »Und diese Komplizen sind deine Freunde.« Er betrachtete angewidert Adrians schäbige Offiziersuniform. Er ging an den Kleiderschrank der Zweizimmerwohnung, riß die Türe auf. »Hier«, sagte er und griff nach einem mausgrauen Kammgarnanzug. »Den haben wir dir mitgebracht, aus Zürich. Du wirst doch nicht herumlaufen wollen wie einer, der den Krieg verloren hat.«

»Haben wir ihn denn gewonnen?« fragte Adrian.

»Wir schon«, versetzte Franz und lachte lauthals, weil die Jacke viel zu weit an seinem Freund herumschlotterte. »Du wirst dich schon noch in die feine Montur hineinfressen«, tröstete er ihn. »Und nun halte ich meine Rede: Wir haben deinem Vater und deiner Schwester ein bißchen unter die Arme gegriffen, aber bezahlt hast alles du selbst. Capito?«

»Nicht ganz.«

»Ich sagte dir doch schon: Wir sind steinreich. Alle drei. Wir haben jetzt schon so viel Geld, daß es eine Schande ist.« Er lachte wie ein Berserker. »Der Lohn der Angst.«

Adrian setzte sich. Er zündete sich eine Zigarette an, goß sich einen Schnaps ein. Er war von der Eröffnung überwältigt, wirkte aber eher nachdenklich als erfreut.

»Interessiert dich denn gar nicht, wieviel du besitzt? In Dollars und in Schweizer Franken?«

»Ich werde ganz von vorne anfangen«, entgegnete Adrian. »Ich habe ja lange genug Zeit gehabt, mich darauf vorzubereiten. Ich werde die Firma sanieren und -«

»Du steigst gleich ganz groß ein, Sportsfreund«, versetzte Franz, die Kanaille. »Du boxt deine miesen Verwandten aus der

Firma und wirst Kleindeutschlands führender Bauunternehmer.« Er lachte schallend. »Während du für uns geschippt hast, haben wir für dich geschoben, Junge. Wir haben über zwölf Millionen Schweizer Franken auf unserem gemeinsamen Nummernkonto. Steuerfrei und unangreifbar, bis jetzt. Nur mit der Verzinsung muß noch was geschehen. Die Care-Pakete«, ereiferte er sich, »alles bezahlt. Die Medikamente für deinen Vater in Zürich erworben, mit zwei Prozent Skonto. Da drin im Schrank sind noch fünf Hemden und zehn Unterhosen und zwei Paar Schuhe für dich, und in der nächsten Woche fahren wir zusammen in die Schweiz, plündern den Kassenschränk Europas und staffieren dich aus wie Graf Rotz.«

»Hör auf«, erwiderte Adrian. »Mir ist schon ganz schwindelig.«

»Das kommt vom Schnaps und davon, daß du nichts Richtiges im Magen hast«, entgegnete der Freund.

»Handelt es sich um das Geld, das wir auf die Kufloh-Hütte geschafft haben?« begriff der Heimgekehrte langsam. »War es tatsächlich noch etwas wert?«

»Und ob. Ausgelagerte Devisenbestände der Deutschen Reichsbank. Das Reich ist uns weiß Gott noch etwas schuldig«, versetzte Kudella. »Und wir sind harte Gläubiger.« Er steigerte sich in Zorn. »Ich werde dafür sorgen, daß uns das Reich jeden Happen Kunsthonig, jede Tube Schmelzkäse, jeden Fußlappen, jeden Kriegstag, jede Stunde, jede Woche, jede unterschlagene Marketenderware und jede Verwundung zurückzahlt!« Er polterte, daß man es durch das ganze Haus hörte. »Jeden Tropfen Blut und jeden Tag Kriegsgefangenschaft, jede Minute Angst, jeden Schluck Muckefuck und jeden Fick, der uns ausgekommen ist«, schrie er und hämmerte sich wütend auf seinen linken Oberschenkel. »Und diesen verdammten Knochen noch extra. In Gold. Und dir die Zeit in Frankreich und Wolfram die unterbrochene Bankkarriere. Dafür mache ich die Rechnung auf: Für diesen beschissenem Reichsarbeitsdienst, für die

Reichsmark, das Reichskriegsopfer, die Reichsparteitage, das Reichsdienstleistungsgesetz und -«

»- die Reichsautobahn«, versuchte Adrian ihn zu beruhigen.

»Gut«, entgegnete der Freund ernsthaft. »Dafür zahle ich Ihnen meinen Abschlag, obwohl das auch nur eine Kriegsvorbereitung war.«

»Deine Reichsliebesnächte hast du dir ja trotzdem gepflückt«, sagte Adrian, »und die ganze Division hat an der Spanischen Treppe im Geiste mitgepudert -«

Franz lächelte versonnen. »Das war einmal.«

»Hauptsache, du hast dich gebessert, Kanaille.«

»Gebessert?« erwiderte Kudella mit kleinen Augen. »Wann bist du eigentlich angekommen?« fragte er dann. »Gestern, spät am Abend.« »Und dann die ganze Nacht gequasselt, was?« entgegnete Franz.

»So kann man's auch nennen«, entgegnete der Baulöwe vor dem Sprung. »Corinna war übrigens auch da«, sagte Adrian so nebenbei. »Du kennst doch die Kommilitonin meiner kleinen Schwester. Das Mädchen aus Elbing?«

»Noch nicht richtig da und schon verknallt«, spottete Franz. »Komm, wir fahren schnell bei Märzbach und Grosse vorbei. Wenn dich Sokrates sieht, verzählt er sich vor Schreck.« Seine Lippen drifteten auseinander. »Macht nichts, ist ja nicht unser Geld.« Er wurde wieder ernsthaft. »Wir haben nichts ausgegeben, Adrian, außer für dringliche Anschaffungen. Wir waren verdammt diszipliniert. Aus gutem Grund ist Juno rund.«

»Ich bin nicht sehr geldversessen«, entgegnete der Freund. »Ihr könnt wirklich meinen Anteil haben.«

»So doof kann doch nur ein Hungerleider daherreden.« Kudellas Ingrimm verebbte rasch. »Wir lassen dir Zeit, Adrian. Spaß beiseite, bei dir muß ja die Welt kopfstehen. Nur eine Bitte muß ich gleich aussprechen: Kein Wort über unser Kufloh-

Guthaben. Zu niemandem. Nicht zu deinem Vater, nicht zu deiner Schwester und auch nicht zu dieser hübschen Corinna, ganz gleich, welche Rolle sie in Zukunft spielen wird. Abgemacht?«

Adrian nickte. Er war mit den Gedanken woanders, aber er würde sich fangen. Schließlich wollte auch er sich nicht umsonst abgeschleppt haben, damals.

Adrian brauchte Wochen, um sich an die Gegenwart nach der Währungsreform zu gewöhnen, an die Freiheit, an das Leben. Er aß und schlief viel, ging spazieren, entwarf Feldzugspläne gegen die Leute, die seinen Vater weitgehend aus der Firma gedrängt hatten, und verwarf sie wieder. Er traf sich häufig mit Corinna und trat doch auf der Stelle. Aber eines Tages begann er sich doch für die Zürcher Geldanlage zu interessieren, und zu dieser Zeit paßte er fast schon in den mausgrauen Einreiher hinein.

Zu einem eigenen Telefon hatte es der prächtige Organisator noch nicht gebracht. Er stand noch immer auf der Warteliste und mußte zum Postamt gehen, um einen Termin für seine Freunde und sich bei seinem Züricher Rechtsanwalt zu vereinbaren. Zuerst kam er nicht durch, dann war der Jurist nicht in seinem Büro. Schließlich klappte es.

»Gedankenübertragung«, sagte Dr. Hyazinth Frey. »Ich wollte Ihnen gerade ein Telegramm schicken. Ich muß mit Ihnen reden.«

»Ist etwas los?« fragte Kudella.

»Nichts Wesentliches«, antwortete der Mann aus Zürich, der in der City das Gras wachsen hörte, selbst noch auf Beton. »Aber ich muß Sie sprechen. Nein, nicht am Telefon. Ich komme morgen nach München«, erklärte er. »Ich werde im ›Bayerischen Hof‹ absteigen.«

Kudella nahm sich drei Tage frei. Er war so in Schale, daß der Hotelportier, der ihm die Türe öffnete, in Erwartung eines Trinkgeldes einen Ausländer in ihm sah.

In der Halle trank Kudella einen Kaffee mit dem Gast aus Zürich, dann fuhren sie in das Apartment im vierten Stock hoch.

»Eine Frage«, begann der Anwalt: »Haben Sie noch viel von diesen Pfund-Noten?«

Kudella zögerte.

»Wie viele?« drängte Dr. Frey.

»Einige hunderttausend.«

»Lassen Sie die Tauschaktionen einmal eine Weile sein«, riet der Besucher. »Am besten ist, Sie kommen jetzt überhaupt nicht nach Zürich. Auch Ihre Freunde nicht.«

»Was ist denn los?« fragte Kudella erschrocken. »Eine plötzliche Fahndung?«

»Nicht gegen Sie«, erklärte der Anwalt. »Sagen wir einmal: eine allgemeine Recherche bei den Banken. Sie haben nichts zu fürchten. Trotzdem wäre es mir unlieb, wenn Sie in diesem Moment irgendwie auffallen würden.«

»Gut«, entgegnete Kudella.

»Ich gebe Ihnen so bald wie möglich grünes Licht, dann können Sie Ihre Transaktionen wieder handhaben wie bisher.«

»Einverstanden«, erklärte der Deutsche. »Aber zuvor möchte ich Sie mit meinen beiden Teilhabern bekanntmachen.«

»Am besten in Ihrer Wohnung«, schlug Dr. Frey vor.

Sie trafen sich um siebzehn Uhr in der Siegesstraße. Sokrates kam direkt von der Bank, auch Adrian hatte längst im Büro der desolaten Baufirma Fuß gefaßt.

»Freut mich, Sie kennenzulernen«, begrüßte sie der Anwalt. »Herr Kudella, Ihr Freund, möchte, daß Sie beide eine Vollmacht über das Nummernkonto erhalten. Ist das in Ihrem Sinn?«

»Was Franz will, ist immer in unserem Sinn«, antwortete der kleine Kunze.

»Ich habe da gewisse Bedenken«, fuhr der Jurist fort. »Es ist meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen. Betrachten Sie es bitte nicht als persönlichen Einwand, ich handle gewissermaßen von Amts wegen.«

»Bitte«, entgegnete Adrian.

»Wenn ich die Vereinbarung nach dem Willen von Herrn Kudella treffe, ist jeder von Ihnen berechtigt, allein über das gesamte Guthaben zu verfügen. Das halte ich für ein Unding.«

»Was würden Sie vorschlagen?« fragte Adrian.

»Teilen Sie das Guthaben durch drei, dann ist jeder nur für seinen eigenen Anteil verantwortlich.«

»Genau das will ich vermeiden«, versetzte Kudella. »Wenn Sie einem von uns vier Millionen auf die Hand geben, macht er nur Quatsch. Wenn er für die anderen zwei mitverantwortlich ist, dann können Sie ihm getrost die zwölf Millionen überlassen, ohne daß er den geringsten Unfug anrichtet.«

»So kann man es natürlich auch sehen«, erwiderte Dr. Frey mit einem sauren Lächeln.

»Man kann nicht, man muß«, versetzte Kudella, und der Anwalt stellte sich nun nicht mehr gegen die neue Regelung. Und auch nicht gegen die drei Prozent Provision, die er dafür kassieren würde.

»Wissen Sie, Herr Stemmer und Herr Kunze«, sagte er beim Abschied. »Ihren Freund Kudella kann man mit einem Sack Gold und einer Jungfrau um die Erde schicken.«

»Und was geschieht dann Ihrer Meinung nach?« fragte Sokrates, mehr aus Höflichkeit.

»Er kommt mit drei Kindern und zwei Sacken Gold zurück.«

Sie lachten alle vier, und Kudella fuhr Dr. Frey mit seiner DKW-Reichsklasse zum Flughafen Riem. »Wir werden uns also voraussichtlich erst in ein paar Wochen wiedersehen«, bemerkte der Jurist, und sein Geschäftspartner hatte nichts dagegen, weil

ihm diese Tauschfahrten sowieso schon auf den Wecker fielen und der eingemauerte Pfund-Bestand in München ja auch ziemlich sicher verwahrt war.

»Wie gefällt euch unser Anwalt?« fragte er nach der Rückkehr seine Freunde.

»Ein honetter Gauner«, urteilte Adrian und bewies damit, daß ihm die Zeit einige Menschenkenntnis beigebracht hatte.

## ***DRITTER TEIL***

### ***Finale***

Der Oktobertag Ist unfreundlich, naßkalt; er gähnt mit dem unwirschen Gesicht einer alten Frau. Laszlo hat die Schultern hochgezogen. Er sieht sich flüchtig nach Verfolgern um. In letzter Zeit sieht er überall Gespenster, aber das ist wohl immer so, wenn man zu viel raucht, zu viel trinkt, zu viel bumst und zu viel Geld ausgibt. Doch er ist nun einmal ein Verschwender, und das in jeder Hinsicht.

Laszlo geht an dem Kabarett »Der große Wurf« vorbei, um sicher zu sein, daß ihm kein Schatten folgt. Seitdem er im letzten Moment über die Feuerleiter eines Hotels entkommen ist, rechnen ihm die Nerven seinen Lebenswandel vor. Noch mehr Geld heißt für den Balkandeutschen noch mehr Frauen, und noch mehr Frauen bedeutet für ihn noch mehr Risiko.

Kein Verfolger. Laszlo dreht sich um, geht langsam zurück, läßt sich von einer Straßennutte ansprechen, schüttelt den Kopf, geht gemächlich weiter, einer unter vielen Striptease-Touristen. Die meisten von ihnen sind Amerikaner auf Tripper-Trip. Einer der von Laszlo Verächteten, die sich von den Streetwalkers ausnehmen lassen wie Truthähne am Thanksgiving Day, ist der CIC-Lieutenant Whistler; er folgt Laszlo mit drei anderen, die vor zwanzig Stunden von der Züricher Polizei einen Wink erhalten hatten.

Der Verfolgte betritt den Hinterhof in der Art eines Mannes, der an unerlaubter Stelle austreten muß. Es ist kalt, er fröstelt; aber er ist sich sicher, daß ihm keiner folgt. Sergiu, der vor der Druckerei Schmiere steht, ist so mit dem Hausschatten verwoben, daß ihm der Besucher fast auf den Fuß tritt. »Hoppla«, sagt er. «Mensch, ist das kalt bei euch in Paris.«

»Es friert im wärmsten Winterrock der Säufer und der Hurenbock«, entgegnet Sergiu lachend und gibt ihm die Hand.

Die Falschgeldwerkstatt ist nach außen sorgfältig abgedunkelt.

»Na endlich, Laszlo«, begrüßt ihn Gaston. »Ich fürchtete schon, du liegst wieder mal im falschen Bett.«

»Ich mußte über die falsche Leiter«, erklärt der Ankömmling. »Diesmal hätten sie mich beinahe geschnappt.«

»Was war los?« Der Unterweltler aus Marseille gibt Jan einen Wink, vor der Tür Posten zu beziehen.

»Ich fürchte, unsere besseren Zeiten sind vorbei«, beginnt der Deutschrumäne. »Eure Zwanzig-DM-Scheine waren die letzte Scheiße. Ich hab' euch gleich gewarnt.« Er zündet sich eine Zigarette an; sie sehen, daß seine Hand zittert. »Die sind übrigens inzwischen aus dem Verkehr gezogen worden.«

»Macht nichts«, tröstet ihn Sergiu. »Hier, schau dir mal das an.« Er reicht ihm eine der neuen Fünfzig-Mark-Blüten. »Erst ein Muster, aber diesmal haben wir es so gut hingebracht wie in Redl-Zipf.«

»Das muß ich mir morgen bei Tageslicht genau anschauen«, erwidert Laszlo. »Ich sag' euch gleich: Wenn's wieder Pfusch ist, könnt ihr euch einen anderen Verteiler suchen.«

»Meinst du?« spottet der Mann mit dem goldzahnbestückten Mund. »Brauchst du auf einmal kein Geld mehr?«

»Wir geben alle viel zu viel Geld aus«, versetzt der Besucher.

Das Geschäft der staatlich ausgebildeten Falschmünzer hatte sich bestens angelassen. Alle Klischees der britischen Falsifikate waren mit ihrem Fluchtgepäck unkontrolliert und unversehrt Über die französische Grenze gekommen. Es erwies sich für die Fälscher auch noch nicht als Katastrophe, daß die meisten englischen Banknoten ungültig geworden waren, bevor sie den Nachlaß des Dritten Reiches überhaupt ausgepackt hatten; sie

besaßen auch die Druckstöcke für die weiterhin gültigen Fünf-Pfund-Noten. Nach einigen vergeblichen Anläufen war es Laszlo gelungen, an das in Westdeutschland befindliche Papierlager einer enteigneten Ostzonenfirma heranzukommen und kurz vor seinem Untertauchen eine ganze Lastwagenfuhr dieses unersetzblichen Rohstoffes auf Schleichwegen nach Paris zu karren.

Seitdem waren die Pressen gelaufen, viel langsamer zwar als in Sachsenhausen und in Redl-Zipf, aber doch mit einem Ausstoß, der sie alle vier zu Millionären gemacht hätte, wenn sie nicht übergescnappt wären. Als größter Feind der vier Falschmünzer hatte sich nicht die Kriminalpolizei, sondern das Geld erwiesen.

Es ist ein Witz, daß es dem Falschmünzerquartett schlechter geht, seitdem es ihm gut geht: Gaston verbürtigt alles am Spieltisch, Sergiu und Laszlo bringen den größten Teil ihres Profits mit Weibern und Autos durch, und Jan leidet unter einem Teppich- und Antiquitätentick; er ist dabei, sich, unter dem Protest der anderen, ein Schloß in der Bretagne unter den dreckigen Nagel zu reißen.

»Wieviel hast du wieder verspielt, Gaston?« fragt Laszlo.

»Und wieviel hast du wieder verhurt?« schießt der Komplize zurück.

»Seid mal friedlich«, trennt Sergiu die Kampfhähne und lächelt müde. »Vom Fluch des Geldes bleiben eben nur Leute verschont, die kein Geld haben.«

»Aber das Geschäft in der Schweiz mit den Fünf-Pfund-Noten läuft doch wohl noch?« wird Gaston wieder sachlich.

»Ich weiß nicht recht«, erklärt Laszlo. »Ich hab' so ein flaves Gefühl. Fünf-Pfund-Noten sind einfach zu wenig wert. Zweihundert von ihnen kosten genau so viel Risiko wie ein Eintausend-Pfund-Schein. Diese Scheißnazis im Krieg, die haben's leicht gehabt, aber wir können jetzt sehen, wie wir

zurechtkommen.«

»Na ja«, entgegnet Gaston mit einem unwahren Lächeln, »Kleinvieh macht auch Mist.«

»Und künftig steigst du auf Fünfzig-Mark-Scheme um«, sagt Sergiu. »Westdeutschland ist doch ein prima Markt. In keinem Land der Welt wechselt ein Geldschein so rasch den Besitzer wie auf der anderen Seite des Rheins.«

»Das stimmt schon«, bestätigt Laszlo. »Aber zuerst einmal will ich mir euer Kunstwerk genau ansehen.«

Sie verabreden sich für den nächsten Morgen, aber dazu kommt es nicht mehr. Als Laszlo die Druckerei verläßt, kurz nach einundzwanzig Uhr, erkennt er unter einer Laterne einen Mann, dem er heute schon zweimal begegnet ist. Diesmal drehen nicht seine Nerven durch, diesmal warnen ihn seine Augen.

Er geht ganz langsam weiter, links um die Ecke; er stellt fest, daß ihm der Schatten folgt. Laszlo ist sich jetzt sicher, schnappt sich im letzten Moment ein Taxi, zahlt, springt während der Fahrt ab, fährt ein Stück mit der Metro, erreicht ein paar Minuten vor der Abfahrt den Nachtexpress nach Rom und erhält gegen ein saftiges Trinkgeld das letzte Schlafwagenbett.

Laszlo hat eine lange Reise vor sich, aber seine Verfolger suchen ihn sicher am Flugplatz, und niemand weiß, daß er zur Zeit Peter Hoffmann heißt und auch noch einen zweiten Paß auf den komischen Namen Fritz Brezenteig mit sich führt. »Wann kommen wir in Rom an?« fragt Laszlo den Schlafwagenschaffner.

»Erst um zwölf Uhr vierzig, morgen mittag«, antwortet der Mann. »Soll ich Sie da noch wecken?«

»Das ist wohl nicht nötig«, erwidert der Passagier. »Wo ist der Speisewagen?«

»Gleich nebenan«, versetzt der Uniformierte.

Während sich Laszlo über den Gang schiebt, zieht er Bilanz: zwei Konten in der Schweiz, eines in Deutschland, ein weiteres in Madrid. Sie sind zwar durch seine Amouren ziemlich geplündert, aber fürs erste wird's wohl reichen.

»Einen Platz, Monsieur?« dienert der Kellner und verweist den späten Gast an einen Zweiertisch.

Laszlo hat zwar zur Zeit andere Sorgen, aber die Welt ist wirklich komisch: Ihm gegenüber sitzt die Schwarzhaarige vom Dienst. »Fahren Sie auch nach Rom?« fragt er sie.

»Wie witzig«, erwidert die Dreißigjährige.

»Lassen Sie mir doch Zeit, mich zu entfalten«, versetzt Laszlo, und die neue Reisebegleiterin lacht hell.

Nach dreißig Kilometern Bahnfahrt bestellt er die erste Flasche Schampus. Sie ist sündteuer, und er ordert gleich noch eine zweite.

Er gibt dem Ober ein fürstliches Trinkgeld.

»Mein Gott, werfen Sie mit den Scheinen um sich«, bemerkt die Schwarzhaarige. Das Lächeln des Mannes mit dem gepflegten Oberlippenbärtchen lässt erkennen, daß er schöne Zähne hat und bereit ist, für eine Nacht im Schlafwagen einiges anzulegen.

Ein Achsenbett ist kein Lotterlager, aber besser lässt sich für den bis vorgestern bei der CIC für tot gehaltenen Ex-Mitarbeiter die lange Bahnfahrt von Paris nach Rom nicht verbringen. Die einzige Überraschung, die ihm seine Begleiterin mit den blauschwarzen Haaren beschert, ist, daß sie kein Geld nimmt, das Repertoire aber besser durchspielt als jede Professionelle.

Angenehm geschwächt erhebt sich Laszlo morgens gegen zehn Uhr. »Deus ex vagina«, albert er grinsend.

»Ich bin zwar nicht für aufgewärmtten Milchbrei«, entgegnet die Dreißigjährige. »Aber wenn du willst, findest du mich im ›Excel-sior‹.«

»Ich will«, antwortet er.

»Du willst wohl immer?«

»Nach dir«, versetzt Laszlo. »Aber wir frühstücken doch noch zusammen?«

Eine halbe Stunde später sitzen sie im Speisewagen. Paris war unerfreulich gewesen, auch meteorologisch, aber seit Florenz scheint die Sonne. »Was machst du eigentlich beruflich?« fragt Laszlo die Reisegefährtin der Nacht und reicht ihr die Brötchen.

»Was werde ich schon tun?« entgegnet sie. »Ich bin verheiratet.«

Ihre gute Laune hält an bis Rom. Laszlo hilft der Schwarzhaarigen beim Aussteigen, und dabei starrt er unvermittelt in ein Gesicht mit kühlen grauen Augen, das er seit Juni 1946, seit achtundzwanzig Monaten, nicht mehr gesehen hat.

»Du bist nicht besoffen, Laszlo«, sagt Captain Steel. »Und für einen Toten siehst du recht gut aus.«

Einen Moment scheint es, als wolle Laszlo blindlings davonlaufen.

»Mach keine Dummheiten.« Der CIC-Captain spricht mit der Stimme eines Arztes, der einen Patienten beruhigen will. »Am Bahnsteig stehen vier meiner Leute, die dir mit mir von München aus entgegengeflogen sind. Der hier übrigens«, er deutet auf einen schlanken, verdrossenen Burschen, »ist Lieutenant Whistler. Er hat dich schon seit Zürich im Auge. Du bist immer noch der gleiche leichtsinnige Vogel, Laszlo.«

Als er abgeführt wird, ohne Handschellen und ohne Aufsehen, sieht der Festgenommene die schwarzhaarige Alleskönnnerin im Gedränge und seufzt verzichtend in der Annahme, daß sie wohl für längere Zeit die letzte gewesen sei.

»Hierher, Laszlo!« sagt Steel und deutet auf einen

Millecento. »Thanks, Lieutenant«, genehmigt er dann Whistler einen freien Tag in Rom und setzt sich selbst ans Steuer.

Laszlo kauert neben ihm. Ohne weitere Begleitung fahren sie los.

»Ich habe keine Angst, daß du abhaust«, erklärt der Amerikaner. »Erstens bist du schon zu verweichlicht, und zweitens sind wir ja alte Freunde, Dandy.« Er sieht, wie zerknirscht der Deutschrümäne ist. »Auch wenn du das Gleiche mit mir gemacht hast wie dieser Kaffler mit dir.«

»Nein«, entgegnet Laszlo. »So war das nicht.«

»Sondern?«

»Ich wollte verschwinden. Das stimmt. Gut, ich hab' einem Bekannten meinen Ausweis verkauft, aber daß ihn die Russen an der Ennsbrücke erschossen haben, damit habe ich nichts zu tun.«

»Das nehme dich dir auch ab«, erwidert der CIC-Captain. »Deine Freunde in Paris sind schon alle drei verhaftet - Ex-Häftlinge von Redl-Zipf, die du mir als tot andrehen wolltest, stimmt's?«

Laszlo nickt.

»Ihr habt auch die Zwanzig-Mark-Blüten gedruckt?«

»Ja.«

»Warum so dilettantisch?«

»Weil wir Geld gebraucht haben«, erklärt der Festgenommene. »Schnelles Geld.«

»Aber ihr habt doch in Zürich so viele Fünf-Pfund-Blüten abgesetzt?«

»Das stimmt schon«, bestätigt Laszlo. »Aber so viele waren es auch wieder nicht, und Geld hat man ja nie genug. Oder, Bob?«

»Ich schon«, versetzt der Mann aus Tucson.

»Leicht gesagt.«

Der Fiat bleibt im Gedränge stecken. Laszlo könnte aus dem Wagen springen, aber er ist wie gelähmt. Hundert Autos hupen auf einmal und vergrößern dadurch das Chaos in der Stadt der Päpste und Cäsaren, in der die Antiquitäten oft jung sind und die Pleiten frisch.

»Ich sage dir, wie du aus dieser Sache mit einem blauen Auge herauskommst«, lockt Steel. »Ich nehme an, daß du nach angelsächsischem Recht angeklagt wirst. Da gibt es den Kronzeugen; er bleibt weitgehend straffrei, wenn er seine Komplizen belastet.«

»Das mache ich nicht, Bob. Verstehst du? Meine Freunde mögen Kriminelle sein, aber doch auch arme Hunde. Sollen sie privat nicht tun dürfen, was der Staat von ihnen verlangt hat?«

»Halte dein Plädoyer gefälligst vor Gericht«, fährt ihn Steel an.

Der Wagen fährt an der Cinecitta vorbei, in Richtung Ciampino.

»Es tut mir leid, Bob, daß ich dich hereingelegt habe«, sagt der desertierte Mitarbeiter. »Wirklich. Du warst ein feiner Kerl, und manchmal hab' ich an dich gedacht und überlegt, ob es nicht viel lustiger gewesen wäre, bei deiner Special Commission zu bleiben und weniger Geld zu verdienen.«

»Du warst immer schon anhänglich«, spottet Roben S. Steel. »Sogar diesen Kaffler hast du ziemlich lange gedeckt.«

»Und jetzt machst du das gleiche mit mir wie mit Kaffler?« fragt Laszlo.

»So ungefähr«, erwidert der Captain, lächelt verschwommen und biegt zum Flughafen ein. »Hast du Geld bei dir?«

»Nicht sehr viel.«

»Hier«, sagt Steel und schiebt ihm ein Ticket für Spanien und ein paar hundert Dollar zu. »Ciao, Laszlo«, sagt er, ohne ihm die

Hand zu reichen. »Tu mir einen Gefallen und verschwinde diesmal für immer.« Er fährt in das Zentrum zurück, stellt den Wagen im Hof der US-Botschaft an der Via Veneto ab.

Leutnant Whistler hat sich keinen schönen Tag gemacht, sondern wartet auf den Captain.

»Es tut mir leid«, erklärt ihm Steel, »der Bursche ist aus dem Wagen gesprungen und im Gedränge untergetaucht.« Er weiß, daß ihm der Leutnant die Behauptung nicht abnimmt, aber es ist ihm gleichgültig, wenn es ihm darum geht, im Steel-Stil zu handeln.

Aus Paris meldet sich Inspektor Gaillard von Interpol. »Gutgemacht, Bob«, sagt er. »Wir haben alle unter Verschluß. Die Sache ist ausgestanden.« Er lacht halblaut. »Wenn du mal einen Job suchst, bei Interpol stehen dir alle Türen offen.«

»Ich werd's mir merken, Jean-Louis«, erwidert der Captain und legt auf.

Am Sarnstagmorgen fliegt er mit dem beleidigten Whistler mit der ersten Maschine nach München zurück; sie landen um elf Uhr in Riem. Die Sonne blieb in Rom zurück, an der Isar fallen die ersten Schneegraupel. Steel hat sich bei Jutta nicht gemeldet und ist allein in seinem viel zu großen Haus in Nymphenburg, überlegend, wie man an diesem trüben Wochenende die Langeweile bekämpfen könnte.

Seit der Währungsreform ist Schwabing wieder im Kommen, ein Stadtteil, den sich in München die Lebenslust reserviert hat. Hier treffen sich die Tagträumer und die Nachtschwärmer, die Möchtegerne und die Allesköninger, Maler, Dichter, Denker, Querdenker, Angeber und Nassauer.

Die Siegesstraße liegt im Herzen von Schwabing, goldrichtig, denn nebenan ist das »Sternchen«, wo es Langustensalat für zwei Mark fünfzig gibt. In der Occamstraße röhrt Gisela, und gleich um die Ecke füttert Mutti Bräu hungrige Studenten durch. Schwabing ist eher eine Spielwiese als ein Treffpunkt für

Familienfeste, aber hier kann nichts schiefgehen, denn wenn es laut und lustig wird, kommen die Nachbarn mit dem Hocker oder der Flasche unter dem Arm, und so verspricht Adrians Verlobung mit Corinna von Anfang an ein Tag der Überraschungen zu werden.

Zum erstenmal hat das Triest-Trio alle Angehörigen zusammengetrommelt: Kudellas und Kunzes Mutter und Frau Elisabeth Faber sind da und auch Adrians Vater, der seit der Rückkehr seines Sohnes keinen einzigen Angina-pectoris-Anfall mehr erlitten hat. Die alten Herrschaften, zunächst noch recht altfränkisch und ein wenig reserviert, vertragen sich von Anfang an, und gleich räumt auch der Wein, dem sie alle, wenn auch gemäßigt, zusprechen, die letzte Befangenheit aus.

»Ich hab' mir schon immer eine Schwiegertochter gewünscht, Frau Faber«, raunt der alte Stemmer seiner Tischdame zu. »Und genau wie Corinna sollte sie aussehen.«

»Das ist sehr lieb von Ihnen, Herr Stemmer«, erwidert die Frau aus Elbing. »Es tut mir nur leid, daß wir bei Kriegsende alles verloren haben und meine Tochter dadurch -«

»Nein, nein, Frau Faber, wir sind alle furchtbar reich«, erwidert Adrians Vater. »Wir haben durch den Krieg gebracht, was uns am teuersten ist.«

Es entsteht eine kurze, verlegene Pause. Dann rettet einer die Situation, mit dem sie nicht gerechnet hatten: Dr. Werner Gudrat, alias Sauerbruch. Er trägt die olivgrüne Uniform eines US-Captains. Im Gesicht hat er sich überhaupt nicht verändert; er wirkt ein wenig kurzsichtig wie eh und je, und wie sich nach dem ersten Freudentaumel herausstellt, ist ihm auch der alte Durst erhalten geblieben. »Meinen Glückwunsch«, sagt er zu Corinna. »Sie würde ich auch heiraten - wenn ich nicht schon verheiratet wäre.«

»Wie gut so«, kontert sie artig. »Und wie aufmerksam, daß Sie zu unserer Verlobung -«

»Zwischenlandung«, entgegnet der Arzt. »Ich bin auf dem Flug nach Tokio.«

»Ach, du lieber Gott«, erwidert der kleine Kunze. »Was machst du denn in Japan?«

»Was schon?« versetzt Franz an seiner Stelle. »Schneiden, Sägen, Tupfen, Fluchen.«

Nach dem Nachmittagskaffee ziehen sich die Alten zurück, und Adrian stellt fest, daß er jetzt schon jeden zweiten nicht mehr kennt.

»Wie geht es deinem Bein, Franz?« fragt Sauerbruch.

»Na ja«, antwortet Kudella.

»Wann warst du zuletzt beim Arzt?«

»Vor einem Vierteljahr. Wenn du willst, kannst du die Röntgenaufnahmen sehen.«

Sie gehen in den Nebenraum; der frühere Chefarzt von Triest hält die Negative gegen das Licht. »Gut verwachsen«, stellt er fest. »Du hast keine Schmerzen?«

»Nein, aber diese blöde Humpelei.«

»Das wird dir bleiben«, antwortet Sauerbruch. »Du humpelst nicht, weil du am linken Oberschenkel verwundet worden bist, sondern weil dein rechter um etwa dreieinhalb Zentimeter länger ist als dein linker. Verstehst du?«

»Und dagegen kann man nichts machen?« fragt Franz.

»Machen kann man gegen alles was«, erwidert Sauerbruch. »Zumindest in den USA. In der Mayo-Klinik zum Beispiel, in Rochester, da kürzen sie in solchen Fällen einfach das gesunde Bein. Das kostet natürlich viel Geld und viel Zeit, und ich frage mich, ob sich der Aufwand lohnt.«

»Mayo-Klinik?« wiederholt Kudella. »Rochester? Geld und Zeit? Mensch, Werner, laß dich umarmen! Kannst du mich anmelden?«

»Doch nicht gleich jetzt«, entgegnet Dr. Gudrat erschrocken.

»Zum nächstmöglichen Termin«, bittet Kudella. »Ich möchte in Adrians Fußstapfen treten, und zwar ohne zu humpeln.«

Er ist wie verwandelt, geht zurück, setzt sich neben Verena, der er sonst ziemlich ängstlich ausweicht. Auch Adrians Schwester hat sich etwas vorgenommen für diesen Tag, und er ist noch nicht zu Ende. »Meinen müden Kriegshelden hab' ich reaktiviert«, raunt ihr Corinna zu. »Nun sieh zu, was du aus deinem Divisionsheroen machst.«

Verena sieht Franz in die Augen, sie lächeln einander an, wie von selbst legt Franz seinen Arm um ihre Schultern, und sie leimt sich an ihn.

Da klingelt es wieder. Neue Gäste stürmen herein, typische Schwabinger Schlawiner, mit großem Durst und wenig Hemmung - aber Franz, das Organisationsgenie, hat vorgesorgt.

Auf einmal steht auch Sergeant Crispy in der Tür und übergibt seinem Freund Limpy eine ganze Kiste Bourbon. Sie setzen den Whisky gleich auf den Wein: Heimliche Millionäre sind sie schon seit längerem, kultivierte Feinschmecker müssen sie erst noch werden.

»Sag mal, Verena«, setzt Kudella zum zweitenmal an.

»Ja, Franz -«

»Ich hab' mit Sauerbruch gesprochen. Die machen in der Mayo-Klinik bereits ganz tolle Operationen.«

»Natürlich - ich hab' erst einen Aufsatz darüber gelesen.«

»Die könnten zum Beispiel dieses Humpeln bei mir völlig wegzaubern! sagt er und tritt die Flucht nach vorne an. »Könntest du mich auch nehmen, wenn ich um dreieinhalf Zentimeter schrumpfen würde?«

»Ich würde dich auch nehmen, wenn du humpelst, du Trottel«, erwidert Verena, und das ist so gut wie die zweite Verlobung.

Wieder wirbeln neue Gäste herein, und einer von ihnen trägt ebenfalls die Uniform eines US-Captains und überreicht der Braut wunderschöne Blumen.

»Nett, daß Sie vorbeischauen, Mr. Steel«, bedankt sich Corinna bei ihrem jüngsten Bekannten.

»Ich geh' auch gleich wieder«, behauptet der Captain.

»Nee«, protestiert die Gastgeberin, »das kommt nicht in Frage. Sie bleiben bis zum bitteren Ende.«

Der Mann aus Arizona läßt es sich nicht zweimal sagen, zumal er jetzt unter den Gästen einen anderen US-Captain und einen Sergeanten entdeckt hat und feststellt, daß diese drei Freunde beim Trinken kaum hinter seiner Leistung zurückbleiben. Adrian kennt er schon, dem kleinen Kunze und Kudella wird er vorgestellt. Als er ihre Namen hört, beginnt sein phänomenales Gedächtnis automatisch zu arbeiten. Kudella? Kunze? Stemmer? Er überlegt, was er schon einmal gehört hat. Aber es ist unwichtig, er trinkt, prostet ihnen zu, sie gefallen ihm. Schwabing ist für den Amerikaner etwas ganz anderes als seine täglichen Partys, die einander gleichen wie ein faules Ei dem anderen.

»Alsdann, auf unser zweites Brautpaar!« bringt Adrian einen Toast auf Franz und seine Schwester aus.

»Congratulations«, sagt Steel, »die Blumen werden nachgeliefert. Das versprech ich Ihnen. Noch jemand da, der sich verloben will?« ruft er in seinem makellosen Deutsch in den Raum. »Vielleicht bekomme ich das Gemüse dann en gros billiger.«

Im Ritual kommt dann das beinahe Unausweichliche: Sokrates läßt die Kufloh-Gesellschaft hochleben.

In diesem Moment fällt Steel ein, woher er ihre Namen kennt: Hauptmann Stengel oder Stenzel oder so ähnlich, schießt es ihm durch den Kopf. »Wart ihr gleich nach dem Krieg auf einer Berghütte im Totengebirge?« fragt er den Kleinen.

Bevor Kudella noch dazwischenentreten und ihn warnen kann, bestätigt es Sokrates mit Stentorstimme.

»Und eine US-Patrouille, die euren Schlupfwinkel für ein Werwolf-Nest hielt, ist dort mit dem Hubschrauber gelandet und hat euch geschnappt?«

»Auch das stimmt«, tritt Kudella an die Stelle des Kleinen.

»So groß ist die Welt«, sagt der Captain. »Ich hoffe, daß ihr trotzdem mit mir noch trinkt. Ich war damals in Bad Aussee stationiert, und ihr seid in meinem Auftrag von diesem Berg heruntergeholt worden.«

»Warum eigentlich?« fragt der Breslauer.

»Wenn ich mich recht erinnere«, beginnt der Captain, und er erinnert sich immer richtig, »hat euch auf der Straße ein SS-Sturmbannführer angehalten und gezwungen, einen Lastwagen zu übernehmen und ihn an den Toplitzsee zu fahren.«

»Haben wir aber nicht gemacht«, behauptet Kudella und kommt ins Schwitzen.

»Weiß ich«, bestätigt der CIC-Captam. »Das hat meine Dienststelle lange genug überprüft.«

»Warum denn?« fragt Kudella, so beiläufig wie möglich.

»Weil in den Kisten auf dem Lastwagen Unmengen von Falschgeld waren. Pfund-Blüten im Nennwert von zwölf bis fünfzehn Millionen.«

Kudella ist nicht der Typ, den ein Schlag gegen den Solarplexus umwirft, aber er muß Luft holen, und es wird ihm schwindlig, als er daran denkt, daß er in Zürich Falsifikate als vermeintliche Devisenreserven der Deutschen Reichsbank im Gegenwert von zwölf Millionen Schweizer Franken eingetauscht hat. »Das ist doch wohl nicht möglich«, säuselt er.

»Und ob das möglich ist«, versetzt Steel. »Die Nazis haben diese Blüten im KZ produzieren lassen, und die Bank of England mußte daraufhin alle Scheine, bis auf die Fünf-Pfund-

Noten, für ungültig erklären, und ausgerechnet die waren auf eurem Lastwagen. Cheers«, sagt er und hebt das Glas. »Lassen Sie uns von anderen Dingen sprechen.«

Stemmer nimmt den kleinen Kunze beiseite. »Hast du das mitgekriegt?« raunt er ihm zu. »Wir sind Falschmünzer.«

»Wir nicht«, erwidert Sokrates leise, »sondern die Leute, die die Fälschungen herstellen ließen.«

»Aber wir haben sie umgetauscht.«

»Halt's Maul«, erwidert Kunze grob. »Hauptsache, wir sind reich.«

»Und was ist aus dem Geld geworden?« fragt auf der anderen Seite Kudella den Captain.

»Was weiß ich«, entgegnet Steel. »Es ist nie mehr zum Vorschein gekommen.«

»Dann verdanke ich Ihnen also die französische Kriegsgefangenschaft«, lenkt Adrian ihn vom Thema ab.

»In gewisser Hinsicht schon«, entgegnet der Captain. »I am sorry.«

Die Verlobungsfeier zieht sich durch die ganze Nacht. Nach ein paar Stunden Pause geht sie auch noch am Sonntag weiter. Längst ist jeder mit jedem per Du. Captain Steel paßt prächtig in diese gemischte Gesellschaft. Er geht als Vorletzter, den Letzten werfen sie schließlich hinaus.

Sie haben zu tun. Sie brechen die Wand auf, holen die restlichen fünfhunderttausend Pfund aus dem Versteck und verbrennen sie im Kanonenofen. Sie werfen Bündel für Bündel in die hochzüngelnden Flammen.

Die Beweisstücke verbrennen.

Und Feuer reinigt.

Als am Montagmorgen um acht Uhr dreißig der Wecker klingelt, nimmt Captain Steel ein Kissen und erstickt das Geräusch. Es ist keine Lösung, aber es bringt ihm noch zwei

Stunden Schlaf. Er kann nicht wissen, daß um acht Uhr dreißig überraschend der erzürnte Chef der Property Control bei CIC Munich aufgetaucht ist.

Als der Captain kurz vor zwölf erscheint, macht er nicht den besten Eindruck. Seine Haare lassen sich nicht bändigen; seine Pupillen schillern gelblich.

Colonel Highsmith hebt angewidert die Munddecken, als er die Alkoholfahne riecht. »Captain Steel«, sagt er, wesentlich unfreundlicher als sonst, »seit drei Stunden versuche ich, Sie telefonisch zu erreichen.«

»Eine Störung, Sir. Ich werde sofort den Störungsdienst anrufen.«

»Das können Sie sich sparen«, erwidert der Colonel mit dem schmalen Kopf und der gesunden Gesichtsfarbe, dem geraden Haarscheitel und dem soliden Lebenswandel. »Man hat einiges an mich herangetragen, und ich sehe mich gezwungen, diese Vorwürfe zu untersuchen. Ich habe in Frankfurt mit einer - einer Dame«, Highsmith dehnt das Wort wie einen Gummistumpf, »namens Wenda Schönhals gesprochen, einer Schauspielerin aus Wien, von Ihnen Nutscherl genannt. Die Lady behauptet, Sie hätten Ihr Eheversprechen gebrochen.«

»Sorry, Sir«, wiederholt Steel. »Ich war wohl nicht ganz nüchtern, als ich es abgab.«

»Ich erfahre weiter, Sie hätten mit Ihrer Münchener Sekretärin ein Verhältnis«, fuhr dieser Puritaner fort.

»Ich kann es nicht leugnen, Sir.«

»Und nun das Schlimmste: Man hat mir gemeldet, daß Sie am letzten Freitag in Rom absichtlich einen Falschgeld-Dealer namens Menarek entkommen ließen.«

»Nicht absichtlich, Sir, sondern fahrlässig«, antwortet Steel.

»Dieser Mensch war früher ein halblegales Mitglied Ihrer Special Commission?«

»Yes, Sir.«

»Sie wollten verhindern, daß durch seine Aussage vor Gericht Ihre Praktiken offenkundig würden?«

»So kann man es auch sehen«, entgegnet der Captain. »Aber eigentlich sollte Ihr Informant es besser wissen.« Highsmith schweigt; Steel betrachtet es als ein Zeichen fortzufahren. »Es bestanden auch noch gewisse menschliche Beziehungen zwischen Menarek und uns, wie«, greift er mit gewohnter Verve an, »hinter dieser Denunziation auch noch andere Gründe stehen dürften als reiner Diensteifer.«

»Was meinen Sie damit?« fragt der Colonel.

»Ich nehme an, daß die Meldung von Leutnant Whistler stammt.«

Highsmith schweigt, aber er ist viel zu rechtschaffen, um sich nicht durch seinen Gesichtsausdruck zu verraten.

»Hierbei handelt es sich um einen US-Offizier, der beinahe gewaltsam Punkte sammelt, um wieder in die Staaten zurückzukommen.«

»Sie meinen«, erwidert der Colonel, »dieser Mann fühlt sich, im Gegensatz zu Ihnen, in Germany nicht so recht wohl?«

»So ist es, Sir.«

Der alerte, schlanke Colonel, an dessen Uniform kein Stäubchen zu sehen ist, erhebt sich. Einen Moment lang glänzen seine Augen wie seine graumelierten Haare. »Ich leugne nicht, daß Sie ein guter Mann sind, Captain Steel«, sagt er. »Sie sind zwar kein echter Offizier, aber Sie haben sich, das werde ich in der Abschiedsurkunde ausdrücklich festhalten, Verdienste um die US Army erworben. Ich werde Sie beim nächsten Revirement im März in die Staaten zurückschicken, weil ich glaube, daß Sie beim FBI besser aufgehoben sind... Bleiben Sie noch«, setzt er hinzu, als er Leutnant Whistler hereinruft. »Sie sind ein sehr aufmerksamer Offizier, Leutnant Whistler«,

beginnt er.

»Yes, Sir«, erwidert der Amerikaner stramm.

»Ich denke, daß man einem so strebsamen Offizier eine Chance geben sollte«, versetzt Highsmith, »zumal Captain Steel uns verlassen wird. Ich bin froh, daß dann wenigstens Sie in Germany bleiben werden.«

Der Colonel verabschiedet sich mit einem grimmigen Kopfnicken. Er läßt einen verstörten Leutnant und einen lachenden Captain zurück.

Roben S. Steel sollte im März von Bremerhaven aus auf einen Truppentransporter verladen werden, aber er verzichtet darauf und erklärt sich bereit, als Zivilist auf eigene Kosten in die Staaten zurückzufliegen. Er erhält eine Sondergenehmigung und Urlaub bis zu seiner formellen Entlassung.

Bis zu seiner Abreise hat sich Steel so mit seinen neuen Freunden Adrian, Franz und Wolfram angefreundet, daß sie beschließen, ihn nach Zürich zu begleiten, wo der Amerikaner von Kloten aus den Rückflug antreten wird.

Dr. Hyazinth Frey hat den drei Freunden bestätigt, daß sie nun wieder ungehindert in die Schweiz fahren und Fünf-Pfund-Noten umtauschen können. Schließlich hat die Polizei die Falschmünzer von Paris gefaßt und schiebt ihnen alles in die Schuhe. Die Klienten erklären Dr. Frey, über ihren Restbestand inzwischen anderweitig verfügt zu haben. Zur gleichen Zeit ist auch Steel bei seiner Zürcher Bank vorstellig geworden.

An der Bar des Flughafens Kloten nehmen sie den Abschiedsdrink. »Was wirst du drüben machen, Bob?« fragt Adrian.

»Weiß ich noch nicht«, erwidert der Amerikaner, das Bordcase zu seinen Füßen prallgefüllt mit Dollars, die ihm eine reibungslose Rückkehr in das Zivilleben ermöglichen werden. Es ist nur ein Bruchteil seines Besitzes. Der Hauptteil bleibt weiterhin auf einem Nummernkonto seiner Zürcher Bank.

Robert S. Steel hat ziemlich verdrängt, wie er zu diesem Reichtum gekommen ist; er setzt sich auch nicht mehr damit auseinander, daß er das Geld auf zwar intelligente, wenn auch etwas unsaubere Weise erworben hat, denn seiner Meinung nach wird Geld ab einer bestimmten Höhe ohnedies immer uehrlich.

Von der Aussichtsplattform aus verfolgen die Kufloh-Gesellschafter, wie ihr US-Freund über die Bodentreppe an Bord der Superconstellation geht.

Am Eingang begrüßt den Gast eine schicke Stewardess mit dieser »Blond ist so impertinent«-Haarfarbe und überreicht ihm eine Zeitung. »Der Start wird sich ein wenig verzögern«, erklärt sie dem Passagier. »Die Piste ist noch nicht frei.«

Steel nickt, sieht sie an.

Die Bordfee lächelt zurück und geht zum nächsten Passagier.

Der Amerikaner schlägt die »New York Times« auf und sieht sofort Kafflers Foto über der Unterschrift: »Himmlers Falschgeld-Dealer in Südamerika verhaftet.«

Der Passagier trinkt den ersten Schluck auf den britischen Colonel Thomson, der großartig gearbeitet haben muß. Seit der Übergabe der Akten der »Operation Bernhard« hat ihn der Amerikaner nicht mehr gesehen, aber zweimal mit ihm telefoniert. Er weiß, daß der Colonel sowohl in Zürich wie in Madrid erhebliche Summen für das britische Schatzamt sicherstellen konnte. Am Rande hat Steel auch erfahren, daß sich der Untersuchungsgefangene Retloff in der Zelle erhängt und sich die Privatbank Künsterli & Gyger trotz fehlender Unterschrift mit den Briten arrangiert hat. Die Superconstellation rollt an.

Von der Plattform aus verfolgen die Drei von Triest, wie die Vier-Mot-Maschine vom Boden abhebt, nach oben zieht und auf Kurs geht.

»Dieser Bob ist der gleiche Ganeff wie wir«, stellt Kudella fest.

»Woher willst du das wissen?« fragt Sokrates.

»Das spür' ich im Urin«, versetzt der Breslauer. »Apropos -« Er sieht sich nach einer Toilette um, und da sie alles zu dritt tun, begleiten ihn die beiden Freunde auch noch auf das Pissoir.

Sie stehen nebeneinander, in Linie zu einem Glied, wie so oft damals und wie neben so vielen, die neben ihnen gestanden haben und nie mehr neben ihnen stehen werden.

Franz, die Kanaille, wird, während er sich erleichtert, nach Männerart ziemlich redefroh. »Geld allein macht nicht glücklich«, sagt er.

»Man muß es auch in der Schweiz haben«, ergänzt Adrian.

Sie lachen alle drei, waschen sich nacheinander die Hände, in Unschuld, wie Pilatus, verlassen den Airport und fahren zurück in die City, redliche Freibeuter, zeitgemäße Gentlemen und wahrscheinlich Zürichs ehrlichste Diebe.